



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



יהוה





一

二

三

四

1

Ueber

die Langeweile.

Vortrag

gehalten im wissenschaftlichen Verein

von

Dr. Erdmann,
Professor in Halle.

Berlin, 1852.

Verlag von Wilhelm Herß.
(Beffersche Buchhandlung.)



Hohe Versammlung !

Die oft ausgesprochene Behauptung daß es keine Absurdität gebe, die nicht von einem Philosophen vertheidigt wäre, trägt zwar ihre Widerlegung in sich selbst, indem eben sie eine ist die schwerlich an einem Philosophen einen Vertheidiger gefunden hat, doch aber ist sie nicht völlig aus der Luft gegriffen. Man kann sie nicht eine boshafte Erfindung, sondern nur eine Uebertreibung nennen, denn wirklich haben Philosophen sich oft in Paradoxien gefallen, ja ihre Ansicht auf Grundsätze gebaut, deren Unhaltbarkeit leicht zu entdecken. Beispiels halber seien hier zwei Sätze erwähnt — wenn man sie nicht lieber als einen und denselben ansehen will — deren Anwendung einmal in Frankreich, einmal in Deutschland, der Philosophie eine eigen thümliche Richtung gegeben hat. In der bedeutendsten Schule Frankreichs, der des Des Cartes, wurde früh der Grundsatz ausgesprochen, der Mensch

nne nur hervorbringen, wovon er einsehe wie es
 entstehe und was es sei, und es ward daraus ge-
 folgert, daß unmöglich wir selbst unsern Arm be-
 wegen, sondern daß Gott mit seiner wunderthätigen
 Macht ins Mittel trete und sich zum Exekutor un-
 seres Willens mache. Nicht minder, nur in um-
 gekehrter Weise, wurde in Deutschland von den
 Anhängern F. H. Jacobi's die Solidarität von Er-
 kennen und Hervorbringen festgehalten und, weil
 dieses nicht ohne dieses Statt finde, behauptet: der
 Mensch erkenne nur wo er schöpferisch sei, und
 darum könne von Gott und göttlichen Dingen Nichts
 erwußt werden. Daß der Grundsatz der Carte-
 sianer nach welchem das Machenkönnen das Be-
 greifen in sich schließt, daß dieser unhaltbar, da-
 durch machte ich die praktische Erfahrung als ich der
 Veranlassung meines heutigen Vortrags zu über-
 zeugung. Ich hatte dazu die Langeweile er-
 wunden, er wußte daß ich sie machen könn-
 ten, deren Hervorbringung ich mir eine Art
 Haft zuschreiben darf, und ich bemerkte
 mir ihr Wesen und ihre Entstehungsart
 nicht ohne Weiteres klar werden woll-
 ten, daß das Ertrappen einer philoso-
 phischen Wahrheit auf einem Irrthum mich ge-
 empfindlicher machte, sei es daß

rathien für eine Schule gehabt habe, die von
 was dem Menschen das Höchste ist, „nichts
 will“, genug ich ließ mich von den Be-
 hielten nicht hindern, die einen Anhänger
 Schule von seinem Vorsatz hätten abbringen

Tropf ihres warnenden Rufs: was du be-
 bringst du in dir, was du verständlich machst
 hervor, wage ich es den gefassten Vor-
 halten und zu einer Betrachtung der
 einzuladen die uns zeigen soll
 st, wie sie entsteht und wie sie beurtheilt
 us. Schlimm genug wäre es freilich,
 Vortrag jener Schule Anhänger ver-
 dem sie nach Beendigung desselben sagen
 ne haben Recht, das Begreiflich machen der
 ist wirklich ein Hervorbringen derselben.

den gemachte Bemerkung, daß selbst
 Philosophenschulen oft Unhaltbares be-
 i der Umstand daß sie unter sich selten
 n, macht es rathsam nicht bei einem
 hrung zu suchen. Gäbe es dagegen
 vor der sie alle sich beugten, so
 enlichkeit auf und der Philosoph,
 ister hinaufblickten wie ihre Schü-
 id dessen Entscheidung Alle sich ge-
 : wäre unser Mann. Einen solchen

Philosophen über allen Philosophen mit mehr Recht als Aristoteles. Namen des „Meisters“ führer gibt es: es ist der welcher, n nur einer oder der andern nähere Bestimmung „Man“ größte aller Autoritäten deren schlechtslos ist, weil sie als Richter über Allen steht, über sie, von welcher die Engländer zahl sprechen, weil sie nicht zuzahlen ist, sie welche überall für sie gibt mit dem Gattung bezeichnet wird, (Man, men, sie spricht das letzte entscheidende Handeln der Philosophen. Es ist daß „Man“ es fordern und nicht verweigern zu dürfen, und eine Lehre recht siegreich darstellt hinter die Aegide jener Macht sondern „Man“ weiß. Was „Man“ von der Längeweile wären wir mehr geborgen als wäre was Kant und Spinoza davon halten müßten. — viel leichter, die Ansichten jen

Wissenschaft zu vernehmen als die unseres Meisters
r Meister. „Kant und Spinoza haben ihre Ge-
anken laut werden lassen, sie haben gesprochen,
r eine im engen Freundeskreise im Haag, der
dere auf seinem Katheder in Königsberg, ja sie
rechen noch heute zu Jedem der die Ethik liest
er die Kritik der reinen Vernunft.“ Dies ist
ichtig, aber glücklicher Weise ist unser Philosoph
cht schweigsamer gewesen als jene Philosophen,
Ran“ ist nicht stummer als jene beiden Männer.
agt man aber: ja wo spricht denn „Ran“, so
in der Frage die Antwort enthalten: „Ran“
cht wo man spricht; in der Sprache sind Seine
anken laut geworden. Wie in der Sprache des
einen seine Gedanken sich offenbaren, in Les-
Sprache sein klares Denken sich spiegelt, so
er d. h. der allgemeinen, Sprache das Den-
icht eines sondern des Menschen, den wir ja
„Ran“ nannten. Die Sprache zeigt wie
“ d. h. der Mensch, die deutsche Sprache wie
in Deutschland“, d. h. der deutsche Mensch
Darum ist es eigentlich einfacher hinter das
Ran“ denkt zu kommen, als hinter Kant's
inoza's Gedanken. Was beide gesagt ha-
man nicht immer zur Hand, hat man es
sich, so muß man zweierlei lernen, was

igen und ihre eigenthümliche Sprache in der
 s entwickelt haben. Dagegen bei unserm Autor
 das Werk worin er lehrt und das Idiom
 n er spricht zusammen, und dieses sein Werk
 Jeder der sprechen kann, stets bei sich, den vo-
 nösen „deutschen Sprachschatz“ als ein beque-
 und glücklicher Weise unverlierbares Wörter-
 , zwar nicht in der Tasche aber im Kopf. Wer
 diesem Werke umherblättert läßt sich von dem
 hren, der die Sprache schuf, wer auf den Sprach-
 auch achtet sieht wie „Man“ zu denken pflegt,
 einsieht daß man nicht anders sprechen kann,
 innt die Ueberzeugung daß man in einer be-
 mten Weise denken muß. — Zwar mit ganz
 edingtem Vertrauen darf man nicht erwarten
 der Sprachgebrauch uns alle Räthsel lösen u
 Mühe des eignen Denkens abnehmen w
 in wie ein sonst ernsthafter Mann sich wo
 en darf scherzend seine Meinung hinter
 verbergen die das Gegentheil besager
 „Man“ kein Pedant und unsere,
 :achen, bieten manche seiner Späßchen d
 z. B. von dem reuigen Verbrecher
 e ein schlechtes Gewissen, und vo
 ten dem sein Gewissen keine Borr
 habe ein gutes, obgleich doch gr

Letztern nichts taugt, so ist dies eben so seltsam wie, worauf Lichtenberg aufmerksam gemacht hat, daß wenn ein Mensch durch Zuhalten der Nase es unmöglich macht, daß die Töne durch die Nase gehen, daß man gerade dann sagt er spreche durch die Nase. Vergleichen wird uns nicht dahin bringen mit dem Franzosen zu sagen *On est un sot*, wohl aber berechtigen zu sagen *On est un farceur* und verpflichten bei unsern Anfragen an den Sprachgebrauch auf unserer Hut zu sein. — Glücklicher Weise ist bei unserm Gegenstande der Schöpfer des Sprachgebrauchs hübsch ernsthaft gewesen und wenn wir, mißtrauisch gegen Jacobi und die Cartesianer, ohne Vertrauen zu Kantianern und Spinozisten, fragen was „Man“ als das Wesen der Langenweile anzusehn habe, so antwortet uns der Gefragte obgleich indirect, doch deutlich und richtig. Bekanntlich sagt man, wo Jemand sich der Langenweile entledigt, daß er sich die Zeit vertreibe. Er vertreibt sie sich, denn an sich kann die Zeit, dieser Fluß der Vergänglichkeit in dem wir die Dinge schwimmen sehn, eben so wenig vertrieben werden wie die Dunkelheit die gegenwärtig unsere Hemisphäre deckt; wie aber diese Jeder sich vertrieben hat der in diesen erleuchteten Saal trat, so mag der Mensch auch die Zeit sich vertreiben indem er

sie sich unmerklich macht. Wer im Unmerkbarwerden des Zeitverlaufs das Aufhören der Langeweile sieht, kann ihr Wesen nur in das Gegenteil setzen, also in die Aufmerksamkeit auf den bloßen Zeitverlauf. Daß aber diese Ansicht, welche jenem Sprachgebrauch zu Grunde liegt, richtige ist, wird von der eignen Selbstbeobachtung bestätigt. Alle Gegenstände werden vom Strich der Zeit an uns vorübergetragen wie die schwimmenden Blumen vom Waldbach, ihr Vorüberschwimmen nennt man Geschehen. Je mehr das, was geschieht unsere Aufmerksamkeit reizt, d. h. je mehr sie gefesselt wird durch die Gegenstände in jener Verlauf darbietet, um so weniger achten wir auf ihn selbst ganz wie, wenn sich dort die feigen Blumen drängen, die schwimmende Blume Insel das Wasser verbirgt. Je seltner sie werden, desto sichtbarer werden die Wellen und der hörende Knabe klagt daß der Bach „nichts“ mehr bringt, wenn statt der erwarteten Blumen der Bach nur sich selbst d. h. die Wassermasse ihm darbietet. Gerade so quält es uns, wenn die Zeittheile, welche zwischen die Gegenstände fallen und alle leer sind, sich mehren und ausdehnen, so daß es ist als wenn „nichts“ mehr geschieht; wir haben da Langeweile deren naivster Ausdruck der Wunsch ist

Kinder ist: ach möchte doch Etwas geschehn! ganz wie jener Knabe sagte: ach möchte doch wieder Etwas (d. h. eine Blume) kommen. Langeweile ist also ganz was dort das Sehen des bloßen Wassers, und wenn ich sage, je mehr Wasser um so mehr Langeweile, so werde ich sicher alle die auf meiner Seite haben die jemals wäfrige Reden gehört haben, in denen nur selten das Blümchen eines neuen Gedankens hervortauchte. Ja ich möchte den Vergleich mit dem Waldbach noch weiter ausdehnen: Regengüsse ließen ihn anschwellen und führten von allen Seiten ein schmutzig graues Wasser ihm zu, er wird zum Fluß, er wird zum rasenden Strom, da erreicht er die Höhe wo die zwingenden Dämme nachgeben, er durchbricht sie und ein ungeheurer See ist da, in dem der Strom selbst unsichtbar wird weil, so scheint es, die Wasser ihn selbst verschlangen. In allen Beziehungen gleicht ihm die Langeweile, auch ihr Colorit ist ein gräuliches Gräulich wie seines, auch sie kann zur rasendsten Langeweile werden wie Mancher erfahren, glücklicher Weise aber hat auch sie wie jener Strom ein Maas, denn ist ein gewisser Punkt erreicht so hört Alles auf bemerkbar zu sein, darum auch die leere Zeit, indem der Mensch alles Bewußtsein verliert hat die Langeweile sich selbst verzehrt wie dort

den Strom seine Fluthen; an die Stelle ist das Schwarz der Bewußtlosigkeit, getreten. — Sollte die Behauptung r daß die Langeweile nur im Bemerken Zeit besteht, so wäre es nicht glaublich Zustand isolirt da stünde. Denn da ihrem Zwillingebruder das gleich räthsel hat, das wir Raum nennen, so wäre wenn es nicht einen Zustand gäbe quäle Langeweile, der im Bemerken des leere Raumes bestünde. Der Umstand, daß ein solches Seitenstück zur Langeweile offenbar für unsere These, es ist — der d. l. Er entsteht da, wo sich die Gege Raum der Wahrnehmung entziehen und a die bloße Räumlichkeit wahrgenommen wi erregt es Schwindel wenn wir im D uns umgebender Gegenstände, oder wer uns gedreht werden: wie beim schnell der Farbenscheibe das Grau d. h. die U steht, so hier das Grau der Gestaltloß alle bestimmte Gestaltung und Gegen verschimmt und schwindet. Aehnlich der Schwindel auf Höhen. Im Z Thürmers, und sei der Thurm noch so pfindet man ihn nicht, die Wände und

benden Gegenstände fixiren den Blick; jetzt denke man sich die Wände fort, denke sich den Fußboden immer mehr sich verengend, wir stehn nicht mehr auf einem solchen, wir stehn auf einem schmalen Brett, jetzt nur auf einem fein gespannten Draht in Thurmes-
höhe, jetzt nur noch auf einer Nadelspitze, so daß wir nichts mehr sehen was unsere Füße stützt, jetzt denke man sich auch diese Nadelspitze weggenommen — bei der bloßen Vorstellung kann uns Schwindel antwandeln, weil wir in uns hervorbrachten was ihn bewirkt, die Anschauung der Leere. Ueber dem Abgrunde des Nichts zu schweben muß das Maximum des Schwindels sein, welches dem Punkte nahe stünde, wo die Sinne vergehn, denn auch hierin zeigt sich der Schwindel als Geschwisterkind der Langeweile daß beide aus ihrem Grau in das Schwarz der Bewußtlosigkeit übergehn können. Die Zusammengehörigkeit beider Zustände, die es erklärlich macht, daß man die Langeweile ein Gefühl innerer Leere nennt oder auch sagt: vor Langerweile drehte sich alles vor mir, diese hat übrigens der praktische Menschenverstand längst geahndet und lange ehe der geistreiche Marcus Herz in seinem Buche vom Schwindel fast wider Willen auf die Langeweile kam, haben Ammen und Kindermägde den Kindern wenig modulierte Weisen vorgesungen

und zugleich sie geschaukelt, d. h. gleichzeitig sie **langweilt** und **schwindlig** gemacht, Beides um **einen Effect der Bewußtlosigkeit** hervorzubringen.

In der **Langenweile** macht sich also die bloße Zeit wahrnehmbar. Mit diesem Satz aber gerathen wir in Gefahr gegen den alten Grundsatz zu verstoßen, daß **Nichts** keinen Effect habe. Denn die Zeit allein, ist sie Etwas? Wir müssen es verneinen, und dürfen es trotz unsrer Behauptung, daß wir die Zeit den Fluß nannten, in dem wir die Dinge wahrnehmen. Wir sprechen ja auch vom Wasser im Fluße, sehen die Kugel im Rollen, den Stein im Fallen, die Tänzerin in der Pirouette, ohne daß daraus folgt, daß wenn nun das Wasser, die Kugel, der Stein, die Tänzerin verschwände, der Fluß, das Rollen, das Fallen, die Pirouette bliebe und für sich Etwas wäre. Die Zeit ist nichts Anders als solches Fließen, Rollen, Fallen, Pirouettiren, eben darum aber auch **Nichts** ohne die, welche pirouettiren und fallen. — Wie aber? Die leere Zeit soll **Nichts** sein, und doch sollen wir sie bemerken in der **Langenweile**? Das ist ja ganz wie jener Schullehrer in den fliegenden Blättern welcher sagt: ich bemerkte abermals sehr Viele, die nicht da sind. Warum nicht? Wer weiß ob nicht Jeder, der *sich langweilt* wirklich ganz in der Lage jenes

Schullehrers sich befindet? Eins wird man nemlich dem armen Schelm gewiß zugeben: daß an dem was er sagt Etwas dran ist. Wenn er auch nicht die Abwesenden sieht, so bemerkt er doch daß heute nicht, wie sonst doch, die bekannten pausbäckigen Gesichter ihm die Schultische unsichtbar machen, er bemerkt also und fühlt einen Mangel. Gerade so ist die Langeweile ein Gefühl des Mangels, wir vermiffen Interessantes, und dies heißt eigentlich nur: wir bemerken unser eignes Nicht-Interessirt sein. — Was heißt aber eigentlich Interessirt sein und Interesselosität? Es ist durchaus kein Zufall, wenn wir durch die reflexive Form Sich interessieren, daß einer sein Interesse findet, als seine Selbstthätigkeit bezeichnen. Interesse ist wirklich, was es ursprünglich auch heißt, dabei- oder darunter-sein, unser Interesse an einem Gegenstande besteht nämlich darin, daß wir uns ihm hingeben und von ihm ganz in demselben Sinne sagen können, „ich bin dabei“, wie wir es sagen wenn uns ein Vorschlag gemacht wurde. So wenig Einer von seinen Freunden gezwungen werden kann, bei einer lustigen Partie „dabei“ zu sein — nähmen sie ihn mit Gewalt mit, so würden sie bald bemerken, daß er „abwesend“ ist — eben so wenig kann es ein Gegenstand erzwingen, daß man sich für ihn interes-

sire, dazu gehört der gute Wille dessen, der Jener Thierschädel im Walde, vor dem ein Naturforscher in Interesse versunken steht, ist ganz uninteressant und dem vorübergehenden oder Handwerks-Burschen verübelt es wenn er sagt: „da liegt der langweilige noch immer“. Der Forscher spricht nicht die längst gehegte Ahnung eines allgemeinturgesetzes wird ihm durch einen, sonst unsid Spalt an diesem Schädel bestätigt, er sieht der Schädelform Vernunft, und wie sollte jetzt an dem woran der Handwerksbursche oder einen bloßen Knochen findet, wie nicht daran sein Interesse, d. h. sein eigenes und darin-sein finden, da er selbst ja Ni will als Vernunft, und Vernunft wirklich Schädel sichtbar ist, und aus demselben he ihm redet? Man sagt von jenem Forscher, den Schädel mit Geist betrachtet, weil es Stimmung des Geistes ist, nirgends wie Fremde, überall heimisch d. h. dabei und zu zu sein, sich in Alles d. h. in Allem sich, ol verwandtes Wesen, zu finden. Ist aber dabei sein Interesse, so ist Interesse-haben anzeigen, und begreiflicher Weise nennt man de Mann von Geist oder von Kopf, der es

im Selbstgespräch oder im Gespräche mit Andern. Allem Interesse abzugewinnen, umgekehrt aber nennen wir den beschränkt, oder auch einen Idioten, der so wenig im Stande ist aus den Schranken des eignen Meinens herauszukommen, daß er unfähig ist, „dabei“ zu sein, wenn ihm eine partie — nicht *de plaisir* sondern *de raison* — angeboten wird. — Fragen wir aber nun, indem wir zu unserm Gegenstande zurückkehren, zu welchen von jenen Beiden der zu stellen sei, der sich langweilt, so bleibt uns keine Wahl: War es ein Verdienst Interesse zu finden, weil man wirklich sich interessiert, so ist auch die Langeweile nur eigne Schuld und nicht ohne Grund ist ein *s'intéresser* so auch *s'ennuyer* ein *verbe réfléchi*. Man braucht darum nicht mit Kant zu behaupten, daß die Zeit nur in uns selbst ist, und wird dennoch sagen können: wer die bloße Zeit wahrnimmt, bemerkt nur seinen eignen Zustand, einen Zustand der mit Recht als innre Leere bezeichnet; als innre weil er in uns liegt, als Leere weil er Kopf- und Geistes-leer ist, so daß wenn oben gesagt ward, dem Gelangweilten gehe es so, wie jenem armen Schullehrer, wir jetzt hinzufügen müssen: er ist auch nicht geistreicher als jener. — Wie das Interesse Geist verrieth, so die Langeweile den Leeren

Kopf. Da nun aber in allem Uebrigen Kopf und Herz nicht zwei von einander getrennte Bethümer des Menschen sind, sondern vielmehr so sammen gehören, wie die concave und convexe Seite eines Kreisbogens, so fragt sich, ob nicht auch Langeweile neben ihrer intellectuellen Seite eine habe, welche die Gefinnung betrifft? Der Philosoph bejaht dies indem sein ennui auch einen Mangelzustand bezeichnet. Indirect weist der deutsche Sprachgebrauch eben dahin, indem das Gegenüber der Langeweile, das Interessirtsein, eben so eine intellectuelle Anregung andeutet, als auch beginnende Liebe. In dieser Zusammenstellung ersten Anfänge des Erkennens und der Liebe der Sprachgebrauch nicht nur den tiefstinnigen Philosophen auf seiner Seite, der das Erkennen eine intellectuelle Liebe nannte, nicht nur die Erfahrungsforscher, der nur den Gegenstand zu begreifen mag, den er mit Liebe betrachtet, sondern das Zutrauen Aller, die es erfuhren, daß zwei Herzen sich verstehen, wo sie sich lieben, nur lieben wo sie verstehen. Verhält sich aber Kopf und Herz Interesse finden und Interesse nehmen, so hat Interesselosigkeit oder Langeweile viel mehr mit Herzen zu thun, als Viele meinen. Wofür man Herz hat, und dem man sich liebend hingiebt,

langweilt nicht. Umgekehrt aber, je mehr Einer sein Herz verschließt, und anstatt liebend Allem sich hinzugeben, sich auf sich beschränkt, um so mehr wird die Langeweile hervortreten. Dasselbe sich auf sich Beschränken, welches den Idioten oder beschränkten Kopf machte, ist, von seiner Gemüthsseite angesehen das, was das Wesen des Egoisten macht mit seinem engen Herzen, welches so wenig faßt, daß es eben darum sich stets leer und einsam fühlt. Dies quälende Gefühl des Alleinseins, das die meisten Egoisten als von der Umgebung verschuldet betrachten, hinsichtlich dessen Einige sich dazu erhoben, daß sie es als Strafe ihres früheren Betragens ansehen, ist — das aber ahndet Keiner — ist selbst der Egoismus, darum schwindet es in dem Augenblick wo der Mensch mit Liebe auf die Welt blickt, weil sie sich dann, wie durch Zauber, mit Brüdern und Schwestern bevölkert. Der ideenlose Kopf klagt daß nichts ihn interessire, und das kalte lieblose Herz accompagnirt dazu mit der Klage, es sei verlassen und einsam. Denkt man sich Beides vereint, stellt man sich einen Zustand vor, wo das erstarrte Herz klagt: „auf dieser weiten Erde Niemand, Niemand“, und das ausgebrannte Hirn verlangend ruft: „ach nur eine Idee, nur einen neuen Gedanken“, so kann uns ein Schauer überlaufen, bei der Vorstellung dieses völligen Alleinseins mit

seiner tödtlichen und doch nicht tödtenden Langeweile. — Zeigt sich aber in ihr neben dem leeren Kopf auch das lieblose Herz, so ist die gewöhnliche Art, in der Langeweile nur etwas Unangenehmes zu sehn, ein Seitenstück zu der sogenannten Humanität, die in dem Verbrecher nur einen armen Kranken sieht, und die kaum anders unschädlich zu machen ist, als dadurch, daß man sich auf ihren Standpunkt stellt, und nun das Gefängniß Charité nennt, den Strafcoder als Pharmacopea den Richter als Arzt bezeichnet, und die Hinrichtung nicht als Todesstrafe, sondern als ein erprobtes *specificum* gegen die Mörderkrankheit empfiehlt. Wie das Verbrechen noch etwas mehr ist als ein Fieberdelirium, so ist es auch mit der Langeweile eine ernstere Sache, als die Meisten im Sinne haben; wenn sie sagen es wäre besser, man langweilte sich nie. Nicht nur besser wär' es, sondern das allein Gute. Was vor geraumer Zeit in einem geistreichen Briefe mich frappirte, ohne daß ich sogleich Alles erkannte was in diesen Worten liegt, das was die Einen Satan und Teufel, Andere Ahriman, noch Andere Typhon nennen, daß dieses Alles nur Eines sei, nämlich die Langeweile, dies ist vollkommen richtig. Die Langeweile ist der wahre böse Dämon, denn wer sich langweilt ist von dem Dämon des Personalismus und Egoismus besess

der ihn verhindert, Anderes interessant zu finden und zu lieben als sich, von dem Dämon, der sein Hirn verbrannte, so daß er nicht mehr in den Gegenständen sich, Vernunft, erkennt, der sein Herz erkältete, daß es nicht mehr vermag, in den Angelegenheiten Anderer die eignen zu finden. In der That, wenn man sieht wie dieser Dämon nicht nur die Kinder unartig und toll macht, sondern wie er eben so den Erwachsenen ein Versucher wird, der zu den dummfen, ja zu den schlechtesten Streichen bringt, so ist gar nicht zu begreifen, warum nicht öfter gegen die Langeweile gepredigt wird. Das Thema verdiente es, ganz abgesehn von dem Vortheil den es darbietet, daß man den Zuhörern ins Gewissen schieben könnte, sie dürften sich nicht langweilen.

Gewiß war es nicht die Furcht, durch Predigten gegen die Langeweile alle Regeln traditioneller Sittlichkeit zu verletzen, welche dieses Thema von den Kanzeln verbannt hat, sondern die Ansicht, daß dergleichen Auseinandersetzungen im Munde eines Geistlichen unpassend seien, oder auch die Furcht, daß sich Mißanwendungen ergeben möchten, die in keinem Zusammenhang stünden mit den Angelegenheiten des Himmels. Beides ist vielleicht nicht richtig. Das Erste wohl gewiß nicht, denn wie sollte gegen Leere des Geistes und Mangel an Liebe zu predi-

gen, denen nicht ziemen, die von dem Geiste ihren Namen führen, und mit Recht sich rühmen die Lehre der Liebe zu verkündigen? Aber auch das Zweite möchte ich bestreiten, daß dergleichen Betrachtungen profan seien, und ohne Beziehung auf die himmlischen Angelegenheiten. War es einmal gewagt, die Langeweile als das wahre Inferno zu bezeichnen, so scheint schon die Consequenz zu fordern, ihr Gegentheil in der Region zu suchen, die Dante im dritten Theil seines Gedichtes schildert. Wer es thäte, müßte der Zustimmung aller derer gewiß sein, die uns erzählen wie „höllisch“ sie sich gelangweilt, wie „himmlisch“ unterhalten hätten, und denen es nie einfällt, diese Ausdrücke zu vertauschen. Eine etwas zweideutige Autorität für Jeden, der weiß, daß der Gebrauch von Kraftworten gewöhnlich nicht mit der Stärke der Gedanken par geht; glücklicher Weise aber bedürfen wir ihre nicht, da das bisher Gefundene hinreicht, wenig den Vorhang zu lüften, der uns die lische Welt verbirgt. Die innere Leere, die wahrnehmen ließ als Zeit und Vergänglich verschwand in dem Maße, als der Mensch interessirt, d. h. als er in das Wesen der eindringt, und sie liebend umfaßt. *man* Beides in Gedanken bis zur *Ideen* Menschen, des Seeligen oder

suche man noch höher sich zu erheben, und denke ein Wesen, dessen Einsicht ein Alles durchschauendes Verständniß ist, bei dem die Stelle des Interesses, der anfangenden Liebe, die Fülle der Liebe vertritt, und man wird einsehen, man wird wenigstens ahnden, was es für eine Bewandniß hat damit, daß es für Gott und daß es für die Seligen keine Zeit gebe. Wie oft hört man: bei diesen Worten denke sich Niemand Etwas. Das Wort Niemand (mit dem man überhaupt etwas sparsamer sein sollte) sagt hier zu viel. Denke man sich nur eine Mutter, welche den Erzählungen des eben aus der Fremde zurückgekehrten Sohnes lauscht, die sich nicht satt hören kann, daß er in Freuden und Leiden stets ihrer gedacht hat, die ganz erstaunt schon Mitternacht schlagen hört, da ihr die Stunden wie Minuten verlaufen sind, — denke man, diese Mutter hörte in diesem Augenblicke das Wort: „bei Gott sind Tausend Jahre wie Ein Tag“, — ich glaube sie würde sich bei diesem Worte sehr viel denken, und in diesem Augenblicke würde es ihr gar nicht unverständlich sein. Und so möchte die Liebe, die Löserin so vieler Räthsel, weil sie das Ur-Räthsel offenbart, wie Zwei Eins sein können, sie möchte sich auch als der Räthsel lösende Metaphysiker erweisen in den Fragen nach Zeit und Ewigkeit! Wer es je erfuhr, wie als er liebte sein

Blick Alles verschönte — der Sonne gleich wenn ihre Strahlen wirklich das wären, wie man oft nennen: Blicke, nie einen dunklen Punkt erkennen könnte, weil ihr Erblicken Erleuchten wäre — dies an seiner schwachen Liebe erfuhr, wie sollte er absolut unverständlich finden, daß es für die endliche Liebe keinen Raum (d. h. keine Leere) weil, wo sie hinblickt, sie Alles mit ihren Blicken bevölkert, und keine Zeit und Vergänglichkeit, sie stets beschäftigt ist, und Alles befestigt „mit ihren Gedanken“. Und so muß ich am Ende jenen Kraftausdrücken, von denen ich vorhin wissen wollte, zugestehen, daß ihnen eine Ahnung des Wahren zu Grunde liegt: wie die Geister Herzens-Leere Höle, so ist Liebesfülle himmlische Seligkeit. Wer mir aber sagen wollte, frevelhafter Weise Gott vermenschliche, oder ich sei frivol, da ich Seligkeit und Amüsement wechsle, für den habe ich meine Antwort. Auf das Erste erwidere ich, daß das Entwerfen Gottes zuerst die Vorstellung eines unmenschlichen Gottes hervor gebracht, dann die Menschen gemacht hat, auf das Zweite aber, daß wenn ich früher in einem sittlichen deutschen Gespräch über die Herrlichkeit der Liebe und nun sagt, es sei von *amours* und *kurz von frivolités* die Rede gewesen

solches Verständnisses vielleicht nicht in denen liegt, die das Gespräch führten.

Nach einer so strengen, vielleicht ultra-rigoristischen Beurtheilung der Langeweile, wird wohl Nichts weniger erwartet werden als eine Apologie derselben. Und doch — trotz dem, daß es mir schwer wird, den Wink nicht selbst zu befolgen, den ich dem etwanigen Prediger über die Langeweile gab — doch wird mir eine solche advocatura Diaboli aufgedrungen, nicht nur durch die Gerechtigkeit, die sogar diesem Angeklagten einen Defensor bewilligt, sondern durch die Gewalt von Thatsachen, die Keiner leugnen kann, und welche zu beweisen scheinen, daß es mit der Langeweile nicht nur eine furchtbare, sondern auch recht hübsche Sache sei. Zunächst frappirt das Factum, daß die bloßen Naturwesen, die Thiere — ich spreche nur von den wilden, da die Hausthiere halbe Kunstproducte und mit vielem Menschlichen inficirt sind — also daß die Thiere die Langeweile nicht kennen, sondern entweder beschäftigt sind oder schlafen, also im erstern Falle sich noch nicht, im zweiten Falle nicht mehr langweilen. Das scheint zu beweisen, daß zu den Unterscheidungszeichen zwischen Mensch und Thier, als welches die Einen die Vernunft, die Andern, denen dies zu geringfügig schien, dieses ansehen, daß der Mensch kochen kann, noch ein neues hinzugefügt werden kann: die Bäu-

sich zu langweilen. Sich lang-
 t menschlich. Damit allein wäre
 , lange nicht der infernale Character
 , denn es könnte dies nur ein Beweis
 daß der Mensch nur über oder unter dem
 en kann, nie auf einer Linie mit ihm,
 Hölle kennt, freilich auch keinen Himmel.
 noch viel besseres Vorurtheil für die Lange-
 egt der Umstand, daß sie bei dem Men-
 unvollkommneren Zustande nicht, im voll-
 en wohl vorkommt. Das neugeborne Kind
 : wo es nicht arbeitet — seine einzige Ar-
 Essen — da schläft es. Annäherungsweise
 s findet Statt beim Menschen der dem Na-
 inde nahe. Auch dieser unterhält sich, inden
 reitet, freilich im Schweiße seines Angesich'
 r nicht mehr, wie das Kind, in dem Er-
 rtheißung lebt, wo die süße Nahrung ihr
 ; hört die Unterhaltung der Arbeit an
 er ein, und um zu sehn, daß dies da
 e ist, hat man nicht nöthig, zu Hottel-
 lustralnegern zu gehn; wer den Riem
 : Düna überschreitet, wird sehn, wie
 nachdem die Werkstage vorüber, dre-
 onntags verschläft, nicht weil er
 selte englische Fabrikarbeiter, ff
 künstliche Bewußtlosigkeit

weil die Langeweile ein so unnatürlicher Zustand ist, daß, wo sie sich bei dem Naturmenschen einstellt, sehr schnell der Punkt erreicht ist, wo der Strom die Dämme durchbricht und sich selbst verschlingt. Wenn also vorhin gesagt wurde, daß bei dem vollendeten Menschen die Langeweile nicht mehr vorkommen kann, so zeigen diese Erfahrungen, daß sie bei dem anfangenden Menschen gleichfalls fehlt, freilich dort, weil der Mensch sich zu unterhalten weiß, hier, weil er unterhalten wird von seiner Arbeit oder von seinen Eltern, die den amüsiren der sich zu belustigen noch nicht vermag. Wie von jedem andern Wesen, so sagen wir auch von dem Menschen, wo er sich zwischen dem Anfangs- und dem Vollendungspunkte befindet, er sei in seiner Bildung begriffen. Findet nun aber bloß in dieser Zwischenperiode die Langeweile Terrain, so werden wir nicht nur denen Recht geben, welche sagen, es verathe Bildung, wenn man sich mit guter Manier zu langweilen wisse, sondern wir werden viel weiter gehen müssen: Ob es mit guter oder schlechter Manier geschieht, das macht hier keinen Unterschied, das sich Langweilen überhaupt, die Langeweile an sich ist Begleiterin der Bildung. Und zwar begleitet sie die Bildung nicht so, wie das Regenwetter die Jahrmärkte begleiten soll, rein zufällig, auch nicht wie der Schatten das Licht als ein mit ihm

verbundenes Gegentheil, sondern sie verhalten sich wie Licht und Glanz: sich Langweilen ist Bildung. Den Beweis für diesen Satz liefert wieder der Ehrenmann, dem wir heute schon manche Belehrung verdanken, der Schullehrer, der so Viele bemerkt die nicht da sind. Welchen Eindruck mag diese Bemerkung wohl auf jenen kleinen Knaben machen der heute zum ersten Male in der Schule sitzt, der sich gewundert hat über die neuen Umgebungen, und über die vielen fremden Gesichter, und welcher sieht, daß dem Lehrer alles das nicht imponirt, ja daß er noch mehr Knabengesichter erwartet hat? Gewiß wird ihm er selbst als der Unerfahrene vorkommen, der Lehrer aber als Einer der an Erfahrung ihm weit überlegen ist. Nun, in der Lage jenes Neulings in der Schule befindet sich Jeder, den die Gegenstände unterhalten weil sie ihm neu sind, so wie jener Lehrer aber ist der, welcher alles dieses langweilt, weil es ihm längst bekannt weil Alles längst dagewesen ist. Je weniger Erfahrung hätte, je weniger er bekannt wäre den Gegenständen, um so mehr würden sie ihn, als neu, unterhalten, je unterrichteter desto weniger findet Jenes statt und desto langweilen sie ihn. Wenn aber so sein Lange haben das Maas ist für sein Erfahren- und *richtet-sein*, so ist es kaum ein Wunder, u

welcher sich langweilt bei dem was Andere unterhält, in seinen, ja selbst in ihren Augen einen höhern Werth erhält. Ueberall imponirt, der sich langweilt, denen die es nicht thun. Hier sitzen einfache Bürgerleute an einem öffentlichen Ort, kannegießern und unterhalten sich vortrefflich. Auf ein Mal wird es still, Einer nach dem Andern sucht nach seinem Hut. Alles um jenes Fremden willen, der zuerst sie gar nicht hörte, der aber jetzt deutlich zeigt, daß er sich langweilt, und ihnen dadurch den Gedanken aufdrängt, er verstehe das Alles besser, und es sei eigentlich kindisch, sich mit Etwas zu unterhalten worüber Jener längst hinaus ist. Der Fremde hat ihnen das Spiel verdorben, und dennoch können sie sich einer gewissen Ehrfurcht nicht erwehren, und Mancher wird seiner Frau erzählen, der Fremde sei ein vornehmer Herr gewesen. Woher weiß er das? Er sah ihn sich langweilen. — Aber ist es wohl in anderen Kreisen anders als dort, wo der Kleinbürger kannegießert? In heiterer Gesellschaft werden Anekdoten erzählt, Wiße gemacht, Musik getrieben und Alles geht vortrefflich. Warum fängt es an zu stocken, warum sieht man, ehe man über eine lustige Geschichte lacht, verlegen auf jenen Einen, warum versagt dem Witzling seine Zunge, und der jungen Dame, die doch so hübsch sang, ihre Stimme, wenn sie auf jenen Einen blickt? Weil

auf seinem gelangweilten Antlitz leserlich geschrieben steht: wie kann man sich damit amüsiren? und weil unwillkürlich jetzt Jeder glaubt, diese Geschichten seien ihm alle bekannt, und man müsse sich schämen sie neu zu finden, weil der Witzbold zu fürchten anfängt, der Gelangweilte habe bessere Witze gehört oder gemacht, und dem jungen Mädchen die furchtbare Abndung kommt, Jener habe alle ihre Fieber von der schwedischen Nachtigall gehört. So beugt sich Alles vor ihm, und doch ist der einzige Rechtstitel unter dem er solche Superiorität in Anspruch nimmt, und der von Allen respectirt wird, nur der, daß er sich langweilt. Wir haben darum gar keinen Grund darüber zu lachen, daß jener Bürger auf den vornehmen Stand jenes Fremden schloß, wie das sich Langweilen Prærogative des Menschen war, wie es Bildung verrieth, so hat es endlich wirklich etwas Vornehmes.

Unsere Anklage gegen und unser Plaidoyer für die Langeweile ergibt also das Resultat, daß das Urtheil über sie von dem Standpunkte des Beurtheilenden abhängt. Was verdammtlich erschien, als die Verdammiß selbst, wenn man es maß dem vollendeten Menschen, erfreute sich einer humaneren Behandlung, wenn es verglichen mit dem Anfangspunkte menschlicher Entwickelung. Wir mußten es erklärlich finden, wenn Ein-

nehm sich brüstet, weil er sagen kann: „wie kann man sich dabei amüsiren,“ obgleich er die Antwort schuldig bleiben möchte, wenn ein noch Vornehmerer ihm sagte: „Wie kann ein Mann von Geist sich jemals nicht unterhalten?“ Es ist mit der Langenweile wie mit dem, der auf einer mittleren Höhe steht: vom Golf von Neapel angesehen, erscheint das Fort von St. Elmo hoch, ja unersteiglich, aus dem Garten von Camaldoli sieht man es tief unter sich und es scheint flach zu liegen. Freilich um in das Camaldoli geistiger Vollendung hineinzukommen, dazu bedürfen Alle — im irdischen Camaldoli bekanntlich nur die Frauen — eines höhern Dispenses. — Hinsichtlich dessen, was von der Langenweile überhaupt gilt, kann es keinen Unterschied machen, ob sie als vorübergehende Stimmung, ob als habituellet das ganze Leben beherrschender Zustand erscheint. Das Letztere findet nur Statt bei denen, die man früher die Zerrissenen, heut zu Tage die Blafirten nennt. Der blafirte Mensch, in dem der Spiritus verflog und nur das Phlegma blieb, der, weil der perlende Schaum des Lebens verschwand, mit Recht émoussé genannt wird, den man so oft mit dem ausgebrannten Vulcan verglichen hat, daß der Vergleich altmodisch geworden ist, der zerrissene oder blafirte Mensch ist der Virtuos in der Langenweile, und ich finde es natürlich, daß

George Sand, wenn sie ihren Jacques oder ihren Voyageur sprechen läßt, stets von dem Ennui redet, von dem sie befallen sind. Wie schon die vorübergehende Langeweile ein vornehmes Air gab, so natürlich noch mehr das Blasirthein. Wenn Alfred de Musset seinen Sohn des neunzehnten Jahrhunderts so zerrissen darstellt, daß ich für ihn kaum einen andern Bestimmungsort als die Papiermühle wüßte, so hat er das Gefühl eine vornehme Natur zu schildern, und der Blasirteste unter den Poeten und Poetischste unter den Blasirten ist „jeder Zoll ein Lord.“ Mit der vornehmen Stellung aber, die der Zerrissene in Anspruch nimmt, und die ihm auch pfecht eingeräumt zu werden, streitet nicht, daß gesunde Naturen sich abgestoßen fühlen, ja daß oft beide Gefühle der Erfurcht und des Entsetzens gerade so in einem Herzen sich beisammen finden, wie bei dem Kinde, wenn es eine grausenhafte Geschir anhört und nun angstvoll bittet, man solle, und solle nicht weiter erzählen. Staunend und Ehrfurcht erfüllt werden vor einem solchen Musset'schen Heros Naturen stehen wie eine ouvrière, die sinkt mit der Nadel und flücht ein Leben führt, das nichts ist als pagnerschäum; angewidert werden durch ihn es wissen, daß der Mensch sich interessieren se er verpflichtet ist, erkennend und liebend ~

umfassen; endlich angezogen und abgestoßen zugleich die ahndungsvollen Engel, welche beschämt fühlen, daß ihr natürlicher Unschuldszustand unreif ist, zugleich aber auch, daß in dem Zerrissenen sich die Unnatur der Schuld fixirt hat, und die so die doppelte Gewalt erfahren, die das Rainszeichen der Bildung ausübt, welches der Blasirte im Antlitz trägt. Es ist ein Rainszeichen, denn das Blasirtsein ist infernal, es ist das Zeichen der Bildung denn das Zerrissensein ist vornehm, wie die Langelweile in der es besteht. — Daraus also, daß das Terrain, auf dem der Gelingweilte und Blasirte steht, eine Mittelregion bildet, ließ sich erklären warum der Eine es hoch der Andere es tief stellte. Ebenso aber läßt sich nun umgekehrt aus den verschiedenen Urtheilen die über jene Erscheinungen gefällt werden, auf den Standpunkt zurückschließen, auf welchem der Urtheilende steht, und dies kann ein praktisches Interesse für uns haben, indem nicht geleugnet werden kann, daß in unserer Zeit die Blasirten im Courszettel der Achtung anders notirt sind als früher. Es gab eine Zeit, wo Naturen wie George Sand's Jacques oder wie Waller in der Gräfin Dolores, wie Roquairol in Jean Paul's Titan überall Bewunderung erregten, und man braucht noch nicht sehr alt zu sein um es erlebt zu haben, daß, wie heut zu Tage auf ein Instrumen

so damals auf Zerrissenheit gereist wurde. Gastfrei öffneten die Männer ihm das Haus, denn die Stätte, die ein Zerrissener betrat, sie war geweiht; so die Männer und die Frauen blieben nicht zurück: manches unschuldige Herz, dem der Zerrissene den Abgrund des sehnigen aufschloß, schauderte vor der bodenlosen Tiefe, weinte über den Abbadonna, vielleicht mit der stillen Hoffnung, sein rettender Engel zu werden. Die Zeiten haben sich geändert. Was die gastfreien Männer betrifft, so möchte ich Jedem der fremde Länder bereist, rathen, statt der Zerrissenheit einen guten Creditbrief mitzunehmen, und hinsichtlich der Frauen haben tiefer Eingeweihte als ich, mir gesagt, ihr Urtheil über Männer habe sich ziemlich ins Gleichgewicht gesetzt mit dem über Kleider, — nicht so, als wenn sie immer neue wollten, sondern ein ganzer Mann soll ihnen lieber sein als ein Duzend zerrissener. Verbürgen kann ich es nicht, aber ich bin so berichtet. Diese Veränderung nun, muß sie uns nicht mit Stolz erfüllen hinsichtlich unserer Zeit, denn daß die Blasirten uns nicht mehr so imponiren wie früher, scheint doch klar zu beweisen, daß unsere Zeit auf einem höhern Standpunkt steht als sie. Leider nicht ohne Weiteres. Gewiß hat, wer den höhern Berg erstieg, nicht mehr nöthig hinaufzublicken, wenn er den gewahren will, der auf dem Hügel steht, aber auch der hat es nicht mehr r²-

thig, der sich zu ihm gesellt, und mit ihm auf einem Niveau steht, wenn darum unserm Stolz, daß wir die Blafirten und Zerrissenen nicht mehr so achten wie unsere Väter, der Skeptiker antworten wollte: das kommt daher, daß in eurer Väter Zeit, als die ersten Zerrissenen auftraten, es der ganzen Männer viele gab, die Zerrissenen also die Ausnahme bildeten, während Ihr in ihnen nur Eures Gleichen, nichts Besonderes, seht, — so ist die Möglichkeit, daß er Recht habe, nicht zu leugnen. Und wenn meiner freudigen Behauptung, heut zu Tage werde eine ausgebrannte Jacques-Natur bei unsern Frauen kein Glück machen, derselbe Skeptiker die entgegenstellen wollte, dies habe seinen Grund darin, daß in unserer Zeit die Neulingsherzen, wie Fernando selten, dagegen die Naturen wie Lelia, die wegen ihrer Gleichheit mit ihm einen Jacques nicht hätte lieben können, häufig geworden seien, — so würde ich mich zwar empört von dem Verläumber abwenden, aber um ihn zu widerlegen, dazu würde die Empörung nicht ausreichen, dazu bedürfte es einer besondern Untersuchung über den Punkt, auf welchem unsere Zeit steht. Es ist gewiß, sie staunt das Blafirthein nicht mehr an, wie ein furchtsamer Bewohner des Flachlandes den, welcher den Aschenkegel des Vesuv bestieg, es fragt sich, aber wie ist sie dazu gekommen, den Respekt davor zu verlieren?

daß sie auf den Vesuv der Blasirten
), oder wie mancher bequeme Reisende
tragen ließ und nun mit ihnen diesel-
en Schwefeldämpfe einathmet? Oder
als ein kühner Bergsteiger, den Monte
rsteigen, athmet sie hier reine Luft und
nem Gefühle, das dem Namen ihres
:s entspricht, den wüsten Krater als un-
Aschenhügel zu ihren Füßen liegen?

o hat selbst die unversängliche Frage, was
e ist, und wie sie beurtheilt werden muß,
merkt zu der hinübergeführt, bei der heut
die meisten Untersuchungen anzulangen
zu der Frage: was haben wir für eine
diese Frage aber werde ich schwerlich beant-
können, da ich eben sehe, daß wir — ga-
haben.



2

Ueber

das Heidnische im Christenthum.

Vortrag,

gehalten in Halle am 30. Januar 1854.

Von

Dr. Erdmann,
Professor in Halle.

Berlin 1854.

Verlag von Wilhelm Herz.
(Wefer'sche Buchhandlung.)

Hochgeehrteste Versammlung!

In den letzten Monaten ist in den Zeitungen, und zwar den allerverschiedensten, so viel gegen die Marmorgruppen auf der Berliner Schloßbrücke gesprochen worden, daß sie es auf dem Gewissen haben, wenn es Manchem, der als Fremder Berlin besuchte, gegangen ist, wie mir: mein erster Gang galt jener Brücke. Zuerst überraschten mich, da ich doch gelesen hatte, ein sittsames Mädchen müsse, wenn es über die Brücke gehe, die Augen niederschlagen, die zimmerhohen Sockel, auf welchen die anstößigen Gegenstände stehn, denn nur Goliaths Töchter oder Gargantua's Kuselinnen laufen jetzt Gefahr, wider Willen Etwas zu erblicken, was sie nicht sehen mögen. Bei dem gewöhnlichen Wuchse der Berliner Damen braucht eine strenge Bestalin durchaus nicht herunter-, sie braucht eben nur nicht hinauf zu blicken. Als ich dann weiter, auf die Gefahr hin, mir den Nacken zu verrenken, die Gruppen genauer betrachtete und dabei mich auf das besann, was die Civis und Unus pro multis gegen das Rächte gesagt hatten, kam mir der Ge-

danke, Berlin sei zu der Brüderie amerikani-
 Damen gelangt, die ihren Flügelpianosortes I
 pressibles anthun sollen, oder zu der Züchti-
 jenes Papstes, der einer antiken weiblichen Si-
 im Vatican ein Hemde von Gips anziehen ließ,
 ches sie noch jetzt trägt, da sein Nachfolger, obz-
 ihn die Sache ärgern soll, nicht den Muth hat
 entgegengesetzten Sinne der Schönen bei ihrer Toilet-
 helfen. Indes, diese meine Furcht, Berlin sei
 verschämt geworden, verlor sich bald. Denn da-
 noch an demselben Abend sehen konnte, wie im I-
 ter die Männer ihre Augen bewaffneten, damit i-
 Nichts von Pepita's herrlichen Gliedern ent-
 und dabei hören, wie die Frauen mit Entzücken
 Schönheit dieser Formen zergliederten, da saß
 ein, daß ich mich ganz unnütz geängstigt h-
 Kurz, ich habe mich sehr bald überzeugt, daß
 die Reclamationen gegen die Gruppen, die im
 men der Züchtigkeit und Tugend aufgetreten, N-
 waren als Symptome der Lust, Alles zu befrü-
 die sogar da sich regt, wo ein kunstfönniger
 der eignen Stadt ein Geschenk macht, um die
 jede andere Hauptstadt beneiden kann. — Viel
 tiger als diese Stimmen, die übrigens schon se-
 geworden sind und bald verhallen werden, sind
 welche von einer anderen Seite her sich erheben,
 nicht dies tadeln, daß nackte Gestalten, sondern
mythologische Gegenstände dargestellt wurden,

deren Anschauen der, ohnedies zu sehr herrschende, heidnische Sinn genährt und verbreitet werde. Ich nenne diese Stimmen viel wichtiger, weil sie neue Symptome einer sehr weit verbreiteten Ansicht sind, die immer mehr um sich greift, nach welcher alle Uebel unserer Zeit nur darin ihren Grund haben sollen, daß unsere Denk- und Anschauungsweise so viel Heidnisches enthalte. Als vor einiger Zeit ein hochgestellter Geistlicher in Frankreich den Vorschlag machte, man solle auf gelehrten Schulen nicht mehr die heidnischen Schriftsteller lesen lassen, zog er eigentlich nur die praktische Folgerung aus dem, was in den verschiedensten Formen, auch bei uns, sehr oft ausgesprochen worden ist. Bald hat man uns erzählt, wir hätten deswegen keine Anhänglichkeit für unsere Fürsten, weil wir auf der Schule nur die Republik und die heidnische Bürgertugend verehren lernten, bald redet man uns vor, daß nur deswegen Mancher durch die Naturwissenschaft vom Glauben abgeführt werde, weil sie noch immer nach den Grundsätzen des Aristoteles, dieses Erzheiden, getrieben werde, bald endlich soll die Beschäftigung mit der reizendsten aber eben darum gefährlichsten Form des Heidenthums, mit dem Griechenthum, zu einer Vergötterung der Schönheit führen, deren Cultus immer mehr an die Stelle der Religion trete. Wenn sie dann Alle sich zu der einen Behauptung vereinigen: dem, leider verfallenden, Christenthume

sei nur zu helfen durch Entfernung alles nischen, was sich allmählig eingeschlichen | hört Muth dazu, einem solchen Unifono nicht zu schweigen. Ich will es denn nicht weil ich meiner Lunge die Kraft zu so mächtigen Chor zu überschreien, sonde weiß, daß auch ein schwacher Ton unteren vernehmlich wird, wenn er mit ihr Consonanz steht. In der That möchte, n Frage aufwerfe, ob an jener eben erwauptung Etwas dran ist? die Antwort dender Dissonanz stehn mit dem, was Sol ten, die gewohnt sind, in Sachen des Gh und der Christlichkeit das große Wort Dies schließt aber nicht die Möglichkeit a: Antwort, zu der wir gelangen, richtig ist so alt, wie das Christenthum selbst.

1.

Das Christenthum. Obgleich diese denen gehört, die, wie das Wort Freiheit gleichgültig lassen, da auch des Gegners wallt, wo es ausgesprochen wird, so g doch seltsam. Gerade wie das andere, eben zusammengestellt wurde, wird es | gebraucht, wirkt in dem Einen Begeistern Andern Empörung, ohne daß sie doch v es eigentlich besagt. Wie Viele verstehen Freiheit nur das negative Nicht-gebunden

ſie auch, was ſie aber nicht allein iſt? Gerade ſo dient das Wort Chriſtenthum ſehr Vielen nur dazu, einen Theil deſſen zu bezeichnen, was darin befaßt iſt. Schon die Analogie mit gleichgebildeten Worten ſollte vor ſolcher Beſchränkung warnen. Würde man es nicht ſeltſam finden, wenn man unter Ritterthum oder Römerthum nur einen Theil des ritterlichen oder römischen Weſens verſtünde, wenn man ſagen wollte, Deutſchthum heißt deutſche Sprache, Griechenthum griechiſche Kunſt, Alterthum bedeutet ſo viel wie antike Erziehung? Und doch begeht man dieſe ſelbe Selbſamkeit, wenn man unter Chriſtenthum nur eine ſeiner Aeüßerungen, die Religion nämlich, verſteht, die, ſei ſie auch immerhin die vornehmſte unter den Erſcheinungen des chriſtlichen Lebens, doch nicht für ſich allein den Namen in Anſpruch nehmen kann, der allen Erſcheinungen des neuen Lebens, oder vielmehr dieſem neuen Leben ſelbſt in ſeiner Ganzheit und Fülle, zukommt. Dieſes neue Leben erſcheint zuerſt in ſeiner concentrirteſten Geſtalt in dem Einen, der eben deſſhalb nicht an dieſem Leben nur Theil hat, ſondern es ſelbſt iſt und ſich mit Recht das Leben nennt. Es entwickelt ſich und wächst, indem es nicht mehr nur in Ihm allein exiſtirt, ſondern immer mehr Alle und Alles durchdringt, biß endlich es, und eben darum Er, der dieſes neue Leben iſt, überall ſichtbar ſein wird, wie der Bliß, der vom Aufgang biß zum Niedergang

em seinem vollen Sinne, als das
 , wie es in Allem sich zeigt, in der
 n der neugestalteten Sitte, in dem
 enleben, in der aus dem neuen
 Kunst und Wissenschaft, in den
 Geist verklärten Rechts- und Staats-
 i diesem nehmen wir das Wort Chri-
 i wir uns die Frage zu beantworten
 , sich zur heidnischen Weltanschauung
 ie sie zu ihm?

uns sogleich einen bedeutsamen Wink
 Weise, wie sich zu dem ersten Erschei-
 en Lebens die Heidenwelt verhält. An
 von Bethlehem traten nicht nur fromme
 en, denen die Boten ihres strengen und
 tes ankündigten, daß die Zeit des Zucht
 über, die des Friedens und der Freut
 ei, sondern zu demselben Ziele werd-
 hen Magier von der Macht hingewies-
 als Gott gilt: das Gesetz der Götter
 geboten, den König des neuen Re'

In der That, wenn man sieht, r
 i Schrift das, was die Heiden ti-
 en, ganz eben so als ein Wegweis-
 in behandelt wird, wie der Eng-
 ischen Hirten vernahmen, wenn r
 in einem der ältesten und schön-
 as sich erhalten hat, neben de'

mentlichen Sänger der Psalmen die heidnische En-
bulle als Prophetin von des Herren Tag gestellt
wird, wenn wir in dem merkwürdigen Gedicht des
theologischsten unter allen Dichtern die heidnischen
Weisen stets neben den Propheten des alten Bundes
erwähnt finden, so müssen wir gestehn: als ursprüng-
lich kann die Ansicht nicht gelten, nach welcher das
Heidenthum nur von dem Christenthum abzieht.
Biele Jahrhunderte galten, und es gelten bei einem
großen Theil der Christenheit noch heute die Heiden-
könige als heilige Zeugen für's Christenthum und
als Vorläufer desselben, und fromme Künstler hiel-
ten es nicht für einen Raub an der Göttlichkeit des
heiligen Kindes, wenn sie es greifen ließen nach den
Opfergaben, die das Heidenthum zu seinen Füßen
ausbreitete, nicht als eine Versündigung an der Hei-
ligkeit der Jungfrau, wenn sie dieselbe darstellten
mit den Perlen geschmückt, die eine Gabe der heid-
nischen Sterndenter waren. Es ist erst die Neuzeit,
die so mißtrauisch geworden ist gegen alle Gaben
des Heidenthums, erst sie fürchtet Alles, was nicht
seinen ersten Ursprung innerhalb der christlichen An-
schauungen hat, erst ist sie so puristisch in ihrer
Pflicht, daß sie — den Berliner Glauben ge-
fhrdet erachtet, wenn nicht auf jedem Granitblock
der Schloßbrücke ein Crucifix steht anstatt der Sie-
gesgttin oder einer andern heidnisch erdachten
Gruppe.

Sollte aber nicht die Neuzeit hierin ganz Recht haben? Recht gerade wegen des eben Ausgesprochenen, daß das Heidenthum auf das Christenthum hinweise als sein Vorläufer? Darin liegt doch, daß es eben nur vor der christlichen Zeit, nicht in sie eine Berechtigung hat, ganz wie die heidnischen Proselyten des Thors vor dem Heiligthum, nicht ihm, ihren Platz hatten. Mit Recht, so scheint muß jede heidnische Anschauung innerhalb der christlichen Welt als reactionär im schlechtesten Sinne des Wortes gelten, da sie ja zurückbringe; da zurück, wo die Menschheit noch von den Schranken des Irrthums wie eine Festung von ihren Mauern und Wällen umschlossen war, während ja der Fortschritt, den die Menschheit an der Hand des Christenthums gemacht hat, darin bestehe, daß sie beengenden Mauern hinter sich ließ. — Wäre wirklich die Menschheit durch das Christenthum dazu geleitet, so möchte man versucht werden, die Verleitung zu nennen, denn es bleibt stets bedenkliche Taktik, einen festen Platz, anstreinzunehmen, hinter sich zu lassen. Das Christenthum verdient aber diesen Vorwurf nicht, hat es durch die Einnahme der feindlichen seine Eroberungen gesichert. Es hat sie es wirklich in sich aufgenommen, sie bilden seiner festen Punkte; zu einem andern das, dem Heidenthum diametral ent-

Judenthum, welches wir aber hier nur insoweit zu berücksichtigen haben, als dadurch unser eigentlicher Gegenstand, das Verhältniß des Christenthums zum heidnischen Wesen, klarer wird. Wir können dieses Verhältniß so formuliren: das Christenthum schließt das Heidnische nicht aus, sondern ein, es findet sich wirklich in ihm nicht nur etwas, sondern viel Heidnisches, es hat sich dasselbe aber nicht, wie die heutige Heidenfurcht meint, in das Christenthum eingeschlichen, sondern dieses hat ihm geslißentlich Thor und Thür geöffnet, und ernährt und erhält zu seinem eignen Frommen die heidnischen Elemente; sie sind der Knecht des Hauses, oder besser der Tempeldiener, den es in seinen Dienst und seine Pflicht genommen. Obgleich diese Sätze eigentlich von Keinem bestritten werden können, welcher behauptet, daß das Christenthum des Heidenthums Herr geworden sei und immer mehr werden solle, worin doch gewiß liegt, daß das letztere zu seinem Diener bestimmt ist, so wird man doch mit ihnen nicht so leichten Kaufes durchkommen. Ihre völlige Rechtfertigung aber finden sie in dem Nachweise, daß das Christenthum zwar nicht aus dem Heidenthume allein, aber doch auch aus ihm, vermittelt seiner Durchdringung mit dem Judenthum, entsteht und sich entwickelt, und daß fortwährend an diese Durchdringung das Sein und der Bestand des Christenthums gebunden ist.

Die Entstehung des Christenthums ist durch das Heidenthum und seine Vereinigung mit dem Judenthum bedingt. Wo beide ihre spröde Stellung gegen einander aufgeben, wo griechische Weltweisen ihre vornehme Verachtung der Wunder und Weissagungen vergessen, wo römische Hauptleute in den heiligen Schriften der verachteten Juden Belehrung suchen und wo wieder fromme Juden nach den Naturgesetzen zu forschen, sich zu Ärzten auszubilden anfangen, wo ein Mann priesterlichen Standes, und so fromm wie der Jude Philo, zu griechischen Philosophen in die Schule geht, erst da ist jene Erfüllung der Zeit eingetreten, vor welcher das Christenthum nicht kommen konnte. Und weiter, als nun gekommen ist, als in dem Stifter desselben der Funke hervorgesprungen ist, der die ganze Welt entzünden sollte, da ist bei seinem Aufstehen die Flamme nicht nur das Judenthum, nein! eben so sehr der heidnische Geist thätig gewesen. Selbst wenn wir nur die religiösen und kirchlichen Erscheinungen betrachten, müssen wir das schon zugestehen. Verstehen wir nämlich unter Kirche eine religiöse Gemeinschaft, die einen bestimmten, rechtlich anerkannten Lehrbegriff, ein Bekenntniß oder sog. Symbol hat, so muß man einräumen: da aus der im Neuen Testamente niedergelegten, ohne die Führungen des jüdischen Volkes unverständlichen, ja unmöglichen Offenbarung mit Hülfe griechischer Wissenschaft der Lehrt-

oder das, was außerdem daß es Geschichte, auch ewige Wahrheit ist, herausgezogen wird, diese Lehre aber vermittelt römischer Rechts- und Staats-Einrichtungen bindende Kraft, so wie die sich zu ihnen bekennende Gemeinschaft rechtliche Normen erhält, — so haben im Verein mit dem Judenthum beide Formen des Heidenthums dazu beigetragen, daß die Gemeinde sich zur Kirche entwickle. Gehn wir aber nun gar über den Kreis des Religiösen und Kirchlichen hinaus, und denken an das Christenthum als Ganzes, d. h. an alle Erscheinungen des christlichen Wesens, bedenken wir, wie sich alle unsere Ideen vom Recht an die der Römer, von Kunst und von Schönheit überhaupt an die der Griechen anlehnen, so werden wir in dem Christuskinde, wie es die Anbetung der jüdischen Hirten und der heidnischen Könige empfängt, eine Weissagung darauf hin anerkennen müssen, wie sich das Reich dieses Friedensfürsten zu den beiden andern einmal verhalten wird: wie sein Stifter, so hat auch das Christenthum sich angeeignet, was Judenthum und Heidenthum im Verein zu gewähren vermögen. Dies heißt nun aber nicht, der christliche Geist und die christliche Anschauungsweise sei nur ein Gemisch von jüdischen und heidnischen Ideen. Ich habe geflissentlich die Vereinigung beider Durchdringung genannt und nicht Gemisch, um nicht zweierlei zu confundiren, dessen Verschiedenheit uns schon Vorgänge der sichtbaren Natur zeigen.

Zwei klare, sich entgegengesetzte Substanzen werden zusammengegossen. So lange die kleinsten Theilchen jeder derselben die der andern nur suchen, höchstens berühren, so lange haben wir ein bloßes Gemisch oder Gemenge. Es ist trübe und in einer der Gährung ähnlichen Unruhe. Endlich wird Alles ruhig und am Boden finden wir, abermals durchsichtig aber fest und in schöner regelmäßiger Form, das Salz, in welchem die Atome jener beiden nicht mehr neben einander liegen, sondern sich ganz durchdringen, so daß nirgends nur eine jener Substanzen, überall beide oder — wie man eben so gut sagen kann — keine von beiden sich findet. Gerade so geht der Entstehung des Christenthums jenes Gemenge heidnischer und jüdischer Ideen voraus, von welchem ich vorhin gesprochen habe, und gerade wie bei der Salzbildung nur ein kleiner Theil der zusammengebrachten Flüssigkeiten dazu verwandt wird, das Uebrige aber ein fades Phlegma bleibt, das, wenn es nicht rechtzeitig weggegossen oder abgedampft wird, die schon gebildeten Salzkrystalle fährden kann, gerade so geht nur ein Theil der heidnisch gebildeten Juden und vom Judenthum ergriffenen Heiden zum Christenthum über, die Uebrigen hat die Gemeinde mit Recht als nicht ihr angehörig angesehen, oder gar als ihre Feinde zu fürchten gehabt. Daß aber auch nur jenem kleinen Theil die Vermischung heidnischer Ideen mit jüdischen zur Brücke werden konnte, über

die sie zu den Anschauungen des christlichen Geistes gelangten, ist ein historischer Beweis, daß sich das Christenthum zu jenen Ideen so verhält, wie das Salz zu den Substanzen, die in ihm gebunden sind.

Wirklich ein Beweis? Kann wirklich, wenn mit und aus dem Zusammentreffen des Judenthums und Heidenthums der christliche Geist hervorgeht, daraus ohne Weiteres gefolgert werden, daß an ihre Existenz das Sein des Christenthums gebunden, daß sie integrierende Bestandtheile desselben sind? Stahl und Stein treffen auch zusammen und der Funke, der daraus hervorgeht, wird, wenn er zündet, zur Flamme, in der doch weder vom Stein noch vom Stahl Etwas zu entdecken ist. Vielleicht verhält sich so auch mit dem Christenthum, und wir hätten besser gethan, bei dem zuerst gebrauchten Vergleich mit dem Funken und der Flamme, die durch das Heidenthum angefaßt wurde, stehen zu bleiben, als zu dem mit dem Salze überzugehen? Wir müssen, ich gestehe es zu, um die Behauptung zu begründen, daß nicht nur das Entstehen, sondern auch Sein und Bestand des Christenthums an jene Durchdringung gebunden ist, uns nach einem Beweise umsehn. Vielleicht verhilft uns dazu unser, eben getadeltes Gleichniß: Wie der Chemiker, wenn er uns beweisen will, daß das Salz keine einfache Substanz ist, es uns in dem Momente der Zersetzung vorführt, wo sich die Bestandtheile trennen und das Gebundene frei, das bisher Latente offen

bar wird, so haben wir das Christenthum dort zu betrachten, wo es in einen Zersetzungs- und Verwesungsproceß hineintritt, um die Elemente wahrzunehmen, die es im gesunden Zustande in seinem Schooße birgt, die aber, wo die Zersetzung beginnt, frei ans Licht treten. Das Jahrhundert, welches der Reformation vorausgeht, zeigt einen solchen Zersetzungsproceß in der christlichen Welt. Die ausgebildete Priesterherrschaft, die Werkheiligkeit, der gesetzlich geregelte Ceremonialdienst, alles dieses zeigt ein rein jüdisches Wesen. Und zugleich ist in ihren weltlichen Tendenzen und in ihrem götzendienerischen Bilderdienst die katholische Kirche zum Heidenthum herabgesunken. Diesem, frei und offenbar werdenden, heidnischen und jüdischen Sinne treten die Reformatoren entgegen. Mit Recht ist bemerkt worden, daß Luther und die sich ihm anschließenden deutschen Theologen besonders das jüdische Wesen, die exclusiv Heiligkeit des Priesterstandes, die Werkgerechtigkeit u. s. w. bekämpften, während Calvin und die sich ihm anschließende französische und schottische Kirche vorzüglich das heidnische Element, den Bilderdienst, die sinnliche Existenz des Heiligsten als ein sichtbares Ding u. s. w. angriffen. Ignoriren wir hier diesen Gegensatz unter den Reformatoren, der es erklärlich macht, warum den Anhängern des Genfer Bekenntnisses unser Luther, wie er im Kreise der Seinigen *beim Lautenspiel Wein, Weib und Gesang preist*, zu

weltlich, zu heidnisch-leichtfertig für einen Reformator erscheint, während der, seine Stadt streng regierende Calvin oder der starre Schotte Knox mit seiner Vorliebe für das alte Testament und seinem Rigorismus gegen jedes Bild in der Kirche, für uns leicht etwas Jüdisirendes hat, — ignoriren wir, sage ich, diesen Gegensatz, so beweist doch, wenn in dem Verwesungs- und Zersetzungsproceß des Christenthums die beiden Elemente sich geltend machen, die Luther und Calvin bekämpfen, dies ganz klar, daß auch in dem gesunden Zustande des Christenthums sie in ihm enthalten waren. Zwar so nicht, wie in dem Momente der Zersetzung, sondern so wie die zersessende Säure und das ätzende Alkali im Salze sind, das weder äßt noch zerfrisst, weil sie beide sich gegenseitig binden und von einander gebunden werden. Seltsam! Hier, bei dem Salze, findet man es ganz in der Ordnung, daß das Ätzende und Zersessende sich gegenseitig calmiren, und wenn Einer, damit das Salz weniger scharf sei, den Versuch machen wollte, ihm alles Ätzende zu entziehen, so würde man es natürlich finden, wenn die scharfe Säure, die dann allein übrig bliebe, dem Thoren Kleider und Hände zerfräße, bei dem Christenthum aber rath man solche Thorheit an und nennt sie Weisheit, als wenn nicht, was man dort beim Salze sieht, natürlich, d. h. ein allgemeines Weltgesetz wäre, und als wenn nicht das Christenthum auch Salz wäre, Salz der Erde

nämlich, wie es (wahrscheinlich doch nicht ohne Grund) genannt wurde! Gelänge es wirklich was Viele heut zu Tage für nothwendig erklären, allen Paganismus zu vernichten, den das Christentum in sich gesogen hat, so bliebe nichts übrig als laustische Judentum. (Natürlich hat wieder Krieg gegen Alles, was man jüdische Vorstellung im Christenthum genannt hat, zu einer Apotheose zerfressenden puren Heidenthums geführt.) Man bedarf die Folgen, ehe man Stimme und Hand erheben um Maßregeln zu unterstützen, welche gerade Christenthum zerstören müßten, da sie solche Mittel frei machten, die das Christenthum nur so wenig zu fürchten hat, als es sie bindet und bündigt.

2.

Es wäre nicht unmöglich, daß diese unsere Meinung denen, welchen sie gilt, so erschiene wie mächtigen Streiche, welche der edle Ritter von traurigen Gestalt gegen die Windmühlen als das nicht treffend, dem sie gilt. Aber nämlich, was bisher gesagt wurde, können geben, können gleich uns zugestehn, daß jetzige Gestaltung der Welt, die wir Christen nennen, alle früheren, darum auch das Heil so in sich birgt und bindet, wie der lebendige Phosphor und andere ihm schädlichen Stoffen, und können dennoch ihren Kreuzzug

den Paganismus, gegen die Wiederbelebung der heidnischen Anschauungsweise, fortsetzen. Bei diesem ihrem Kriege nämlich handle sich gar nicht um das Heidenthum, welches ein Bestandtheil sei im Christenthum als Ganzem, wie es eine geschichtliche Macht, wie es die geistige Beschaffenheit der ganzen Menschheit bezeichnet, sondern um die Christlichkeit des einzelnen Menschen, um sein Christenthum, und darum, daß er nicht zum Heiden gemacht werde. Sei es immerhin wahr, daß das Christenthum sich durch Aufnahme und Verarbeitung auch heidnischer Ideen gebildet habe, und daß also die Entziehung alles Heidnischen ihm gefährlich wäre, wie dem lebendigen Leibe die Entziehung alles Phosphors; so viel aber des Heidnischen und so verarbeitet, wie es dem Christenthum nothwendig, nehme der Einzelne ja in sich auf, indem er christlich erzogen wird, und nur christliche Eindrücke empfängt. Dagegen, seinem Geiste noch außerdem rein heidnische Kost bieten, wäre ja, als wollte man dem Leibe, weil er doch auch aus Phosphor gebildet ist, nun noch Phosphor als Nahrung reichen. — Ich könnte darauf erwidern, daß dies auch wirklich geschehen muß, und daß er phosphorhaltiger Nahrung bedarf, indeß eine Argumentation durch ein Bild, welches noch dazu ich selbst dem Gegner in den Mund legte, würde schwerlich überzeugen. Statt dessen werde darauf aufmerksam gemacht, daß der Einzelne seines Christenthums

nur dadurch theilhaft wird, daß das Christenthum in ihm von Neuem entsteht, daß es in ihm — die heil. Schrift nennt es Gestalt gewinnen — reproducirt wird, und daß eben deswegen sein Christlichwerden alle die Stadien durchlaufen muß, welche d zweifelt, oder wer es mystisch nennt, bedeu- daß es ganz eben so ist schon bei jeder Kunstfe- leit. Die Kunst des Clavierspiels z. B. i fortgeschritten, daß, wer vor hundert Jahre Virtuös war, heut zu Tage von manchem S würde übertroffen werden. Und doch wir heute Keiner mit der Kunstfertigkeit eine oder Thalberg geboren; Jeder muß den G stümperhaften Gellimper bis zur Virtuosität Kunst des Clavierspiels durchgemacht hat abermals durchmachen, nur daß die vervor Lehrmethode und die Gelegenheit, von an gute Musik zu hören, heut zu Tag Stadien sehr schnell durchlaufen läßt. kommt auch der Mensch zur Fertigkeit Leben nur dadurch, daß in ihm der E derholt, auf welchem die Menschhe- Leben gewann, seine Erziehung zu eine Wiederholung der Erziehung der Christenthum. — Wenn doch die, Eifer gegen das moderne Heidenthum gute Zeit loben, in der noch die

sten erzogen wurden, einmal anfangen anstatt zu preisen daß, auch einmal zu lernen wie damals die Kinder in den christlichen Ideenkreis eingeführt wurden? Das Mittel, welches, so lange es Kinder gibt, das einzige ist, sie zu Ideen zu bringen, daß man ihnen mündlich oder nach einem Buche Solches erzählt, worin sie durch eignes Nachdenken die Idee, d. h. den Wahrheitsgehalt auffinden, zuerst ahnden, dann erkennen sollen, war auch das Hauptbildungsmittel für Kinder in der „guten alten Zeit“. Wenn wir dann aber weiter zusehn, was den Kindern erzählt, was vor ihnen und später von ihnen selbst gelesen ward, so finden wir, daß damals die sog. Kindergeschichten, d. h. die expreß für Kinder ausgedachten Geschichten, nicht existirten. Diese unselige Erfindung der Neuzeit, die „Erzählungen für Kinder“, welche für Kinder die schlechtesten Erzählungen sind, war der guten alten Zeit fremd; viel mehr anerkennend, daß das Kind auferzogen, d. h. heraufgezogen, nicht aber die Eltern oder sonstigen Erzähler heruntergezogen werden sollten, erzählte und las sie, zum größern Nutzen und größern Genuße der Kinder, ihnen nur Solches, was ursprünglich nicht für Kinder geschrieben war. Und dieses war? Erstlich die biblischen, namentlich die Alttestamentlichen Geschichten, durch welche das Kind, gleich einem Kinde Israels, einheimisch wurde in den Vorstellungen des alten Bundes. Gleichzeitig

aber ward zweitens das Kind eingeführt in die m
alterliche Welt der Märchen und in die fabelh
Sagen des Alterthums, die beide nicht zur Kur
ersonnene Phantasiespiele, geschweige denn für K
erdacht, sind, sondern in denen das klassische und
manische Heidenthum durch seine tiefstinnigsten Mä
seine religiösen und sonstigen Weltanschauungen ni
gelegt hat. Welch eine Gährung mußte nich
dem Kopfe eines Kindes in der guten alten
entstehn, wenn es von der Mutter in eine
eingeführt, welche ursprünglich die war, wo
herrscht und Balder stirbt, vom Vater wieder,
dem Homer Nacherzähltes, zur Bewunderung
des Peleus und der Ihetis Sohn angeleitet,
Vater und Mutter dazu geführt ward, Abrah
verehren und, trotz seiner Schwächen, David
ben? Ja wohl, eine Gährung, aber die gr
Zeit mußte, was ihre hentigen Lobredner ve
daß nur aus kräftiger Gährung ein klarer
Trübung ausgesetzter, Trank hervorgeht, und
in ihrer Erziehungsmethode die Autorität ei
ßern als alle Pestalozzi für sich, Dessen,
die Gährung heidnisch-jüdischer Ideen d'
heit in den christlichen Ideenkreis hineingef

Wir billigen die Art, wie die alte
ihre Kinder zum Christenthum anleitete,
wie in der Menschheit, so auch in de
Menschen das Christenthum aus dem /

heidnischen und Jüdischen hervorgeht. Wir fügen aber noch hinzu, daß auch darin im Einzelnen das Ganze sich abspiegelt, daß sein Christenthum nur durch die Durchdringung beider Elemente sich erneut und erhält. Nur an einem, aber dem vornehmsten, Förderungs- und Erneuerungsmittel des christlichen Geistes werde dies nachgewiesen, an dem Cultus, der Erhebung durch gottesdienstliche Feier. Das Heidenthum ist zu seinem Culminationspunkt in den Griechen gelangt. Da ihre Religion eigentlich Anbetung der Schönheit ist, so ist's natürlich, daß ihre religiöse Erhebung zusammenfällt mit dem gesteigerten Genuß des Schönen. Daher der heitere Charakter ihres Cultus, in welchem (ähnlich war es im germanischen Heidenthum) das fröhliche Mahl, das Wettspiel, in dem die Kraft und Schönheit der Kämpfer die Zuschauer entzückt, der Tanz und die sich daran anschließende dramatische Aufführung, fast den ganzen Tag der festlichen Feier ausfüllen. Ganz anders verhält sich bei dem Juden. An die Stelle der Schönheit trat bei ihm das strenge Gesetz in seiner erhabenen Majestät; sein Cultus ist darum nicht das heitere Spiel, sondern die ernste Entsagung; nicht mit duftenden Salben schmückt er sich zur fröhlichen Feier sondern Sack und Asche deuten die innere Zerknirschung an; man sieht ihn nicht auf offenem Markte schmausen und jubeln, weil es Festtag, sondern ihn mahnt der Sabbath, sich in sein Haus

and in sich selber zurückzuziehen. Alle äußer-
 leit ist untersagt: das fromme Volk hat Einen g-
 weil er Holz las am Sabbath und hat s
 vertheidigt gegen den die Stadt erobernde
 denn es war Sabbath. Ganz der Stellung
 chend, die wir dem Christenthum anwiesen,
 in der christlichen Kirche sehr früh die Sad-
 staltet, wie wir sie in katholischen Länd-
 heute finden: Ein Theil des Feiertages ist t-
 lichen Handlungen gewidmet, an welchen
 nehmen gesetzliche Vorschrift ist, der übrige T-
 dem Genuße des Schönen überhaupt, vor 2
 schönen Geselligkeit und den Genüssen, n
 Kunst darbietet. Als nun in der Reform-
 strenge Scheidung zwischen Geistlichem un-
 chem, wie sie in dem Gegensatz der Pr-
 Laien fixirt war, vernichtet ward, da war
 lich, daß auch die strenge Sonderung des
 mel geweihten Vor- und des der Erde a-
 Nachmittags aufhören mußte. Auch hier
 sich der schon früher angedeutete Untersd-
 der Genfer und der deutschen Kirche.
 schied das, dem Heidenthum verwandt
 strenge aus der Feier des ganzen Ta-
 man es charakteristisch finden muß, w
 Alttestamentlichen Ausdrücke Sabbath,
 sich einbürgerten, ganz als Klinge,
 wenn der Tag nach der Sonne gen

fröhlich-heitlich wenn er als ein sonniger Tag gedacht wird. Anders gestaltete sich und mußte sich gestalten bei Luther und denen, die sich zu ihm gesellten: Seine ganze Eigenthümlichkeit, besonders aber daß er einen ganz andern Punkt an der katholischen Kirche angriff, mußte ihn dahin bringen, dem Schönen seine göttliche Abstammung, der Kunst ihr töchterliches Verhältniß zur Religion nicht abzustreiten; eine Kirche weiter, welche besonders den Ton legte auf die frohe Botschaft, die uns verkündigt worden, mußte hinsichtlich des heiteren, man kann sagen heidnischen, Elementes in der Sonntagsfeier der katholischen Kirche ähnlicher bleiben. Dabei aber mußte in einer Kirche, die jedem Thun nur in sofern einen Werth beilegt, als es Bethätigung einer Gesinnung ist, und allem Gottesdienst nur in sofern, als er uns der Gnade theilhaft macht, die gesetzliche Verpflichtung zum sonntäglichen Kirchenbesuch um so mehr aufhören, als allmählig in dem Gottesdienste die Predigt, wenn auch nicht zum einzigen, so doch zum hauptsächlichsten Erbauungsmittel wurde, und es doch vernünftiger Weise Keinem zugemuthet werden kann, er solle unter jeder Bedingung in die Predigt gehn, also auch dort, wo er gewiß weiß, sie wird schlecht sein und ihn mehr ärgern als erbauen.

Freilich hat es jetzt, gerade in lutherischen Ländern so weit kommen können, wie es gekommen ist: daß die Sonntagsfeier in einer continuirlichen Sonn-

tagsentweihung besteht, indem entweder das prä-
faische Werktagsleben oder ein unsittliches Todschla-
gen der Zeit an die Stelle des Gottesdienstes getre-
ten ist. Wollte man dies ein heidnisches Wesen nen-
nen, so thäte man den Heiden Unrecht, denn so habe
sie es nicht gemacht. Ihre heitern Spiele waren
wirklich eine Erhebung über das Niveau des gewöhn-
lichen Lebens und dürfen darum nicht mit dem Ver-
harren auf diesem Niveau, geschweige denn mit dem
Herabsinken unter dasselbe, verglichen werden. Ueber-
deswegen wäre es auch ein falsches Heilmittel für
unser krankes Sonntagsleben, wenn man anstatt des
sündigen Wesens, welches der Krankheitsgrund ist
und eben sowol jüdische als heidnische Form anneh-
men kann, das heidnische Element in ihm, die ästhe-
tische Lust, die Freude am Schönen, unterdrückt
wollte, wie z. B. Diejenigen möchten, welche,
gleich sie den Besuch von Gesellschaften, Gemälde-
erien, Concerten und Theatern für kein Un-
halten, doch alles dieses am Sonntag u.
sagt wünschen. Ein solches Verfahren würde
Sonntagsleben nicht gesund, sondern nur jüdisch
machen, wie ich es denn ganz in der Ordnung
dass mit den Angriffen gegen alle ästhetischen G.
am Sonntage auch unter uns sich die Vorliebe
das Wort Sabbath anstatt Sonntag eingestreut
und nicht leugnen will, dass, als in Berathung,
die Sonntagsfeier auch die Frage ventilirt

ob es dem Christen erlaubt sei, sich am Sonntage zu rasiren? dies mich sehr an das erinnert hat, was ich als Knabe in einer kleinen Judenstadt gesehn habe, und was uns in der h. Schrift von dem Rückenreiben der Pharisäer gesagt wird, die dabei Kameele verschlucken. Es ist nun wahr, daß man uns stets darauf verweist, jenseits des Canals sei es doch gelungen, das heidnische Element aus dem Sonntagsleben so auszumerzen, daß am Sonntage keine Lasten auf dem Clavier angeschlagen, kein Spaziergang zum Anschauen der schönen Natur gemacht, kein durch Geselligkeit gewürztes Mahl eingenommen wird. Dabei werden dann immer Londons und Edinburgs am Sonntag nach der Kirchenzeit verödete Straßen voll Bewunderung den Massen entgegengestellt, die in Paris und Wien sich Vormittags in die Messe, Nachmittags in die Vergnügungslöfale drängen. Vielleicht aber thäten diese Anglomanen und Scotomanen gut, nicht nur auf die Straßen, sondern auch in das Innere der Häuser zu blicken. Sie könnten da bei den höheren Ständen fast auf die Ansicht kommen, daß das Gähnen zu den frommen Gebehrden gehöre, so häufig kommt es dort am Sonntage vor, was aber die niedere Volksklasse betrifft, so würden sie wohl erschrecken, wenn sie auf Anstalten träfen, wo für einen bestimmten Preis der Arbeiter am Sonnabend sich so berauschen kann, daß er den größten Theil des Sonntags, an dem doch „Nichts zu machen,“ d. h.

kein Vergnügen zu haben ist, im soporösen J verschläft. Diese raffinirte Bestialität wi schwerlich mehr gefallen als die, freilich ni idealen, Lustbarkeiten unserer Arbeiter. S einem nur an Gewinn denkenden Fabrikbesize: es scheinen, als sei jene Einrichtung in Engl nicht so übel, denn der Kagenjammer des wi chen Kaufmanns, ohne den jene Klasse einmal nich auskommen zu können, verderbe dort nicht de tag Vormittag, sondern nur den Sonnta an dem sei ja „nichts zu machen,“ was hier heißt als: kein Geld. Ich denke — freilich ich keine Fabrik — es wird am besten sei suchen das Heilmittel für das kranke Sonnta nicht bei den, überhaupt etwas judaisirende ländern, sondern suchen uns zurecht zu fi der Bestimmung des Christenthums. Dieser wünschen wir, daß jedem Versuch, den Son den Werktagen herabzuziehen, wenn die E schwach ist, das Gesetz entgentrete mit dem: mentlichen Worte: Sechs Tage sollst du e aber der siebente ist Ruhetag. Wo aber m verbieten will, am Sonntage uns alles Sch freuen, dem Genuße eines Kunstwerks o schönen Geselligkeit uns hinzugeben, wozu wi Woche nicht Zeit hatten, da wollen wir es uns r ben lassen, daß der Sonntag ein Fest- d. h. dentag ist. Er sei Beides; nicht in katholi

nacheinander jüdischem Ceremonialdienst und heidnischem Weltfinne gewidmet, sondern Beides durchdringe sich so, daß in dem ernstesten feierlichen Gottesdienste der Schönheitsinn stets seine Befriedigung finde, daß kein disharmonischer Gesang das Ohr zerreiße, kein unschöner Anblick das Auge verleze, daß die Predigt ein vollendetes, bis ins Einzelne durchdachtes und abgerundetes Kunstwerk sei, in dem Nichts den Geschmack beleidigt, zu welchem Allen freilich Vieles anders werden muß, als es ist. Eben so aber erhalte auf der andern Seite die gesellige Lust eine höhere geistige Weihe, so daß wir mitten in der Freude und dem Jubel des Sonntags uns gehobener fühlen als sonst, und — um noch einmal auf die alte gute Zeit zurückzukommen — der Ausdruck, den man damals oft hörte, wenn von einer Lustbarkeit die Rede war: „wir waren fröhlich in dem Herrn“, uns nicht nur wie eine alte Redeweise erscheine, sondern auch als eine gute, d. h. der Sache entsprechende.

Ich bin weit abgekommen von dem, womit ich begann. Ich lehre zurück. Vor den Marmorgruppen auf der Schloßbrücke warnte man uns, wir sollten ja nicht das Gift der ästhetischen, hellenischen Anschauungsweise in uns saugen. Andere mögen wohl diesen Warnungsruf auch vernommen haben, denn wir sehen

Viele, ohne einen Blick hinaufzuwerfen, über die Brücke rennen und dann quer über den Lustgarten. Wir folgen ihnen und erreichen bald mit ihnen einen Bau, der, wie er schon von Außen durchaus nicht an den heidnischen Cultus der Schönheit erinnert, so inwendig nur die geschäftige Wirksamkeit des Geistes zeigt, den wir (wie der Apostel Paulus) dem hellenischen diametral entgegensetzten. Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß ich nicht auf den Dom stichle, sondern von dem Hause spreche, welches vom Dom durch das campo santo getrennt ist. Angewidert von diesem Geiste sehnen wir uns bald nach seinem Gegensatz, nach Hellas. Um diese Sehnsucht zu stillen brauchen wir nicht zur Rife zurückzugehen; hinter der griechischen Säulendreihe die hier neben uns steht, finden wir, schöner als auf der Schloßbrücke, was wir suchen. Wir treten hinein in die unteren Räume des Museums, suchen uns unsere alten Lieblinge wieder auf, steigen auf der schönen Treppe, die jetzt der Adorant schmückt, ins höhere Stockwerk hinauf, und um den Eindruck nicht zu verlieren, den die alten Sculpturen auf uns machten, wollen wir ohne ein Gemälde anzusehen sogleich die Haupttreppe herabsteigen. Da fesselt uns in der Rotonde unter den, nach Raphaels Cartons gewebten Tapeten die eine; nicht nur, weil sie uns plötzlich nach Hamptoncourt versetzt vor den schönsten unter jenen Cartons, sondern, weil hier Raphaels Pinsel vollbracht hat, was seit einer Stunde eine

trockne Deduction zu leisten versuchte. Die Gruppe nämlich mit dem Opferthier, vor dem Apostel Paulus, ist nicht von Raphaels eigener Composition, sondern er hat sie einem alten griechischen Meister entlehnt und seinem Gemälde einverleibt. Wirklich einverleibt, denn Keiner wird in ihr eine fremde Thatat sehn, so schließt sie sich, als ein zum Ganzen gehöriges Glied, an das Uebrige. So wie dieses Raphaelische Bild, das nicht verunstaltet sondern gehoben wird dadurch, daß es ein Erzeugniß heidnischer Phantasie in sich aufnahm, so ist, behaupten wir, das Christenthum und so, wünschen wir, sei auch unseres! Diesen Wunsch nehmen wir auch nicht zurück, wenn wir sagen hören: daß Raphael so eine heidnische Composition in sein Gemälde aufnehmen konnte, sei ein neuer Beweis dafür, daß er seine Werke nicht in dem christlich frommen Geiste concipirte, wie die älteren Meister ihre kirchlich typischen Figuren, daß er schon dem Paganismus in der Kunst Eingang gewährte, die dann nach ihm immer mehr paganisirt sei. Dies schreckt uns nicht. Wir können die Meinung nicht aufgeben, daß, wer nicht nach Theorien, sondern nach seinem ästhetischen Gewissen urtheilt, von dem Anblick der Madonna di Fuligno, oder wenn er sich durchblicken läßt von den Augen des Kindes, die Raphael in der Madonna della Sedia oder der Sixtina auf die Leinwand hauchte, sich mehr erhoben fühlen wird als durch den schönsten Cimabue. Dies ist Meinung. Mehr aber als dies.

wahr und gewiß ist, daß eine Weltanschauung, die das sich einverleibte, was das Heidenthum Herrliche (und eben darum des Herrn Würdiges) hervorbrachte großartiger und weitherziger ist als die, welche es ausschließt. Und zugleich auch des Namens eine christlichen würdiger, denn für die Anwartschaft auf diesen Namen ist uns das entscheidend, daß erst dann und erst dort, wo Heiden in die Gemeinde der Gläubigen aufgenommen werden, der Name, den die Anhänger des Herrn bis dahin geführt hatten, der Name der Nazaräer, verschwindet und dem Platz macht, den wir heute noch führen, dem Namen Christen. —

Ernste Spiele.

Vorträge,

theils neu theils längst vergessen,

von

Dr. Erdmann,
Professor in Halle.

Berlin.

Verlag von Wilhelm Herz.
(Bessersche Buchhandlung.)

1855.

V o r w o r t.

Daß ich, was ernstes Nachdenken mich finden ließ, im leicht scheinenden Spiel¹⁾ der Welt zu offenbaren versucht habe, ist vielleicht Manchem mit der Stellung deutscher Philosophen²⁾ unvereinbar, als eine Profanation des Heiligthums der Wissenschaft erschienen. War aber nicht der Rathedermann, da er sich einmal verpflichtet hatte, zu einem anderen als seinem gewohnten Publikum zu sprechen, damit in eine Collision der Pflichten³⁾ gerathen, in der ihm kaum etwas Anderes übrig blieb als Lachen und Weinen⁴⁾ ihre Rollen vertauschen zu lassen? Wer gegen den Irrthum mit Erfolg kämpfen will, bedarf vor Allem der Aufmerksamkeit, und diese pflegt den Thränen erpressenden Straßpredigten weniger sicher zu seyn, als dem, der die Satyrmaske vornimmt. Daß Manche glauben würden, mir sey das Lachen nicht Mittel sondern Zweck, war freilich zu fürchten. Allein, mag das immerhin böshaft seyn, der Reiz des Aberglaubens⁵⁾ ist für mich unwiderstehlich, und so belästigt mich auch dieser, den jene superflugen Ernsthaften verrathen. Ja, selbst wo das Mißver-

1) Seite 1—34. 2) S. 35—72. 3) S. 73—106. 4) S. 107—142.
5) S. 143—170.

ständniß so colossal auftrat, daß gerade in dem Vortrag, welcher die bittersten Wahrheiten enthält, man nur die Capriolen eines Possenreißers sah, hat es mich ergötzt: Wenn jede Regel der bestätigenden Exceptionen bedarf, so natürlich auch die von mir aufgestellte: Wir leben nicht auf der Erde¹⁾, und es gab wirklich keine palpablere Ausnahme, als das Factum, daß Reptilien existiren, die völlig an die Erde gebunden sind. Mißverständnisse über die Intention mußten Vorwürfe über die Ausführung zur Folge haben. Ihre Wirkung auf mich war eine verschiedene. Der, daß in allen diesen Vorträgen sich pure Sophistik²⁾ offenbare, kann, da sie sich vorgesetzt hatten, auf dem Wege des Raisonnements aufzuklären, fast als Lob gelten. Unerwartet, daß geschehe ich, kam mir, wo ich die Geißel des Spottes über die schwang, die keine unbeleideten Marmorstatuen ansehen, aber wieder im Ballet nicht Gläser haben können, die scharf genug sind, daß man diesen Krieg gegen die Frivolität frivol nannte. Dagegen fand ich es vollkommen in der Ordnung, wenn die Behauptung, das Heidnische im Christenthum³⁾ zeige dasselbe als mehr denn als weiter ausgebildetes Judenthum, zeige es als Ziel und Vollendung alles dessen, was je Großes und Herrliches geleistet sey,

1) S. 171—204. 2) S. 205—232. 3) S. 233—266.

wenn diese Mancheu als Verfüudigung gegen Christum und sein Werk erschien. Wußte ich es doch längst, daß Viele christliche Demuth zu üben meinen, wenn sie Klein vom Christenthum denken. Desto größer von sich, indem sie zum Maasstab der Christlichkeit machen, ob Etwas in ihren engen Gesichtskreis paßt. Der Christus, der gleich dem Blize „vom Aufgang bis zum Niedergange“ Alles durchleuchtet, ist ihnen zu groß, sie verlangen nach einem, der nirgends ist als „in der Kammer“ ihres kleinen Herzens, eben darum nennen sie es eine Verunstaltung des Christenthums, wenn behauptet wird, es habe alles Große und Schöne in sich aufgenommen und weite das Herz aus. Die Herrlichkeit des Christenthums mit glänzenden Farben malen, vielleicht gar ein Interesse daran erregen, heißt ihnen: ihm eine falsche Schminke geben, denn christliche Färbung sehen sie nur da, wo Engherzigkeit, d. h. Langeweile¹⁾ ihr Grau in Grau malt.

Das Vorstehende wurde geschrieben, um den Vorträgen vorausgeschickt zu werden, die im Laufe von sieben Jahren bei verschiedenen Gelegenheiten gehalten worden sind, und mit dem ihren Abschluß erhalten haben, welcher diese Sammlung eröffnet. Als ich aber das Niedergeschriebene überlas, bemerkte ich, daß ich eigentlich zu Solchen gesprochen hatte, die

1) S. 267—302.

meine Vorträge bereits kennen und darum merken würden, warum an der bestimmten Stelle gerade das bestimmte Wort gebraucht ward. Dann aber war auch eigentlich unnütz daß, und war unpassend, was ich geschrieben hatte, denn bekanntlich ist es mit dem Lesen des Buchs und der Vorrede wie mit Tag und Nacht: wer jenes kennt, pflegt sich um diese wenig zu kümmern, dagegen ist sie das Wichtigste von Allem für die, welche ohne das Buch zu lesen ein Urtheil darüber fällen wollen. Ich war wirklich im Begriff, das Niedergeschriebene zu cassiren, da fiel mir ein Auskunftsmittel ein. Durch Unterstreichen einzelner Worte (es sind die durch den Druck ausgezeichneten) und indem ich die Seitenzahlen hinzufügte, ward aus der Expectoration Etwas, wogegen Nichts eingewandt werden kann, eine bloße Inhaltsanzeige. So möge sie denn stehen bleiben.

Nun aber muß ich freilich von Neuem an ein Vorwort denken. Für die nämlich, welche es lesen, um daraus zu sehen ob sie Recht haben, wenn sie die nachfolgenden Blätter ungelesen aus der Hand legen. Sie sind ganz im Recht! Das Büchelchen enthält, wie der Titel sagt, Spiele, und er lügt nicht, es sind Spiele, nichts als Spiele. Wem daher das Leben überhaupt, wem insbesondere unsere Zeit einen Graß zu fordern scheint, der alles Spielen verbietet, wessen

Denken nicht Zeit hat, sich mit Anderem zu beschäftigen, als was alle die Beglückungsvereine betrifft, deren Mitglied er ist, oder wen die ängstliche Sorge um die europäische Civilisation nicht schlafen, die um die Integrität der Türkei nicht ruhen läßt, oder wieder, wer es nicht begreift, daß ein Mensch etwas Anderes für seine Mission ansehen kann, als für die innere zu sorgen, — der lese dieses Büchelschen nicht, es enthält von allem dem Nichts; es will spielen und stellt dem Leser frei, mitzuspielen.

Sollte nun Jemand, der zuerst nicht daran dachte, den Einfall haben, diesem Vorschlage Folge zu leisten, dann möge das zweite Wort, das auf dem Titel steht, ihn daran erinnern, daß so lange man mitspielt, man es ernst damit nehmen muß, damit man nicht denen, in deren Spiel man eintrat, das ihre verderbe. Da kaum irgend ein Spiel so leicht ist, daß man auf den ersten Blick ganz ohne weitere Aufmerksamkeit weg hat worauf es ankommt, so wollen auch diese meine Spiele, wie sie es ankündigen, mit einigem Ernste gelesen seyn. Sollte es zu viel seyn, wenn sie wenigstens so viel ernste Aufmerksamkeit erwarten, als nöthig ist, um ihren Wortsinn zu fassen, um nicht das Gegentheil von dem was sie sagen heraus- und nicht in sie hinein zu lesen, was man, Gott weiß woher geholt hat? Ich denke der bloße Leser wird

diese Forderung nicht unbillig finden, anders freilich die Beurtheiler. Unter diesen wird Manchem die geforderte Dosis viel zu stark erscheinen, und da es mir nicht einfällt einen Hahnemannianer zu Rademacher zu befehren, so mögen diese es forttreiben, wie sie es gewohnt sind zu treiben. Auch mit manchem dieser Vorträge schon getrieben haben. Über einen derselben las ich in einer viel gelesenen Zeitschrift, der Recensent sey Wort für Wort mit ihm einverstanden, und dennoch habe er auf ihn einen gemischten Eindruck gemacht, denn der Beurtheiler habe immer dazu denken müssen: wie wohl ein Vorsechter der frommen Partei so sprechen könne? Freilich, wenn man etwas dazu denkt, kann kein Eindruck rein bleiben; das reinste Gelb wird eine Mischfarbe, wenn ein Pinsel es umrührt, der, mit Blau getränkt, dieses dazu bringt. Ein andres, noch mehr gelesenes Blatt, läßt durch den Mund einer „einfachen Christenseele, die freilich nicht im Stande sey, meinen Distinctionen zu folgen als die Summe des selben Vortrags der Welt zu öffnen, er heiße den Sonntag so feiern, wie in d' Vortrage mit ausdrücklichen Worten gesagt wird, solle nicht gefeiert werden. Weder auf blauefarbe Pinsel, noch auf Seelen die so einf — (betnahe h ich mich verschrieben) — einfach sind, daß ihr Distinctionövermögen sich nicht einmal bis auf Ja und '

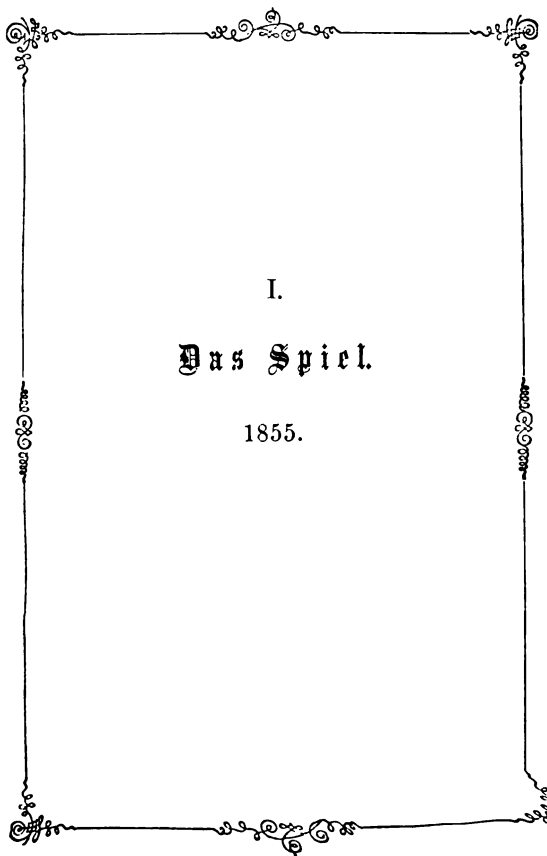
erstreckt, war jener Vortrag berechnet; an sie ist auch keiner der vorliegenden gerichtet.

Und an wen denn? An Solche die, wenn sie eine Stunde dem Anhören oder Lesen eines Vortrages schenken, nicht verlangen, nur zu hören, was sie selbst schon hundert Mal gedacht oder tausend Mal gehört haben, die wenn das was sie hören als paradox sie dahin bringt, während der Zeit und nachher ihren Kopf zu schütteln, diese Bewegung für ihm zuträglich halten, als wenn er die ganze Zeit über — genickt hätte. An Solche ferner, die eine Abndung davon haben, daß eine heitere Wendung noch etwas Anderes seyn kann, als eine Provocation zum Lachen: eine Äußerung nämlich der Lust, ja des Jubels, darüber daß man das Wahre gefunden. Als man Joseph Haydn den Vorwurf machte, seine Messen seyen heiter, ja lustig, da hat er erwidert: „Das ist schon wahr! Aber wenn ich an meinen lieben Gott denke, da werd' ich halt so lustig, daß ich mich nimmer zu lassen weiß.“ Wem, als er dies Geschichtchen zum ersten Male hörte, ein süßer Schauer über den Leib lief, den wünsche ich mir zum Genossen bei meinen Spielen. Wer aber daraus nur entnahm, daß Haydn ein frivolster Mann war und seine Musik ohne Weihe, den bitte ich, auf sie nicht zu achten und sich ein Ärgerniß zu ersparen. Er thut weit besser, um

sich den Genuß zu verschaffen, der „reine“ Herz erhebt, Romane zu lesen, die — es gibt ja deren so tief und gründlich im Schmutze der Sünde herumwühlen, daß ihnen endlich bei dem Ausmalen d' Unflaths nur übrig bleibt, anzugeben: wo man nachschlagen solle, um das Wort zu finden das der Autor (also doch!) nicht wagte niederzuschreiben.

Wenn ich mir die Herzenslust wieder vergegenwärtige, mit der diese Vorträge gearbeitet und gehalten wurden, wenn ich mir zurückerufe, daß sie nicht manchen freundlichen Blick und Händedruck eines Zuhörers verschafft haben, daß die Herausgabe der bereits gedruckten ein freundliches Band zwischen mir und manchem Leser geknüpft hat, so wird man begreiflich finden, daß ich diese Sprößlinge meines Geistes bei ihrer, theils neuen theils ersten, Ausflucht in die Welt mit den zärtlichsten Wünschen begleite. Den freundlichen Lesern der früheren mögen die neu hinzugekommenen mit meinem Lebewohl meinen Dank bringen. Denen aber, die mich noch nicht kennen, seien sie alle empfohlen als schwache, vom Vater vielleicht verhätschelte, Kinder, die auch in der Fremde so behandelt seyn möchten, wie daheim: *con amore*.

Dr. Erdmann.



I.

Das Spiel.

1855.

—

Die Erscheinung, daß jede Sprache gewisse Lieblingswörter hat, die in allen möglichen Bedeutungen und Wendungen wiederkehren, ist interessant genug, nur hat man sie überschätzt, wenn man daraus sogleich Schlüsse auf die Nationalcharacteres zog. Wenn z. B. die Franzosen den Umstand, daß im Deutschen das Wort „schlagen“ eine sehr wichtige Rolle spielt, indem wir auch die Uhr die bei ihnen „tönt“, ja die Nachtigall die bei ihnen „singt“ schlagen lassen, mit einer gewissen Schadenfreude hervorheben, als wenn dies auf eine etwas robuste Denk- und Lebensweise hindeute, so ist dies mindestens unvorsichtig. Denn wir könnten dagegen bemerken, daß in ihrem dictionnaire kein Artikel so ausgedehnt ist, wie „prendre“, noch einmal so lang als „rendre“, während es im deutschen Wörterbuch sich mit „Nehmen“ und „Geben“ ganz umgekehrt verhält. Dergleichen Bemerkungen bleiben füglich der freundschaftlichen Neckerei unter Individuen verschiedner Nationalität überlassen. Dagegen hat es ein großes, namentlich psychologisches, Interesse, wenn in allen Sprachen ein und dasselbe Wort viel gebraucht wird, denn dies beweist, daß

alle ſprechenden (d. h. denkenden) Weſen auf den damit bezeichneten Begriff großes Gewicht legen. Doppelt intereſſant wird es, wenn man ſich gewöhnt hat, gerade dieſen Begriff als von wenig oder gar keinem Belange anzusehn. Dies iſt nun der Fall hiñſichtlich deſſen, was man im Deutſchen „Spiel“ und „Spielen“ nennt. Schon dieſer Umſtand allein könnte zu einer Betrachtung darüber ermunthigen, wie viel mehr aber, wenn wir den unſterblichen Dichter nicht nur ſagen hören, daß oft ein hoher Sinn im kind'ſchen Spiel liege, ſondern ganz allgemein behaupten: daß der Menſch nur dann ganz Menſch iſt, wenn er ſpielt. Freilich wird dieſes ſelbe Wort auch zur Entſchuldigung dienen, wenn nicht alle Seiten des Spieles zur Sprache kommen: Wer wollte unternehmen, in den Raum der uns zugemeſſenen Minuten zuſammen zu drängen, was, wenn Schiller Recht hat, dem König der Erde ſeine Würde und Majestät gibt?

1.

Um die Kern- und Urgeſtalt des Spieles zu erkennen, begeben wir uns dahin, wo der Menſch ſelbſt uns (wenigſtens jetzt) in ſeiner primitiven Geſtalt entgegentritt, in die Kinderſtube. Gleich am Eingange begegnet uns der Knabe, der auf ſeines Vaters Stolz *ſtolz einherreitet*, und im Hintergrunde ſehen wir

das kleine Mädchen, wie es im Gefühle mütterlicher Würde ein Wesen hüttschelt, in dem ein profanes Auge nur einen Plumpsaß sieht oder höchstens einen mit Kleie gefüllten Balg. Oder aber, wir sehen die ganze kleine Familie um den Ältesten, der aus Karten ein stattliches Haus baut oder auch, indem er die Blätter bog, eine ganze Schlachtordnung aufstellte, die, sobald er den Finger bewegt, niederschmettert das Schlachtfeld bedeckt. Oder endlich, wir stellen uns zu der kleinen Schaar, die aus Seifenschäum Weltkugeln schafft, gegen deren Farbenpracht unsere schöne bunte Erde ein abgebläster Mond ist. — „Alles das, kleine und unwichtige Dinge!“ So meint man, und doch nennt nicht nur der gemüthliche Deutsche sondern auch der geistreiche Franzose was uns das Liebste ist, unsere „Puppe“, und zu beiden gesellt sich der praktisch berechnende Sohn Albions wenn sie es ihr „Stechenpferd“ nennen; und doch sagen wir, wenn wir uns aus unserer Welt alles Schlechte wegräumten, und unser Leben mit paradiesischer Schönheit ausschmückten, wir hätten uns ergötzt an „Kartenhäusern“ und „Seifenblasen.“ Hat das Kind, und haben wir Unrecht, wenn auf jenes erste Zubehör der Kinderstube, und auf den Genuß den es gewährt, so großes Gewicht gelegt wird? Gewiß nicht. So lange nämlich das Kind in dem Stock nur ein Rohr,

in dem Plumpfuß nur ein zusammengedrehtes End sieht, so lange richtet es sich in seinen Gedanken nach der Natur des Gegenstandes, ist also durch diese beschränkt. Mit dem Augenblicke aber, wo es decretirt: „Stoß und Plumpfuß soll nicht mehr seyn was es ist“, wird es unabhängig von der Natur der Gegenstände. Weiter, so lange ihm die Dinge galten als das was sie sind, verhielt es sich empfangend, passiv. Dagegen das Streित्रöß, das aus den Stoß wurde, ist sein Werk, in welchem es ein Activität gezeigt hat, die man schöpferische Allmacht nennen kann, denn es hätte sein Roß eben so gut aus der Elle der Mutter oder dem Besenstiele der Magd machen können, und eben so aus dieser selben Rohr, wenn es nur wollte, eine Lanze oder ein Schießgewehr. Ist aber Unabhängigkeit und Selbstthätigkeit das, was man Freiheit nennt, heißt Spielen: Freiheit zeigen und der Genuß es gewährt besteht darin, daß das Kind nicht passiv belustigt wird, sondern daß es sich selbst belustigt, sich selber die Lust schafft einer Kraft bewußt zu werden, gegen welche alle Schranken der Wirklichkeit nichts vermögen. Wie soll ihm aber da nicht Allem theuer seyn was ihm zuerst seine Schwerkraft bewies? und wie wollen wir es der Kinderen Phantasie ein lebendiges Wesen gebat

denken, wenn sie über den Ruchlosen erbittert ist, der von diesem Kinde ihres Geistes sagt, es sey ein Balg? — Spielen heißt: die Schranken der Wirklichkeit überspringen, sich frei machen von diesen Schranken, und wenn Pädagogen das Nichtspielen mancher Kinder als Symptom von Beschränktheit bezeichnet haben, so ist das eigentlich als wollte man das Sterben ein Symptom des Todes nennen: wer gar nicht spielt wird nicht, sondern er bleibt beschränkt, denn die Dinge ernst nehmen heißt ja sie gelten, und also sich durch sie beschränken, lassen, während wer mit ihnen spielt sich als ihr Herr zeigt, von dem sie es sich müssen gefallen lassen als Streitroß oder Schießgewehr zu gelten. Wenn nun aber Freiheit, wenn die Herrschaft über die Dinge und das Sich=dienstbar=machen derselben den Menschen zum Menschen macht, so ist es allein das Spiel das ihn zu dem, wozu er bestimmt ist, formt, d. h. ihn bildet. Eben darum können wir auch den untermenschlichen Wesen dieses Privilegium des Sich=vermenschlichens nicht bewilligen, was der gewöhnliche Sprachgebrauch ihnen einräumt. Das sogenannte Spielen des Kätzchens mit dem rollenden Knäuel ist gar kein Spielen. Die Kaze übt sich, sie lernt; Mäuse fangen nämlich. Daß aber Lernen kein Spielen ist, weiß schon der Schulknabe, welcher uns sagt.

daß wenn man lerne man nicht frei habe. Er hätte auch sagen können: nicht frei seyn, denn in der That beim Lernen, wo uns allerlei Dinge eingeprägt werden, da muß man sie gelten lassen, sie respectiren, es ernst mit ihnen nehmen, alles dies aber hieß ja, durch sie beschränkt und also nicht frei seyn. Dieses Ernst=nehmen der Dinge hört im Spiele auf, welches also das ernste Geschäft gerade so unterbricht, wie der Sonntag die Werkstage, und der Knabe hat völlig Recht, wenn ihm „Spieltag“ ein freier Tag heißt oder einer wo nicht gearbeitet wird, gerade wie auch der Arbeiter die Unterbrechung seines Geschäftes mit demselben Worte bezeichnet, wie die Erhebung in die höchsten Regionen, mit dem Worte „feiern.“

Ohne Spiel gäbe es keine gebildeten Menschen. Die genauere Betrachtung zeigt, daß dies nicht nur heißt daß das Spielen zum Gebildet werden, sondern daß es zum Gebildet seyn nothwendig ist, so daß der Mensch durch dasselbe gebildet wird so, wie er nicht durch die Arznei, sondern durch die Gesundheit, gesund wird. Was man Bildung ein Mannes nennt (nicht sein Unterrichtet= oder Geleitet seyn) wird, bewußt oder unbewußt, von Allen nach dem Einen gemessen, ob er zu sprechen vermag. Ich sage „sprechen“, nicht „reden“, denn Viele

nen reden, sogar recht gut, aber sie können nicht sprechen, weil dazu auch das Antworten gehört und also das Reden=lassen und Hören, was Vielen weit schwerer ist, als Zuhören. Je nachdem Einer Beides kann, Red' und Antwort stehn, oder was dasselbe heißt, je nachdem er Conversation machen kann, je nachdem heißt er gebildet oder nicht. Wer nun kann sie gut machen? Der welcher nur von Einem zu reden weiß, vom Wetter z. B., kann es nicht, eben so wenig der, welcher zwar viel weiß, es aber nur in einer Weise zu brauchen versteht, z. B. um, wenn er gefragt wird, Auskunft zu geben. Den Ersteren wird man als belustigendes Conversations-object, den Anderen als belehrendes Conversations-lexicon gebrauchen, mit ihnen Conversation zu machen, dazu sind sie zu „beschränkt“, Jener durch die Armuth seines Wissens, dieser durch die Enge seines Gesichtskreises. Wer aber auf jeden möglichen Gegenstand eingehen, und wieder ihn Jedem ansprechend machen kann, wer Red' und Antwort stehn kann von der Bestimmung des Menschen und von Potichinomanie, von der rovalenta arabica und dem Copernikanischen System, von der Orientalischen Frage und davon, ob man in Paris die beste Chocolade bei Marquis oder bei Masson bekommt, wer wieder einen und denselben Gegenstand, einen Zufall z. B.

er Jemand widerfuhr, so darstellen kann, daß der eine darüber lacht, des Anderen Mitgefühl erregt wird, für den Dritten eine allgemeine Reflexion sich daraus ergibt, — wer mit einem Worte aus Allem Alles zu machen vermag, der ist ein unterhaltender, d. h. gebildeter Mann. Dieses Vermögen aber, haben wir vorhin „spielen“ genannt, und in der That ist, was wir eben jetzt den guten Gesellschafter leisten sahen, nur in anderen Dimensionen ganz das Thun jenes Knaben, der so mächtig war, daß er aus Allem (Stock, Elle oder Besenstiel) Alles (Reiß oder Lanze oder Schießgewehr) beliebig machen konnte. Die gebildete Conversation ist nur ein Spielen mit den Gegenständen, eben darum unterbricht sie, als Erholung gewährende Feierstunde, den Platz des ernstesten Geschäftes, eben deswegen aber besteht auch ihr Genuß wie bei jedem andern Spiele, in dem Gefühle unserer Kraft, gegen welche Alles widerstandslos ist, der Alles dienen muß, damit wir uns belustigen. Das Gefühl dieser Superiorität ist es, was uns sagen läßt, die Unterhaltung habe uns montirt (erhoben), ihm danken wir den Muth, die Dinge nach unserer Art zu arrangiren, der endlich zu jenem geselligen Übermuth wird, der Nichts mehr respectirt weil er sich Mannes genug weiß, mit Allem fertig zu werden. Und da das Gefühl der Kraft mit d

Größe des Überwundenen wächst, so ist es erklärlich daß die Unterhaltung bald nicht mehr bloße Dinge, sondern Solches was selber zu spielen vermag, Personen, zum Stoff nimmt, der nun nach Lust und Laune verarbeitet wird. Ja selbst die *médiance*, dieses einmal nicht abzuleugnende Ingrediens unserer Unterhaltungen, erscheint psychologisch betrachtet, in einem milderen Lichte. Wie der Knabe, der ein wirkliches Roß vielleicht schonte, sich daran belustigt das selbsterischaffene zu peitschen, so belustigt uns, nicht daß der Nebenmensch schlecht ist — das wäre das diabolische „hab' ich doch meine Freude dran!“ — sondern daß wir ihn schlecht gemacht haben. Daß ein Mann sammt seinem guten Ruf sich's von uns muß gefallen lassen, daß wir ihn zurechten wie wir wollen, daß wir beliebig einen ernsthaften Mann in die lustige Person des Abends verwandeln, die heiterste und unbefangenste Dame mit einem heimlichen Liebesgram ausstatten können, diese unsere Allmacht ist das Erhebende bei der Sache. Indem wir unserm lieben Nebenmenschen nach Belieben mitspielen, spielen wir nach Belieben mit ihm, denn „ihm mit“ ist „mit ihm“, spielen aber hieß Macht zeigen und seiner Superiorität gewiß werden.

Gegen die aufgestellte Begriffsbestimmung scheint mißtrauisch machen zu müssen, daß sie auf eine ganze

Classe von Spielen nicht paßt, und zwar auf die an welche Jeder zuerst denkt, wenn er gefragt wird, ob er spiele?, auf die Karten- und ihnen verwandte Spiele. Es kommt darauf an, ob wir so urtheilen werden, wenn wir genauer untersuchen, worin der Genuß liegt, den diese Spiele gewähren? Dazu muß man von ihnen jedes fremde Interesse entfernen und sie dort beobachten, wo um Nichts, oder doch um so wenig gespielt wird, daß das gewonnene und verlorene Geld für die Spieler kein Gegenstand ist. Man wird da finden, daß die Freude darüber, den ganzen Abend gewonnen zu haben, nicht geringer ist, vielmehr größer und wenigstens rauschender, als wo der Gedanke an den Geldverlust eines guten Freundes sie verkümmern kann. Eben so wird man auf der andern Seite sehr sichtbaren Verdruß wahrnehmen darüber, daß nicht die Börse, sondern nur das Markenkästchen leer ist. So weit das Gewinnen ein Erfolg der größeren Geschicklichkeit, ist dort der Triumph, hier der Ärger erklärlich: wer verlor ist überlistet worden, worauf der Ausdruck *bête*-werden hinweist, wer gewann, hat durch *Cachiren* seine Spieles oder sonst wie, sich als der Listigere erwiesen worauf der Ausdruck *trick* deutet. Dies ist es nicht allein, ja es ist nicht einmal die Hauptsache, die Fröhlichkeit des Einen und der Ärger des

dern bezieht sich, wie man bald merken wird, ganz besonders auf die guten und schlechten Karten die sie bekamen. Man kann sich wundern, daß dieser nur vom Zufall abhängende Umstand den Gewinner für den ganzen Abend mit Freude, ja mit Stolz erfüllt, und doch ist da eigentlich nichts zum Verwundern, es ist ganz menschlich. Denn mag der Verstand noch so viel demonstrieren, das Gefühl aller Menschen stellt sich auf die Seite der alten Sinsprüche, daß Glück Talent, und daß wenn es lacht als ein Kühner zu erachten sey. Es ist demüthigend, Unglück zu haben, und es schmeichelt Jedem, ein Liebling Fortuna's zu seyn, wäre es auch nur im Kartenspiele. (Der Umstand auf den man sich dagegen beruft, daß Viele oft es aussprechen, sie hätten immer malhour und seyen Unglückspilze, beweist Nichts. Es ist damit wie mit dem Häßlichseyn und Altwerden. Ist der Schade einmal da, so muß man gelegentlich selbst davon sprechen, aber — wenn ich auch nicht so weit gehn will zu behaupten, es geschehe nur um Widerspruch zu erfahren — man würde es doch jedem Andern sehr übel nehmen, wenn er davon anfinge. Sa sogar sein zu schnelles Überzeugtseyn wenn wir selbst davon anfangen thut nicht wohl). Also das Bewußtseyn der größeren Geschicklichkeit und des größeren Glücks vereinigt sich in dem

Genuße des Siegers, Beides gibt das Gefühl der Macht, der allem Widerstande gewachsenen Überlegenheit, und so gilt also auch von diesen Spielen ganz dasselbe, was von allen bisher betrachteten galt: der Mensch sucht in ihnen dessen gewiß zu werden daß Alles ihm als Herrn und Meister huldigt. Ist aber dieses Sich=als-Herr wissen das specifisch Menschliche, so werden wir selbst diese Spiele nicht ausschließen, wenn wir Schillers Wort adoptiren, daß, wo er spielt, der Mensch ganz Mensch sey.

2.

Zunächst also und in seiner primitiven Form erscheint das Spiel, in der Kinderwelt sowohl als außer derselben, als der unterbrechende Gegensatz zum Ernste der Wirklichkeit und zur morosen Arbeit. Dabei haben wir dem Spiel, als dem ausschließlich Menschlichen, die höhere Stelle anweisen müssen und den Genuß desselben mit der Sonntagsfeier, dagegen das Ernst=nehmen der Dinge mit den prosaischen Werktagen zusammengestellt. Nun aber ist doch dies gewiß nicht das Normale, daß Feier- und Werktag=leben des Menschen so auseinanderfallen, wie in den alten Kalendern die rothen Fest- und schwarzen Arbeitstage, sondern das Wahre ist, daß jenes auch über diese seinen rosigen Schein verbreite, und der

Mensch in sein Tagewerk die erhobene Stimmung bringe, die ihm erst die wahre Weihe gibt. Gerade so ist in seiner Trennung von der Wirklichkeit zwar die erste Gestalt des Spiels zu erkennen, darum aber nicht seine vollendete und höchste. Diese erblicken wir dort, wo es nicht nur über die Wirklichkeit sich erhebt, sondern sie nach sich zieht, wo nicht gegen den Ernst, sondern mit ihm gespielt wird, und das heitre Spiel nicht aus der Welt entflieht, sondern selber eine Welt ins Leben ruft. Dies Alles aber geschieht wo das Spiel, indem es den Ernst in seinen Dienst nimmt, zur Kunst wird. Wie sehr nach einer Vereinigung das Spiel sowohl, als die ernste Arbeit, trachten, das zeigt sich darin, daß sehr frühe schon der Spieltrieb seine Befriedigung in solchen Spielen sucht, die ernste Arbeit und Übung erfordern, in den Geschicklichkeitsspielen nämlich, die, vom Treiben des Kreijsels aufwärts bis zum prachtvollen Ballschlagen und bewundernswerthen Billard, eine Reihe solcher Verschmelzungen darbieten. Andererseits befriedigt es den Menschen nicht lange, daß die Arbeit seiner Hände nur ein nützlichcs Geräth schafft, er fügt (was der nur arbeitenden Biene nie einfällt) Unnützes hinzu, Zierrathe und Schnörkel, kurz Spielereien, in denen auch er wieder Geschicklichkeit zeigt. Der Sprachgebrauch, der beide Verschmelzungen des Spiels und

der Arbeit Geschicklichkeit nennt, erkennt die gleiche Annäherung beider an die Kunst dadurch an, daß er erlaubte von der Kunstfertigkeit eines Billardspielers und eines Tischlers zu sprechen, was ihm bei dem primitiven Spiele des Steckenpferdes eben so wenig einfällt wie bei der bloßen rohen Arbeit des Gänseweidens. Nur aber eine Annäherung, denn schwerlich könnte sich auf den Sprachgebrauch berufen, wer dem Gaste, den er zu einer Künstlergesellschaft einlud nur Billard- oder Regelspieler vorstellen wollte. — Weil sie weder bloß Spiel noch bloß Arbeit ist, deswegen liegt die Geschicklichkeit oder Virtuosität wie eine verbindende Brücke zwischen dem diesseitigen Gebiete, wo beides streng gesondert ist, und dem Gilande der Kunst jenseits, wo beide sich so durchdringen, daß das Spiel sich nicht nur (als Zierrath) an den Ernst anschließt, sondern vielmehr ihn verflärt und in seine eigne Region herüberzieht. Uns, die wir hüben stehn kann darum Mancher, weil er das diesseitige Gestade verlassen hat, schon als ein Priester der Kunst erscheinen, während die wirklich drüben stehn, in seinen Virtuosenkünsten nur gut eingeübte Spielereien sehen oder recht geschickte, aber handwerksmäßige, Arbeit. Nicht daß der Künstler der Virtuosität keinen Werth zuschriebe; er weiß a' *Erfahrung* daß durch sie allein der Weg zur K'

geht, aber sie ist ihm doch nur Vorbereitung, eben die Brücke, die zur Insel der Seligen erst führt, nicht sie selbst ist. Über die Spielereien lächelt er, die sind ihm Spaß, vom Künstler verlangt er mehr Ernst, den aber, der um seine Geschicklichkeit zu zeigen sich abarbeitet, den bedauert er, weil er noch nicht vermag schöpferisch das zu zeigen, was mit Recht die Zaubermacht der Kunst genannt wird. Und doch nennt er es und nennt es alle Welt „spielen“, wenn er mit dem Bogen in der Hand solchen Zauber übt. Wie sollte er auch nicht? Sein mächtiger Strich wirkt ganz das, was die Phantasie des spielenden Knaben und der Witz des gebildeten Gesellschafters, nur mit dem großen Unterschiede, daß während der Letztere nur zum Spaß und für sich und die Umstehenden den ernststen Mann zur lustigen Person, das ruhige Mädchenherz zu Amors Bente machte, der gewaltige Künstler wirklich den Ernsten lustig macht, und das junge Herz wirklich mit Liebesseufzern erfüllt, und also nach Belieben wie jene, aber im Ernste, so daß wir es selber zugestehn müssen aus uns und unseren Gefühlen macht was er will, d. h. mit ihnen und uns spielt. Es ist in der That ein Spiel, wenn er als Meister die Kunst übt.

Wie in den Geschicklichkeitsspielen der Übergang erkannt werden mußte von dem bloßen Spiele zur

Kunst, ganz eben so läßt sich für ihre Zwillingsschwester, die Wissenschaft, gleichfalls der Anknüpfungspunkt finden, durch den sie mit den Spielen der Kindheit zusammenhängt. Er liegt in den berechnenden oder Verstandespielen, deren Reihe bei dem Damen-spiel anfängt und in dem Schach wipfelt, diesem wunderbarsten aller Spiele, dessen Erfinder eben so wenig, wie der der arabischen Ziffern, gehandelt hat was er erfand. In besonders organisirten Naturen läßt sich der Übergang vom Spiele zur Wissenschaft fast Schritt vor Schritt nachweisen. Durch alle Schul-Classen war mein Nachbar auf der Bank ein auch sonst seltsamer Knabe, der uns (damals passionirte Schachspieler) oft zum Erstaunen hinriß, wenn er, ohne ein Brett vor den Augen zu haben, zwei verschiedene Schachpartien in den Nebenzimmern dirigirte und fast immer gewann. Viele Jahre darauf fand ich im Café de la régence in Paris, ihn als anerkanntes Haupt — Pabourdonnaie war gestorben und St. Amand hatte vor ihm die Segel gestrichen — der französischen Schachspieler. Er lebte vom Unterricht in der Mathematik und dem, wie er sagte, viel schwierigeren im Schach, und sprach wiederholt als die Bestimmung seines Lebens dies aus, der Welt begreiflich zu machen, daß Schach kein Spiel sey sondern eine Wissenschaft. „Auch von der Statistik,

setzte er hinzu, glaubte man anfänglich, sie sey eine Spielerei.“ War diese Aeußerung schon ein Symptom der Hirnkrankheit, die den Armen weggerafft hat? Ich glaube nicht. Wenn er aber irrte, so streifte er doch nahe an eine große Wahrheit: Ob nämlich sein, ob irgend ein anderes Spiel Wissenschaft ist, weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß Wissenschaft Spiel ist und daß nur der sie hat, der mit dem Erkannten zu spielen vermag. — Den Übergang zu ihr bildet, wie zu der Kunst die Geschicklichkeit des Arbeiters, so hier das Lernen und Gelehrtsen, jenes ein Sammeln und Aufnehmen, dieses ein Vergrabenseyn in, aus dem Aufgenommenen gearbeiteten Excerpten, Notizen, Heften. Es scheint als wenn das größere Publicum nur diese beiden Stadien kennt. Wenigstens weist der häufige Gebrauch des Wortes „Bücherwurm“ darauf hin, daß man den der im Besitze der Wissenschaft ist, in einem ähnlichen Verhältniß zu den Büchern denkt, wie die Maulbeer- ranpe zum Maulbeerbaum, die ja auch zunächst nur aufnimmt was er bietet, dann aus dem aufgenommenen Stoff die Fäden spinnt, in die sie sich ein- hüllt und vergräbt. Käme der nach Wissen strebende Mensch über dieses Verhältniß nie hinaus, bliebe er wirklich in der Lage, wie viele sich das denken, daß er nur Bescheid wüßte so lange seine Bücher zur

sind, Bescheid geben könnte, so lange er seinen Vor sich hat, so käme er auch nie dazu, ihm Erkaunte zu besitzen und zu beherrschen; er bliebe vielmehr stets beherrscht und besessen; von einem freien Schalten und Walten da wäre nicht die Rede, sondern er bliebe vielwerk seiner Papiere, eine Feuersbrunst die seine Bibliothek verzehrte, ein Windhauch der ihm Papier aus der Hand riß, verdamnte ihn, jene Lathlosigkeit, diese zum Schweigen. Gerade der Gleich aber mit der Seidenraupe, zu dem der Mord der Bücherwurm einlud, lehrt auch von jenem bloß Gelehrten, den wahren Wissenden unterscheiden. In dem Cocon nämlich bildet sich, je nachdem die Raupe Nahrung aufgenommen, und je dicht sie sich eingespinnen hat, um so kräftiger, ein neues Wesen, dem aus den angeeigneten Stoffen Flügel wachsen und in dem während der Ruhe des Eingespinnenseyns eine neue Kraft reifte, die weder die Mutter hatte noch die Chrysalide: die Kraft, neues zu zeugen. Diesem Wesen, dem geflügelten Entomologen, gleicht der, der sich zur Wissenschaft nicht mehr dem Wurm! Das Kriechen von Blatt zu Blatt, das Verschlingen von Blatt auf Blatt hat seinen Zweck erreicht: die Flügel sind mit denen er sich wiegt in dem reinen

schöpferischer Gedanken. Hier wie dort hat die Assiduität (das regungslose Stillstehen) dazu gedient die Genialität zur Reife zu bringen, d. h. die Fähigkeit Leben zu erwecken. Hier wie dort wird, wenn die Flügel sich mächtig genug regen, die Hülle, unter deren Schutz sie sich dehnten, rücksichtslos durchbohrt, was Wunder darum wenn hier wie dort, die da Seide spinnen wollen aus dem Erlernten, die genialen Schmetterlinge detestiren, die es wagen Löcher in das zu bohren, was in ihren Nesten steht, ja die sich herausnehmen, nicht mehr gebunden zu sein an die papiernen Coconschalen der Wissenschaft, sondern frei davon, auf den Flügeln derselben sich zu wiegen? — Die Schöpferkraft macht zum Wissenden, denn wie mit Recht der eben heimgegangene große Philosoph gesagt hat: Etwas begreifen und wissen heißt: es schaffen. Schaffen aber war, wie wir gesehen haben, Spielen, und darum sagten wir, daß nur der das Wissen und die Wissenschaft hat der, da er frei in dem Erkannten schaltet und waltet, mit ihm spielt. Und dies gilt nicht etwa nur von der Wissenschaft der man (seltsamer Weise indem man sie zu tadeln glaubte) nachgesagt hat, sie sey ein Spiel mit Begriffen, von der Philosophie. Nein, auch in der Mathematik ist der Unterschied zwischen dem Lehrling und Meister, d. h. zwischen dem der gelehrt wird

und dem der da weiß, daß Jener sich an den Formeln abarbeitet, mit welchen Newton spielt. Er spielt mit ihnen und doch sind diese Formeln die Gesetze des Universums! Glückselig darum der Philosoph der da spielen könnte mit Begriffen, denn er wäre ein Newton für die Wesenheiten der Dinge.

Kunst und Wissenschaft sind es, die den Menschen aus der prosaischen Wirklichkeit in eine höhere, verklärte, Welt erheben. Die Kunst, indem sie die Schönheit der Welt zeigt und, wie dagegen das Häßliche Nichts ist und zur dienenden Folie wird, die Wissenschaft indem sie in Allem das Gesetz nachweist, wogegen das Gesetzlose und der Zufall verschwindet. Darin liegt eben das Geheimniß ihrer beruhigenden und erhebenden Macht: sie bringen die durch das Häßliche und Widerwärtige aufgestachelten Leidenschaften zum Schweigen und beschwichtigen die ängstliche Sorge, welche durch des Lebens Zufälle provocirt wird, indem sie Beides nicht leichtsinnig vergessen sondern vornehm verachten lehren. Ihnen geschah darum nur ihr Recht, wenn ihnen eine höhere Region zum Wohnsitz angewiesen und sie als Himmelstöchter begrüßt wurden. Sie waren aber, wie wir gesehen haben, Spiele, obgleich sie in Spielen mit dem Ernstesten, indem der Künstler mit unseren Gefühlen, ja indem er das Furcht

was es giebt, den Sterbenden, Verzweifelnden, Mor-
denden, spielt, der Wissende wieder, mit Formeln
spielend, den Cometen ihre Bahn vorzeichnet und
den Planeten ihren Stand anweist. Spiele sind
jene, und doch Töchter des Himmels! Man muß es
daher erklärlich finden, daß ein griechischer Weiser
das Leben der Gottheit darein setzen konnte, daß sie
mit tönenden Sphären (wie der Harmonikspieler mit
kreisenden Glocken) einen großen Weltchoral spiele,
oder ein andrer sie schwelgen ließ in mathematischer
und speculativer Erkenntniß, d. h. im Spielen mit
Formeln und Begriffen. Ja selbst darüber darf man
sich kaum wundern, daß ein alter Weiser Indiens ge-
sagt hat, die Gottheit schaffe spielend, wie der Knabe
Seifenblasen, zu ihrem Ergötzen Welten auf Welten.
In Einem haben sie Alle Recht, darin daß es nichts
Himmliches, nichts Göttliches gibt als — zu
spielen.

3.

Die Erhebung von dem primitiven, rein mensch-
lichen, Spiele zu den beiden himmlischen, die
wir in Kunst und Wissenschaft erkannten, ward ver-
glichen mit der Verklärung des Werktaglebens durch
die Festtagsstimmung. Die Frage liegt nahe, ob es
nicht auch eine Erscheinung gibt, welche zu dem,

jener Verklärung Entgegengesetzten, zur Profanation des Feiertages, das Analogon bildet? Es müßte sich dort finden wo nicht, wie in der Kunst die Arbeit dem Spiele dient, sondern wo umgekehrt das Spiel zum dienenden Mittel wird für die Zwecke der Arbeit und des Geschäftes. Diese Zwecke sind der Gewinn und Erwerb, und die Gewinnspiele, sammt ihrem reinsten Typus dem Hazardspiel, zeigen uns wirklich diese Entheiligung des Spieles. Ihre richtige Stelle wird ihnen eigentlich schon dadurch angewiesen, daß wenn man von ihnen spricht, sich unwillkürlich Ausdrücke einstellen, die dem gewerbsthätigen Leben angehören, so wenn man vom *métier* des Spielers spricht, oder ihn einen Spieler von Profession nennt. Es wird hier nämlich das Spiel, indem es zu einem Erwerbsmittel gemacht wird, in die Sphäre herabgezogen, über der es nach seiner Natur und dem von uns gefundenen Begriff stehen sollte, so daß man sich fast wundern könnte, daß in dieser Sphäre, wo es oft so bitterer Ernst wird, das Wort Spiel noch beibehalten, und diese begriffs- und naturwidrige Vermischung von Spiel und Geschäft nicht vielmehr Widerspiel genannt wird, wenn der Sprachgebrauch nicht sehr oft so bitter ironisirte; z. B. dert, wo Einer ein „rechter“ Mann genannt wird, gerade weil man weiß, er sey kein rechter.

In der That zeigen diese, nur par antiphrase Spiele genannten, Beschäftigungen alles das auf den Kopf gestellt, was wir bisher an allen wahren Spielen beobachtet haben. Den Reigen dieser letzteren hatten die eröffnet, welche die Kinderwelt darbot. Welch ein Gegensatz zu diesen! Nach seinem Belieben läßt der Knabe den Kreisel laufen, eigenmächtig entschied er ob das von ihm getummelte Roß die Gerte oder ein Streicheln verdiene; wie anders an dem grünen Tisch wo über das Loos des Spielenden das Rollen der kreisenden Kugel entscheidet, deren Sklave er wurde, weil ihn — der Volkswitz spricht auch hier von einem Ritt, nur daß er nicht wie bei dem Steckenpferde dem Spielenden die active Rolle zuweist. Dort verschwanden unter den geschickten Händen des Knaben die Kartenblätter und ein Haus oder Tempel stand da, oder er konnte, indem er die Karten bog, allmächtig wie der, welcher den Donnerkeil führt, ganze Reihen niederschmettern; hier starrt Einer vor sich hin, Haus und Hof ist fort, der Tempel seines Glücks ist eingestürzt, nur Kartenblätter liegen vor ihm, regungslos wie vom Donner gerührt steht er da, und wer war es der den Blitzstrahl auf ihn sandte? Die von ihm gebogenen Karten! — Wir verließen die Kinderstube und traten in den Saal, wo das Spiel der Unterhaltung im besten

Gange war. Ein gleicher Contrast, in dem zu diesem Saale der Conversation ein sogenannter Con-
versationsaal steht: Dort ein fröhliches Getümmel,
wo der übermüthige gute Gesellschafter mit Allen
spielt, Jeden zum unterhaltenden Object macht, Kei-
nes und Keinen verschont sondern Allen mitspielt, —
hier düstere Stille, ein bleicher Mann am grünen
Tisch der mit sich und seinem Lebensglück spielen
läßt, er, der vielleicht Hochbegabte, ein Unterhal-
tungsobject für elende Croupiers, die ohne daß er
es ahndet ihm und seinen häuslichen Verhältnissen
schlimm genug mitspielen. Gibt es wohl einen bitt-
ern Hohn, als daß man ein solches Spielwerk einen
Spielenden nennt? Ja sogar das gesellige Karten-
spiel hat genauer angesehen, an dem Hazardspiel nicht
einen Verwandten und ein Pendant sondern viel-
mehr seinen Antipoden. Denn, wenn dort der
Ehombre- oder Bostonspieler sich selbst rühmt, daß
seine Geschicklichkeit den Mangel guter Karten er-
setze, so erbläst dagegen, wer beim Würfel gewann,
vor dem Gedanken, daß man glaube oder gar wisse,
er könne *corriger la fortune*. — Am Meisten tritt
natürlicher Weise der Gegensatz hervor, zwischen den
Erwerbsspielen und jener Steigerung des Spiels, die
wir als das himmlische bezeichneten: zwischen der *Hei-
ligung* des Niedrigern und der Degradation und Pro-

fanation des Höheren, ist er natürlich diametral. Daher ist es begreiflich daß, wenn die Kunst als Muse, die Wissenschaft als Göttin, ihre Wohnsitze als Tempel gedacht werden, man dagegen von einem Dämon des Spieles spricht, dem geopfert werde in den Spielhöllen; das Infernale ist ja nur das verkehrte Himmlische, ist das Unternatürliche, wie dieses das Übernatürliche ist. Sene Himmelstochter verschönte Alles, selbst das Häßliche wirkte, als Folie, verschönernd, dieser Dämon macht häßlich selbst das Schönste von allem Schönen, das Frauenantlitz. Die Göttin wieder zeigte überall Gesetz und vernünftigen Zusammenhang, ihre dämonische Caricatur lehrt den Zufall anbeten, und keiner der ihre Macht erfuhr, hat sich dem Aberglauben, dieser Vergötterung des Widersinnigen, zu erwehren gewußt. Darum ist aber auch die Wirkung jener himmlischen und dieser infernalen Macht ganz entgegengesetzt: jene brachte die Sorge und Leidenschaft zur Ruhe, diese stachelt die niedrigsten Leidenschaften auf und erfüllt mit der bangsten, oft mit verzweifelnder, Sorge. Wenn endlich der Dienst an den Tempeln jener Himmelstöchter die Priester vor sich und aller Welt ehrt und erhebt, so macht dagegen der an einer solchen Hölle, abject in fremden, ja in den eignen Augen. Mit Stolz erfüllt es den Denker, wenn es ihm gelang zu spielen mit

„was der Scharffinn der Größten erfann, und
 lichte strahlt aus den Augen der Künstlerin, wenn
 flüstern hört: „das ist sie, die früher die Julia
 ielte und jetzt die Mutter in der Braut von Messina.“
 Der aber soll erst kommen, der auf seine Visiten-
 arte drucken läßt: Spieler von Profession, und der
 nicht sein Croupiergehäft hinter das so beliebte
 „Particulier“ versteckt, was so viel heißt, wie Nichts.
 Sogar Nichts zu seyn erscheint dem Glenden schon
 als Avancement! —

Daß bei diesem infernalen Character des Hazard-
 spieles es bekämpft, daß laut gerufen wird, man
 solle die Spielhöllen aufheben, ist erklärlich und ist
 erfreulich. Zweierlei aber ist doch gegen die Art zu
 bemerken, wie sich heut zu Tage dieses Verlange
 laut macht. Erstlich, daß es nicht consequent ist
 so lange es nicht weiter geht und auch fordert, daß
 das Spielen an der Börse und das Pariren bei
 Wettrennen aufhört. Denn warum es weniger
 lich seyn soll, mein Geld daran zu wagen, daß
 von der Kugel getroffene Zahl höher als acht
 seyn wird, als daran, daß zum nächsten Ultim
 Métalliques über 72 stehen werden, oder endlich
 Scherz einige Secunden früher ans Ziel k
 werde, als Drinoco oder Rattle, das ist un
 ansehn, obgleich ich gern zugeben will, daß k

den Métalliques unvorsichtiger wäre, als beides Andere. Was aber die verderblichen Folgen betrifft, so ruiniren ihre Moralität und ihren Hausstand an der Stockbörse und in Epsom oder Newmarket eben so Viele, wie in Homburg. Verlangen, daß das Eine verboten; das Andere aber freigelassen werde, hieße einen Zustand wünschen wie in einigen Staaten Nordamerika's, wo das Gesetz dem, der täglich nur über einige Cents zu verfügen hat, es unmöglich macht, auch noch so mäßig Wein zu trinken, während wer Dollars genug besitzt, um ihn orhoftweise zu kaufen, geseßlich nicht an der Unmäßigkeit gehindert ist. Dies ist das eine Bedenken. Ein anderes ist, daß die meisten Bekämpfer des Hazardspiels sich die Ausrottung desselben viel leichter denken als sie ist, weil sie, was dazu reizt und versucht, nicht gehörig analysirt und darum nicht erkannt haben, daß es sehr complicirter Natur ist. Hört man nämlich in den Anklagen dieser Spiele immer dies in den Vordergrund stellen, daß der Pointeur eigentlich betrogen werde, da nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung die Bank im Vortheil sey, so verräth dies die stillschweigende Voraussetzung, daß der Gelderwerb das alleinige Motiv des Spielens sey. Wäre dies richtig, so wäre es psychologisch unbegreiflich, daß sehr oft erwerblichenden, ja habfüchtigen und geizigen

Menschen der Gedanke, durch die Lotterie oder auf ähnliche Weise reich zu werden, höchst widerwärtig ist, und daß umgekehrt unter leidenschaftlichen Hazardspielern sich sehr häufig Solche finden, die das Geld mit vollen Händen austreuen. Kāme nicht zu der Lust am Golde noch ein ganz anderer Factor hinzu, so wäre absolut unbegreiflich, was uns von den alten Deutschen erzählt wird, daß sie im Würfeln ihre Freiheit verspielten, die ihnen zugleich so theuer war, daß sie dieselbe für das Zehnfache des Einsages nicht verkauft hätten. Die Behauptung von Fox, der, wie überhaupt Diplomaten sehr oft, ein leidenschaftlicher Hazardspieler war, daß ihm nach dem Gewinnen Nichts mehr Genuß gewähre, als das Verlieren, ist bekannt. Sagen, das sey nicht wahr, er habe sich selbst getäuscht, ist sehr leicht aber doch auch sehr vermessen, da viele Andere es sich ganz dasselbe behaupten. Ich möchte darin kei Selbsttäuschung sehn, sondern die Wirkung jenes zweiten Factors, der viel tiefer in des Menschen Herzen wurzelt als die Liebe zum Golde, darum früher erwacht, aber auch viel später ausgereizt wird, als jene. Die Gewalt dieses dämonischen ges wird Mancher, bei dem das Organ des Erntriebes sehr wenig ausgebildet ist, an sich selbst fahren können, wenn er, nicht ganz flüchtig, so

für längere Zeit, als Zuschauer sich an den Tisch stellt, wo alle Welt fortune machen will und die Herrn Benazet und Blanc sie wirklich machen. Eine Zeit lang läßt uns das eintönige *faites le jeu, le jeu est fait*, das ängstliche Schweigen während die Kugel rollt, das schnell und trocken hingeworfene *vingt, passe, rouge, pair*, das Klappern der das Geld einziehenden Schaufeln, bei dem mancher verlierende Neuling zusammenschrückt, ziemlich ruhig. Da macht uns die Bemerkung, die Bank habe heute Glück, aufmerksam. Es ist wahr! Es klappert immer fort, weil die *Croupiers* nur einziehen, nur sehr selten lassen sie, anzählend, die Goldstücke durch die Luft fliegen. Aber es ist auch kein Wunder! Wie sehen die Leute auch? Einmal auf Roth verloren, gleich geht es auf Schwarz. Da ist kein Muth, kein Festhalten, kein *Forciren*, keine *Martingale*, da muß ich doch — aber halt! Psychologische Untersuchungen der Art, da sie gewöhnlich auf Selbstbeobachtung beruhen, könnten, weiter fortgesetzt mich in ein schiefes Licht stellen; und noch dazu ganz ohne Nutzen, denn sie würden am Ende hinsichtlich minder perverser Naturen Nichts beweisen. Soll entschieden werden, ob in aller Menschen Herzen etwas schlummert, was außer der Gewinnucht dem Dämon des Spieles Vasallen zuführt, so müssen wir abermals zu jener Urgestalt

des Menschen zurück, zum Kinde, das uns im Bändigen des Steckenpferdes die ersten Spuren der gebildeten Conversation, im Spiele mit dem Kreisel und Ziehen der Damensteine die ersten Anfänge von Kunst und Wissenschaft offenbarte; hier werden wir nach dem suchen müssen, was vorzugsweise die Handhabe wird für jene infernale Macht. Ich glaube wir finden sie in dem so früh erwachenden Verlangen nach dem zerstörenden Elemente, das nur für Mephistopheles und die Kinder ein freundliches ist, in dem Reiz, den es hat, mit der verzehrenden Flamme, obgleich man die Gefahr ahndet, zu spielen. Es hat dies für die meisten Kinder einen unwiderstehlichen Zauber, und wie Ameisen zum Ärger der Hausfrau das Eingemachte, wissen im Hause auch des ängstlichen Vaters zu seinem Entsetzen, die Kleinen Zündhölzchen, vor Allem aber Schießpulver auszuspiiren und zu rauben. Man beobachte nur ihr Spiel, dessen Gefährlichkeit eben den Genuß gibt, genauer. Man sehe, wie auch dem gutartigen Kinde die Augen glänzen, wenn es sieht, wie gleich einer glühenden Schlange die Flamme erst leckt und dann verschlingt und je mehr sie verschlang, um so größer wird, man beobachte die innerliche Satisfaction mit der ein gar nicht verdorbener Knabe eine Mine *angelegt hat in der erkalteten Nische des Küchenherdes,*

und nun der Explosion entgegenfieht, wenn die Köchin Feuer macht, — man sehe dies an, und man wird nicht nur verstehn, wie mancher Knabe zum Verbrecher wurde, Feuer anlegte um die Feuersbrunst zu sehn, sondern man wird auch ahnden, daß ein Reiz in der Aufregung liegen kann, mit der man am grünen Tisch erwartet, ob Haus und Hof wirklich in die Luft springen wird. Mit einem Worte, die Lust an der Gefahr und am Wagspiele, diese ist, die das Hazardspiel würzt, und der Genuß ein Wagehals zu seyn, machts zum Genuße selbst, den Hals zu wagen. Diese Lust liegt einmal im Menschen, daher wird man sie höchstens vom Hazardspiel ab auf einen vernünftigen Zweck hin dirigiren können, ausrotten wird man sie nicht. Darum wohl aber auch schwerlich, ehe jene Direction gefunden wird, das Hazardspiel. Sie liegt im Menschen, darum zeigt sie sich schon im Kinde, und daß sie dämonisch ist, ändert darin nichts, denn was ohnedies alle Welt weiß, das hat die Betrachtung der Spiele der Kinder uns bestätigt: Diese kleinen Menschen sind doch wahre kleine Engel und rechte kleine Teufel.

Um auf sein dreifaches (menschliches, himmlisches, infernales) Antlitz hinzuweisen, ward das Spiel vorgeführt. Welches derselben hat mein heutiges dargeboten? Daß man es als eine der Himmels-

töchter würdige Opfergabe gelten lasse, ihm wissenschaftlichen oder Kunstwerth zuschreibe, prätendirt es nicht. Glücklich, wenn es nicht von mir heißt, „sein böser Dämon trieb ihn, um seinen Credit zu retten, es mit dem Spiel zu versuchen, herausgekommen aber ist Zero“, will ich glauben meinen Zweck erreicht zu haben, wenn man mein Spiel als rein menschliches gelten läßt, als Unterhaltung.



II.

über die

Wirkung deutscher Philosophen
zum Leben.

1850.



Wenn ein Unbefangener, z. B. ein Engländer oder ein gebildeter Deutscher, welcher das Französische ganz geläufig liest, die Werke großer französischer und deutscher Philosophen vergleicht, so wird aus dem Vortheil schwerlich auf unserer Seite sein. Zuerst muß ihm sehr unangenehm der Contrast in der Schreibart auffallen. Seit sie in ihren philosophischen Werken die Muttersprache annehmen, haben die Franzosen ein gutes, meistens ein prächtiges Französisch geschrieben. Im 17ten Jahrhundert tritt ihr größter Philosoph, Descartes, mit einer Abhandlung über Möglichkeit und Sicherheit Erkenntniß auf, welche den Geburtstag der neuen Philosophie bezeichnet, und die in ihrem schönen Französisch nicht nur den klaren Geist des großen Mathematikers, sondern auch den feingebildeten Edelmann abspiegelt. Im 18ten Jahrhundert ist der philosophischste Kopf Frankreichs offenbar Diderot; er lebt vortrefflich. Der endlich, an welchen man, in der heutigen Philosophie in Frankreich die

Rede ist, zuerst denkt, Cousin, gilt für ersten Stylisten, und läßt sich gern gefallen man ihm eine pedantische und übertriebene der Sprache vorwirft. Jetzt denke man, dies erfahren hat, herantretend an die Wälder der Philosophen. Ihm ist gesagt, auch Diderot habe seinen Descartes, Kant, dessen Unterrednung über Möglichkeit und Sicherheit der Erkenntnis neue Epoche bezeichnen, und dabei besser geschrieben, als die meisten spätern Werke deutscher Philosophen. Begierig ergreift er die Kritik der Vernunft und fängt an zu lesen, und im Anfange heißt es: es sey nur die Frage: Wie synthetische Urtheile a priori möglich seyen? Erschrocken blickt er nach dem dickleibigen Werke, um das Resultat zu finden und findet: „der transcendentalen Methodik dritter Theil, Architectonik der reinen Vernunft — d. h. er hat drei griechische und drei Worte in zwei Ueberschriften. Und was Alles zwischen jenem Anfange und diesem (Ende) giebt es: Synthesis der Apprehension, deductive Deduction der Kategorien, weiter Amphibolie der Reflexionsbegriffe, endlich: Logismen und Antinomien der reinen Vernunft so geht es nicht nur durch dieses und '

Kantischen Werke, sondern dieser scholastische Sargon scheint zum Handwerk deutscher Philosophie zu gehören, wenigstens ist es vorgekommen, daß als Einer von Unterlage und Zufallendem geschrieben hatte, man ihn erst verstand, als man sah, daß dies auf Deutsch (d. h. auf Philosophendeutsch) Substanz und Accidens heiße. — Hat man sich nun aber an diese Formeln gewöhnt, so erregt der Inhalt der deutschen Philosophie besonders durch Zweierlei Anstoß. Zuerst durch ihre Naturphilosophie, welche nicht, wie bei den Engländern, eine auf Erfahrung und Rechnung gegründete Physik, sondern eine s. g. speculative Wissenschaft seyn will, indem sie sich die Aufgabe stellt, die Ideen aufzustellen, die den durch Beobachtung gefundenen Gesetzen zu Grunde liegen, so daß dadurch erkannt werde, warum gerade diese und keine andern Gesetze die Natur beherrschen. Ein solcher Versuch nun, die Natur nach Ideen zu construiren, erscheint den Franzosen sowohl als Engländern als ein Umkehren des allein richtigen Ganges, der von den Erscheinungen zu den Gesetzen führe und bei diesen stehen bleibe, als eine Phantasterei, die man, wie manche andere, einer Nation von Träumern zu Gute halten könne, bei sich selbst aber nicht dulden dürfe. — Noch mehr aber als über die deutsche Naturphilosophie schütteln sie den Kopf

ber unsere Religionsphilosophie. Daß ich nicht begnügt, die Beweisbarkeit oder Unbeweisbarkeit des göttlichen Daseins zu prüfen, sondern an Lehren macht, die man von jeher als Mystik bezeichnet hat, Sündenfall und Erlösung philosophisch erörtern will, das zeige, daß die Grenze nicht respectirt werde, welche die Philosophie von der Theosophie, die Vernunft vom Mysticismus trenne. Wenn wir uns keine Illusionen machen wollen müssen wir gestehn: auf den ersten Anblick erscheint dem Ausländer und dem gebildeten Laien die deutsche Philosophie als phantastische Mystik gelehrten Rothwälsch vorgetragen. — Es ist darum begreiflich, daß in Deutschland die philosophischen Schriftsteller isolirt vom gebildeten Publicum stehen, daß — wie man es gewöhnlich ausdrückt — die Kluft zwischen Philosophie und Leben weiter ist, als in Frankreich und England, ist eben so begreiflich, daß, namentlich seit den Verbindungen mit dem Auslande häufiger geworden Wunsch laut geworden ist: die deutsche Philosophie möge aufgeben, was sie nur zu ihrem eignen Schaden von der ausländischen unterscheidet. Diese Forderung setzt voraus, daß jene Eigenthümlichkeiten wirklich angeflogene Flecken sind; dies aber ist entschieden. Wenn ein Niederländer, der

des Rheins nur sah, wo er der Rhein heißt, aber nicht ist, plötzlich nach Schaffhausen verlegt würde und dort einen Graubündner anträte, so würde das Urtheil Beider über die Farbe des Rheins sehr verschieden ausfallen. Der Eine würde sich wundern, vielleicht glauben, Umgebung und Beleuchtung lasse sein Wasser grün erscheinen, der Andere dagegen hat bei Disentis zwar zweierlei Wasser sich mischen sehn, aber auch, daß beide grün, nur ein schöneres Grün erzeugen, das, wo es bei Reichenau eine dritte Nuance aufnimmt, dadurch zwar eigenthümlicher, aber nicht minder grün wird, und er wird daher bei Schaffhausen seinen alten Rhein erkennen und sagen, ohne grünes Wasser gäbe es keinen Rhein, das kleine farblose Wässerchen bei Penden sei eben nicht der Rhein. Auf wessen Seite man in diesem Streit sich zu stellen habe, scheint nicht zweifelhaft, ob aber hinsichtlich der Farbe der deutschen Philosophie, jener ihrer erwähnten Eigenthümlichkeiten, man wie der Niederländer oder wie der Graubündner urtheilen müsse, kann nur erhellen, wenn man auf ihre ersten Ursprünge einen flüchtigen Blick wirft:

1.

Durch ihren ersten Stammvater gehört sie den höchsten Kreisen der Gesellschaft an, ist sie sogar

courfäßig. Der ſchwäbiſche Graf Albert von Bollſtädtt iſt nämlich der erſte Deutſche, der als Philoſoph genannt wird, deſſen Leiſtungen aber ſo ungleichener ſind, daß Mit- und Nachwelt ihm den Beinamen des Großen gegeben haben, unter dem bekannter geworden iſt, als unter ſeinem Familienamen. Man hat ſich aber mit dieſem ehrenden Beinamen nicht begnügt, ſondern ein Wunder Hülfe gerufen, um ſeinen Scharffinn und ſeine Gelehrſamkeit zu erklären: Stumpf an Geiſt, ſoll nicht im Stande geweſen ſeyn, den Ariſtoteles zu verſtehn, da habe ihm die heilige Jungfrau das Verſtändniß eröffnet und durch ihren Beiſtand ſey um die etwas derbe Sprache des Mittelalters zu behalten — aus einem Eſel ein Philoſoph geworden. (Daß man dies für ein Wunder hält, offenbar ein Beweis der Barbarei jener Zeit). In dem Albert in Padua und Paris als Lehrer Philoſophie der Stolz des Dominikaner-Ordens worden, ward er als Provinzial deſſelben nach geſchickt, wo er bald viele Tauſende von Schülern um ſich verſammelte. Hierher kehrte er auch dort zu ſterben wieder zurück, nachdem er 17 Jahre Biſchof in Regensburg geweſen war. Sage geht, vor ſeinem Tode habe auf ſein Gebet die heilige Jungfrau alle Weiſheit wi-

ihm genommen, und so sey aus dem Philosophen wieder ein Esel geworden. (Sollte Etwas an dieser Geschichte seyn, so wird wohl nicht die Rückbildung als Folge des Gebets, sondern umgekehrt das Gebet als Folge der Rückbildung anzusehn seyn.) Die Lehrthätigkeit Albert des Großen nun, (die begreiflicher Weise zwischen jene beiden Verwandlungen fällt) zeigt eine der allermerkwürdigsten und folgenreichsten Erscheinungen: was die Kirche bis dahin unter sagt hatte, das hat sie bei ihm geduldet, nach ihm sogar gefordert, nämlich, daß ihre Lehrer zu Unchristen und Antichristen in die Schule gehn, um sich deren Ideen anzueignen. Wie sich überhaupt das Große vom Kleinen muß meistern lassen, und wie das Tadeln leichter ist, als das Begreifen, so haben auch hier sehr Viele über Verblendung und Inconsequenz der Kirche geschrien. Sogar unter denen, welche sonst zugestehn, daß was die Kirche im Mittelalter unüberwindlich machte, der Scharfblick gewesen sey, mit dem sie stets erkannte, was der Beruf der Zeit war, die Weisheit, mit der sie, nie voreilig, immer zur rechten Zeit, die Aufgaben der Zeit als ihre Forderungen aussprach, die Consequenz, mit der sie niemals hinter den Forderungen der Zeit zurückblieb, — selbst unter diesen gibt es Viele, welche meinen, in dem, wovon die Rede war, in der Nach-

sicht, mit welcher sie duldete, daß ihre Lehrer Schüler der Unchristen wurden, habe sie ihre Weisheit nicht gezeigt. Und doch läßt sie sich wie in allem Übrigen nachweisen: — Das Christenthum, d. h. der Geist, dessen Wirksamkeit mit Beginn der christlichen Religion anfängt, bekämpft seine eigentliche Aufgabe die Überwindung der Sünde d. h. des Geistes oder der geistigen Mächte, die vor dem Eintritt des Christenthums die Menschen beherrschten. Um jenen Zweck zu erreichen, ist es erst nöthig, daß der neue Geist in sich erhebt und so muß er, um nicht im vorzeitigen Kampfe seine Kräfte zu vergeuden, zuerst sich zurück von der Welt; darum rufen, die zuerst vom neuen Geiste durchdrungen sind, die Gründer und Führer der Kirche Jedem, der sich zu ihr hält, zu, er solle sich mit der Welt nicht befassen, solle die Welt verlassen und fliehen, nur dem Reiche angehören, das von dieser Welt ist. Zum Anfange ist dies nöthig, aber auch nur zum Anfange, denn Zurückziehen wird der Feind nicht überwunden, denn nur dadurch, daß man sein Land erobernd zur Provinz macht. Dazu sollte der Christliche sich in seinem Rückzuge stärken, hat er durch denselben seine Streitkräfte gesammelt, dann ist die zweite Aufgabe die, den Eroberungskrieg

die Welt zu beginnen, sie sich unterthänig zu machen. Unter Welt war der vorchristliche Geist zu verstehn; das Christenthum hatte ihn vorgefunden in den beiden Gestalten des Heidenthums und Judenthums, und darum ist die Aufgabe zuerst, sich unbesleckt zu erhalten von dem weltlich-, d. h. dem heidnisch- und jüdisch- Gesinntseyn. Während das Christenthum in dieser Rückzugstellung in sich erstarkt, hat der von ihm geflohene Geist sich verjüngt im Islam. In ihm sind die nichtchristlichen Elemente verschmolzen — das alte Testament und die Vorstellungen der heidnischen Sterndiener sind die Quellen des Muhamedanismus — und diese Verschmelzung tritt ausdrücklich gegen das Christenthum auf, und ist ihm diametral entgegengesetzt, denn nicht nur ist ein aus der Kirche gestoßner Keper Muhameds Lehrer gewesen, sondern von Anfang an hat der Islam seine Bestimmung darein gesetzt, in „dieser Welt“ zu herrschen. Was Wunder, wenn darum er, der von Anfang an „Herr dieser Welt“ hat seyn wollen, von frommen Gemüthern als der Antichrist bezeichnet ist. Er ist wirklich das Weltlichgesinntseyn zur Religion geworden, daher kann als die Zeit gekommen ist, wo der christliche Geist die Welt erobern soll, nur gegen ihn der Angriff gerichtet seyn. Gegen ihn, den Herrn dieser Welt, hat nun, die Aufgabe der

Zeit erkennend, abermals die Kirche durch
Oberhaupt ins Feld gerufen. Mit dem
schrei, der Herr will es — der Herr, welcher
Geist ist und das Schwerdt gebracht hat gegen
Welt — ward der Eroberungskrieg begonne
Kreuzzüge, in welchen außer dem h. Grabe
gewonnen ward, daß die Muselmänner uns nicht
abgenommen haben: Zartheit der Empfindung
Erhabenheit der Gesinnung, ritterliche Begeisterung
für alles Edle, Achtung für Wissenschaft und
— Ganz parallel nun dieser ihrer, zu verschiedenen
Zeiten verschiedenen immer aber consequenten,
Richtung zur Welt geht die, welche die Kirche
Weltweisheit gegenüber einnimmt: Zuerst
die Vernunft vor ihr, wer philosophirt ist eben der
ein Keßer. Dann wird solche Philosophie gegen
die Gottesweisheit ist, wer aber der Natur
Weltweisheit eines Aristoteles anhängt, heißt
Endlich ist der Geist ihrer Lehrer so eitel
daß die Kirche es wagen kann, ihnen einen
Eroberungskrieg gegen die Ideen der Weltweisheit
zuzumuthen; der Gottfried von Bouillon an
diesem Kreuzzuge der Ideen ist eben Albert der Große
Er bildet den Canal, durch welchen die Bluth
griechischen Philosophie, die Lehren des Aristoteles
durch den ferner die Philosophie, welche

Judenthum nach seinem Contact mit griechischen Ideen hervorgegangen war, die f. g. alexandrinische Philosophie Eingang ins Mittelalter gewinnt. Beide hatten, aus der christlichen Welt vertrieben, bei den Arabern Schutz, Übersetzer und Erklärer gefunden. Von jüdischen Ärzten aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt, kamen nun diese Schriften mit den Erklärungen der Muselmänner in Alberts Hände, und mit welchem Fleiße er sie studirt hat, zeigen die 21 Folioebände, in welchen er größtentheils nur ihre Lehren vertheidigt und erläutert. Es ist ein merkwürdiger Anblick, wenn man als Schüler zu den Füßen des Erzheiden Aristoteles den großen Kirchenlehrer sitzen sieht, der (als wäre Aristoteles noch nicht unchristlich genug) ihn sich von Antichristen commentiren, von Juden interpretiren läßt und dann mit ganz gleicher Ehrfurcht Bibelsprüche, Lehren des Aristoteles, Aussprüche der Kirchenväter, des Avicenna und des jüdischen Arztes David anführt, um die Wahrheit der katholischen Lehre zu beweisen. Merkwürdig aber nicht unbegreiflich, denn es handelt sich eben darum, den ganzen Kreis der Ideen nichtchristlicher Weltweisheit in die Dienstbarkeit des christlichen Geistes zu bringen. — Verstekt man, wie dies gewöhnlich geschieht, unter scholastischer Philosophie die Versuche, griechische namentlich aristote-

telische Philosophie mit der Kirchenlehre zu verschzen, so wird man Albert (so wenig haben seine Arbeiten den Nachfolgern zu thun übrig gelassen) größten Repräsentanten derselben nennen müssen. Ist es aber auch, wenn man zweitens mit dem Scholastisch eine bestimmte Behandlungsweise Philosophie bezeichnet, die seinen haarspaltenden griffserlegungen nämlich, zu welchen die Philosophen natürlicher Weise kommen mußten, welche Aristoteles, der selbst schon diese Neigung hat, setzten, und dabei den Versuch machten, mit seinen Lehren die, einem ganz andern Boden entwachsen kirchlichen Dogmen zu verbinden, was ohne sch sinniges, oft gewaltsames Distinguiren nicht möglich war. Auch in diesem nun hat es dem Albert und der Folgenden um so viel, als er den Früheren zu gethan. Seine Unterscheidungen der Wesenheit der Dingheit, beider von der Wahrheit, seine Erörterungen ob Feuer nur durch Feuerheit Feuer sey u. s. sind so subtil, wie sie zwei Jahrhunderte nachher nur hätten seyn können. Dergleichen Untersuchungen sind heut zu Tage vergessen, und man kann in fern sagen, das scholastische Philosophiren habe gehört, als kein Vernünftiger sich mit der beschäftigen wird, über welche sich im 14ten Jahrhundert die Philosophen die Köpfe zerbrachen

gelegentlich zerklüften: ob wenn ein Kopf nicht durch ein Loch geht, dieses von der Kleinheit des Lochs oder der Größe des Kopfs herkomme. Eines aber ist geblieben, was nur im Gefolge jener Untersuchungen sich Eingang verschafft hatte: der Gebrauch einer strengen, größtentheils Aristotelischen, dann, oft schlecht genug, ins Lateinische übersetzten, Terminologie. Der Gebrauch dieser Kunstausdrücke, ohne welche man sich in jenen subtilen Untersuchungen verwirrt hätte, wird nun gleichfalls mit dem Worte scholastisch bezeichnet, und wenn man das Kantische Philosophiren ein scholastisches nennt, so will man nicht sagen, daß er die katholischen Dogmen vertheidige, auch nicht, daß er von Feuerheit und Dingheit spreche, sondern daß er ausländische Kunstausdrücke brauche. Der Name ist auch passend gewählt, denn daß wir solche Ausdrücke, ja daß wir gerade diese brauchen, läßt sich auf die Scholastik und ihren großen Ahnherrn zurückführen: der allergrößte Theil der philosophischen Kunstausdrücke, die bei Kant und den Spätern vorkommen, findet sich schon bei Albert. Was vorher scholastischer Jargon genannt wurde, hat sich seit ihm bei den deutschen Philosophen erhalten, die länger als die übrigen Lateinisch schrieben, dann als sie davon abgingen, wenigstens den lateinischen zu dem deutschen Ausdruck hinzusetzten, so daß jener

bekannt blieb, endlich davon profitirten, deutsche Sprache überhaupt sich durch neue Worte zu bereichern pflegt. Die undeutschen ausdrücke sind bei uns geworden, was die arabischen Ziffern für die Mathematik Europa's. Die römischen Mathematiker aus Nationalgefühl für die römischen brauchen, so würde sich die rassen. Eben so würde es dem deutschen Physiker gehn, wollte er sich jener Formeln bedienen und ihm könnte nicht einmal falscher Patriotismus zur Entschuldigung gereichen, der scholastische Anstrich der deutschen Philosophie, alt, wie sie selbst, er ist eine von ihrem Väter angeerbte Familieneigenthümlichkeit.

2.

Genau drei hundert Jahr nach dem Entstehen der Bollstadt ward in Maria Theresienstadt der Ahnherr deutscher Philosophie geboren. Was sein Stammbaum betrifft, so prüfen wir nicht; denn Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus v. Hohenheim hat in seinem Wapen einen Querkreis. Der Mann ist darum nicht weniger der erste praktische Arzt seiner Zeit — 1827 die von allen Ärzten aufgegeben waren, festgestellt haben — hat er durch seine ganz

rie der Krankheit, mit welcher er der bisherigen höchsten Autorität, dem Celsus, entgegentrat, sich den Beinamen des Paracelsus erworben, unter dem er am Meisten bekannt ist. Es ist einer der seltsamsten Menschen die je gelebt haben. Von seinem Vater und einigen Alchymisten jener Zeit gründlich in der damaligen Chemie unterrichtet, begab er sich auf die berühmtesten Universitäten in Deutschland, Italien und Frankreich, und studirte mit Leidenschaft viele Jahre lang die Werke der griechischen und römischen Ärzte. Das Resultat war eine grenzenlose Verachtung der Universitäten, welche sich sein ganzes Leben hindurch in Spöttereien über das „Barettlein“ (Doctorhut) Luft machte, für welches, wie er sich in seiner derben Sprache ausdrückt, mancher deutsche Narr seine vierzehn Ducaten zahle, um ein approbirter Esel zu werden. Weil, was der Arzt wissen muß, weder auf Universitäten noch überhaupt an irgend einem Ort sich beisammen findet, so beginnt er sein rastloses Wanderleben, auf dem er „bei Doctoren, Scherern und Badern, gelehrten Ärzten, Weibern, Schwarzkünstlern und Alchymisten, in Klöstern, bei Edlen und Uedlen, Geschickten und Einfältigen Erkundigungen einzog.“ So durchwandert er lernend und kuirierend ganz Deutschland, Italien, Portugal und Spanien, Frankreich, die Niederlande,

England, Dänemark, die Mark, Preußen, kommt nach Moskau, wird Tartaren gefangen, dann nach Gschicht, durchzieht die Wallachei, 1bürgen, Croatien, besucht die Inseln, er endlich 1527, im 34sten Jahr seine Arzt und Professor der Medicin in Lüttich hat es auf diesen Wanderunwürdigkeiten nicht gefehlt. „Die betragt er, trieben ihn aus Preußen, 1Den Niederländern, den Universitäts und den Mönchen gefiel er nicht Dank den Kranken gefiel er übermag wohl sehr gesunde Zeit gewesen gefiel er dort nicht lange. Daß er deutsch hielt, weil das die allein Sprache sey, erregte Anstoß; mit 1Eifersucht seine glücklichen Curen erbanden sich die Apotheker, deren 1die Obrigkeit beaufsichtigt wünschte also alle gegen sich, die in Natur Autorität galten. Schon nach ein es, hat er Basel verlassen und 1streifendes Leben wieder an. Born ruft ihn herbei, wo der Tod droht: vorüber wird er oft verhöhnt, d

subtiler Gefelle, was man bei Milch, Käse und Haberbrod“ nicht werde. Hier wird ihm der vorausbedungene Lohn vorenthalten, dort bestehlen ihn seine Knechte — ein und zwanzig an der Zahl hat ihm „der Henker genommen und von dieser Welt abgethan“ — und so ist es ihm meistens kaum möglich, anständig gekleidet bei seinen Kranken zu erscheinen. Endlich ruft Ernst Pfalzgraf zu Rhein, Erzbischof von Salzburg, ihn als Leibarzt zu sich; die spät erreichte Ruhe dauert aber nicht lange, der Tod, wie andere meinen der Mord, ereilt ihn im 48sten Jahre seines Lebens. Sein Besiz an edlen Metallen fiel den Armen, seine Bibliothek einem Barbier zu. Die letztere bestand aus zwei Exemplaren des neuen Testaments, einer biblischen Concordanz, einem Commentar des h. Hieronymus und einem gedruckten medicinischen Buch. — Paracelsus' Bedeutung für die Philosophie ist, daß er, wie Albert, die Lösung einer neuen Aufgabe beginnt. Der christliche Geist, welcher, im Gegensatz gegen den naturtrunkenen Geist des Alterthums, damit begonnen hatte, die Natur als den Gegensatz gegen die Gnade zu fassen, der darin so weit gegangen war, daß er Alle, welche die Natur liebten, als Zauberer oder Gottlose von der Gnade ausschloß, und im Streben nach übernatürlicher Heiligkeit der Annatur verfiel, —

dieser ist, namentlich durch das erneute Stud
 Alten dazu gekommen, nach der, 14 Zahl
 hindurch verachteten, Mutter Natur sich zu
 sehen. Liebend erwartet sie die undankbaren
 und hält Kostbarkeiten bereit, die der Erst
 soll der sich wieder in ihre Arme wirft. Dies
 war Paracelsus. Die Wirksamkeit bis das
 angewandter Heilmittel, die er entdeckt, und
 ihm zeigt, daß der Mensch an viel mehr Se
 bisher bekannt war, der Einwirkung der Na
 gänglich ist, diese läßt ihn eine Menge von
 menhängen zwischen dem Menschen und de
 versum ahnden, welche er in seinen philoso
 Schriften zu entwickeln sucht. Nur wenige :
 230 Abhandlungen die er, ohne irgend ein
 Rathe zu ziehen, in die Feder dictirt hat,
 uns gelangt. — In den mannigfachsten oft
 ftischen Lehren wiederholt sich darin eigentl
 ein Grundgedanke: daß die Welt ein dur
 Leben durchdrungenes Ganze sey. Steht al
 einmal fest, so folgt von selbst, daß der Mei
 ein Glied an diesem Ganzen, und wenn d
 nehmste, daß in ihm sich das ganze Univers
 centriert. Dies seine Lehre vom Menschen o
 im Kleinen, als Mikrokosmos, als Extract d
 Aus ihr aber ergeben sich ganz consequent d

tischen Folgerungen, welche Paracelsus zieht. Wie wir vom Arzt verlangen, daß er erkenne ob gestörter Puls aus Verknöcherung des Herzens oder aus eingenommener Digitalis stammt, und für beide Fälle eine verschiedene Behandlung erwarten, so ist dem Paracelsus nur der ein Arzt, der im kranken Menschen, (gleichsam einem gestörten Pulsschlag im Leben des Universums) die Welt erkennt, und umgekehrt bei der Behandlung jedes Kranken auf den Zustand des Universums, Stellung der Gestirne, Kometen, Erdbeben u. s. w. Rücksicht nimmt. Darum soll er Philosoph seyn, d. h. Kenner des Universums, darum „Astrolog und Alchymist“ d. h. Astronom und Chemiker um die Natur der Planeten in den Metallen, beide in den Hauptorganen des Menschen wieder zu erkennen, um einzusehn, daß die Leber die Natur des Eisens und des Planeten Mars habe und darum Leberkrankheiten als martialische und Eisenkrankheiten zu behandeln sind u. s. w. Forderungen der Art sieht man heut zu Tage als phantastisch an, und stellt ihnen die Behauptung entgegen, sie gründeten sich auf Nichts was durch die Beobachtung gegeben sey. Was hätte Frankreichs größter Naturforscher, der verständige Cuvier, als er sich anheischig machte aus einem Zahn das ganze vorsündfluthliche Thier zu construiren, was hätte er gethan, wenn ein Loh-

in der Zoologie ihm eingewandt hätte das sey möglich, da ihm ein solches Thier nicht geg
sey? Er hätte gelächelt. Eben so der Ph
Paracelsus, wollte man ihm von Unmöglich
sprechen. Ihm ist gegeben, was er nöthig hat
Mensch, dieser Bahn an dem großen Megathe
das wir Universum nennen. — Phantastisch
oder nicht, die Idee der Lebens-Einheit des U
sums, die Paracelsus zuerst aussprach, ist be
tende Gedanke aller deutschen Naturphilosophi
worden und geblieben. Mag auch nur selten
in Paracelsischer Kühnheit das Universum darg
haben als Fortsetzung des Sinneusystems, möge
die Meisten begnügt haben, Ahnungen dieses
meinen Lebens aufzustellen, alle deutschen P
philosophen, ja noch mehr, manche sinnige F
forscher, die es für eine Beleidigung halten wi
wenn man sie Naturphilosophen nennen wollte
wenn sie von einer Metamorphose primitiver S
nismen, oder von einer Stufenfolge des Leber
sprechen, unbewußt von demselben Grundgez
geleitet. Es muß daher zugestanden werden
deutsche Naturphilosophie bringt wirklich die,
durch Beobachtung gefundene, Idee eines all
nen Lebens oder einer wahren Einheit zu de
scheinungen hinzu, und beurtheilt dieselben nat

Idee als nach dem Gesetz, das die Vernunft ihnen giebt. Ist dies ein Irrthum, oder ein Übel, so ist es nicht verschuldet sondern angeerbt.

3.

Könnte man aber auch hoffen, daß der scholastische Anstrich der deutschen Philosophie so wie ihr naturphilosophischer Tic auf Rechnung dieses ihres doppelten Ursprungs geschrieben würde, immer bliebe sie doch für das Dritte verantwortlich, nämlich, daß ihre Religionsphilosophie nicht, wie die anderer Nationen, die Grenzen respectirt, die Philosophie und Theologie trennen, daß sie vergißt, daß der Schuster bei seinem Reisten bleiben soll. Wenn nur nicht der dritte Stammherr deutscher Philosophie — sie ist ein Drei-Väterkind wie der Rhein mit dem sie verglichen wurde — wenn dieser nicht unglücklicher Weise grade ein Schuster wäre, der nicht bei seinem Reisten blieb! — Ein größerer Contrast ist kaum denkbar als zwischen dem Bagabondenleben des Paracelsus und der bürgerlichen Haushaltung des Schuhmacher-Meisters Jacob Böhme. Als Bauernsohn in Altjeidenberg bei Görlitz geboren, beginnt er seine Laufbahn, indem er mit den andern Dorfknaben das Vieh weidet. Auf eine Vision, in der der Knabe voll Entsetzen sich von einem Hausen ge-

prägten Goldes abwendet, ist jedenfalls dies Gewicht zu legen, daß darin sich zeigt, wie wenig schon damals die Schätze dieser Welt sein Herz reizten. Zu einem Schuhmacher in die Lehre gegeben, schöpft er seinen sonstigen Unterricht aus der Bibel und den Sonntagspredigten, und begiebt sich dann nach vollbrachter Lehrzeit auf die Wanderschaft, während der er überall in die Streitigkeiten hineingerissen wird, die die Lutheraner von den Reformirten und Beide von den Katholiken trennen. Die Zweifel und innern Kämpfe die dadurch in ihm entstehen, sucht er durch eifriges Lesen mystisch-theologischer Schriften zu erstickn, oder beim Lesen von Paracelsus Werken zu vergessen. Mittem unter diesen Qualen tritt plötzlich eine himmlische Ruhe ein, in der er sieben Tage lang, ohne daß dies ihn in seiner gewöhnlichen Arbeit hindert, die Seligkeit völliger Ruhe, zweifelstfreier Gewißheit und klarer Erkenntniß schmeckt. Dieser Zustand geht vorüber; nicht spurlos, denn milder und sanfter als zuvor kehrt er in die Heimath zurück, wird als Neunzehnjähriger in Görlitz Meister u. Chemann, und lebt als Vater von vier Söhnen friedlich und heiter als ehrfamer Schuhmachermeister r seinem Gewerbe. Da wird im Jahre 1600 fünf und zwanzigjährigen der Anblick eines von Sonne erleuchteten Zinngefäßes zu dem, wo



: Sage dem Pythagoras zwei harmonisch klingende
abose wurden: zur Offenbarung des wahren We-
as der Dinge. Die Ideen die ihm in jenem Au-
abliche aufgingen, verschließt er zehn Jahre in sich,
is aber zum dritten Male sich jener Zustand der
 Klarheit in ihm wiederholt, da sucht er — nur
für sich selbst, darum in chaotischer Weise wie sie
ihm kommen — seine Ideen zu fixiren, und so entsteht
seine „Aurora, oder Morgenröthe im Aufgange.“
Ein Edelmann findet bei ihm das unvollendete Ma-
nuscript und leiht es; von den Abschriften, die er
davon machen läßt, kommt eine in die Hände des
Oberpfarrers Gregorius Richter, der nun beim näch-
sten Gottesdienst vor versammelter Gemeinde den
vor ihm sitzenden Böhme als Reher und Aufrührer
anklagt. Rührend ist die Sanftmuth mit der Böhme
nach der Kirche den Wüthenden um Belehrung an-
geht, rührend der Gehorsam mit dem er sich fügt,
als der durch den Zeloten eingeschüchterte Magistrat
ihn aus der Stadt verweist, und die Ergebung, mi-
der, als er am andern Tage zurückgerufen und ihr
verboten wird, irgend Etwas zu schreiben, er au-
dies verspricht. Gewissenhaft hält er sein Wort
obgleich, gegen die Abrede, Richter fortwährend geg
ihn predigt, und um ihm bösen Leumund zu erreg
seine Aurora umherwendet. Die Fülle der F

mehrt sich, Freunde, besonders der Ch
Arzt Balthasar Walther, bestürmen ihn;
nachdem er neun Jahre lang mit sich selbst
hat, vermag er es nicht länger; er er
er müsse schreiben und schreibt für sich
Freunde. Hätte nicht einer derselben
Böhme's Aufsätzen durch Druck veröffentlic
man ihn wohl in Ruhe gelassen. Die
nicht nur lateinische Schmähgedichte von
Oberpfarrers hervor, sondern abermals
beim Magistrat. Diesmal ward Böhmen
er möge zusehn sich vor etwanigen S
Landesregierung sicher zu stellen, und di
gemäß geht er nach Dresden. Ein a
öffentliches Gespräch mit den bedeutend
gen, ein geheimes mit dem Churfürsten se
ihm Duldung, und da bald nach seine
Richter starb, so schien seine Ruhe nicht
gefährdet. Er sollte sie nicht lange genieß
erste und letzte Krankheit befällt ihn; an
Stunde sagt er seinen Tod voraus, und
läßt er die Thür öffnen um deutlicher
Musik zu hören die er vernimmt, und ei
den Worten: Nun fahre ich hin ins Par
durch eine höhere Autorität ward der z
liche des Orts, — noch dazu derselbe, 1

seinem Tode das Abendmahl gereicht hatte, — bewogen, den Leichnam eines Mannes zu begleiten, den seine Freunde als einen Heiligen beweinten, eine zahlreiche Secte noch heute als solchen verehrt. — Außer dem, worin Böhme ganz Original ist, theilt er mit Albert dem Großen eine wunderliche Terminologie, mit Paracelsus die, demselben entlehnte, phantastische Naturphilosophie, und so könnte man es fast billig nennen, daß er schon sehr früh par excellence als der „deutsche Philosoph“ bezeichnet wurde. Die Summe der ihm eigenthümlichen Speculation ist: daß der Mensch, wenn er auf sich verzichtet und durch Glauben und Gebet wiedergeboren ist, so mit Gott vereinigt sey, daß er in Gott wurzelnd, „radicirend“, sagt er, „gleichsam ein kleines Götterlein in dem unermesslichen Gotte ist.“ (Viele haben dies Pantheismus genannt und vergessen, daß der Pantheist als ein natürliches Verhältniß Aller behauptet, was nach Böhme nur von den Wiedergeborenen erreicht wird, d. h. denen, welche sich mit eigener Selbstthätigkeit Gott hingegeben.) Wenn also dem Paracelsus der Mensch die Welt im Kleinen war, und man eben deswegen in diesem Mikrokosmos, als in einem Spiegel, das Universum sehn und begreifen konnte, so lehrt dem analog Böhme, daß der Mensch, wenn er wiedergeboren,

d. h. von der Sünde befreit, Gott im Kleinen ist. Es ist darum durchaus nicht unmöglich Gott zu schauen, nur die Sündhaftigkeit (nach Böhme die monstruösische Gestalt) des Menschen macht, daß wenn er sich in sich vertieft, er Gott nicht erkennt, hat jene aufgehört, so findet der Mensch, daß sein bisher verborgenes Wesen („der verborgene Mensch“) Gottes eignes Wesen sey. Bei solcher Lehre fürchtet Böhme den Vorwurf der Hoffahrt nicht, er kannte nur eine Hoffahrt, sie ist: Nicht forschen, nicht suchen. Suchen ist die wahre Demuth; übt der Mensch diese und forscht in sich, so findet er von Allem, selbst von den Schmerzen und Widersprüchen in sich, die (freilich schmerzen- und widerspruchslose) Wurzel in Gott. Was darum vorhin von Paracelsus gesagt war, gilt auch von Böhme; auch ihm ist der Mensch wie jener Cuviersche Zahn, ein Spiegel dessen, an dem er ein Glied ist. — Dieser Böhmesche Grundgedanke aber beherrscht alle spätere Religionsphilosophie in Deutschland, namentlich die des 19^{ten} Jahrhunderts. Sie will nicht, wie die oberflächliche Halbbildung um Gott zu ehren ihn entmenscht, vielmehr sucht sie aus dem wahren Menschlichen das Göttliche herauszulesen, im richtig gefaßten 6^{ten} lichen die Wurzel des Menschlichen nachzur
Ihr ist darin ihr Vorfahr vorausgegangen

mehr, er ist darin ihr direkter Lehrer gewesen, denn mehr oder minder haben alle neuern Religionsphilosophen aus Böhme geschöpft, obgleich Manche, denen die Franzosen Poiret und St. Martin Lehrer wurden, kaum wissen mochten, weissen Lehren dies ursprünglich waren. Wir aber wollen es offen gestehen: die deutsche Religionsphilosophie hat einen Beigeschmack von Theosophie; es ist dies aber kein Zufall, sondern ist ihr angeboren.

4.

Wenn nun aber alle drei Vorwürfe, die auf der deutschen Philosophie lasten — die scholastische Ausdrucksweise, die phantastische Naturphilosophie, die theosophische Religionsphilosophie — nicht zufällige Verschuldungen der Generation treffen, sondern Angeerbtes, so möchte gerade der Gewissenhafte Bedenken tragen ohne Weiteres, wie uns gerathen wird, die alten Fesseln zu brechen, da es doch einmal nur ein Mittel gibt, sich der Zahlung ererbter Familienschuld zu entziehen: die Bankerott-Erklärung. Als daher vor nicht gar langer Zeit im Namen der freien Wissenschaft verkündigt ward: die wahre Philosophie sey der Gebrauch der fünf Sinne (eine Philosophie die gewiß alle deutsche Beschränktheit abgestreift hätte, da durchaus kein Grund ist,

warum sich der Eskimo und Patagonier nicht zu ihm bekennen sollte) — da konnte es um so weniger dem verdacht werden, welche darin eine Insolvenz-Erklärung sahen, als ja ausdrücklich von jenem Ausruf verkündigt wurde die deutsche Philosophie sey „zu Geschichte“, d. h. zu einer alten Geschichte geworden. Durch diese Erklärung wird nun freilich die deutsche Philosophie nicht insolvent, da, der sie ausgesprochen von ihr kein Mandat erhalten, dennoch könnte sie und Vieles scheint das anzudeuten, bankrott sey. Es ist heute, vielleicht zu oft, die deutsche Philosophie mit dem Rhein, ihre Eigenthümlichkeit in seinen grünen Wassern verglichen, und spöttisch könnte man uns fragen, wo wir in diesem Augenblicke sold Philosophie gewahren? Aufrichtig gestanden, seit Jahrzehenden suchen wir vergeblich nach dem majestätischen Strom mit immer neuen aber immer malriischen Ufern; die Wasser, die am Lauteften rauschen sind gelb und scheinen dem Stromgebiete des Mississippi eher anzugehören als dem des Rheins, die grüne die wir sehn, scheinen Andern still zu stehn und solle grün seyn durch ihre Conserven. Und dennoch hoffen wir, daß der Strom der Philosophie noch nicht angekommen ist, wo an beiden Ufern kein Dergesprochen wird, hoffen es, weil ja auch der seinen Bodensee findet in dem er verschwindet

mächtiger, klarer, aber grün hervorzutreten, hoffen es, weil seit Pangloß deutsche Philosophen Optimisten sind. — Der Erbe muß des Erblassers Schulden zahlen, allein es streitet nicht mit der Gewissenhaftigkeit desselben, wenn er die Activa und Passiva des Erbes überschlägt, nicht mit der Ehrfurcht vor der Eigenthümlichkeit deutscher Philosophie, wenn wir die Vortheile und Nachtheile erwägen, die aus derselben erwachsen werden. Diese voranzusehen ist keine Prophetengabe nöthig, sondern nur ein Rückblick auf die Vergangenheit und die praktische Regel, daß wer des Vaters Gewerbe ergreift, nicht hoffen soll, es besser zu haben als er. Von Albert dem Großen wird erzählt, er habe öfter den Besuch hoher Herren bekommen, die aber nicht kamen um sich über Wesenheiten und Dingheiten zu unterrichten, sondern weil ein von ihm verfertigtes Automat, ein Kopf der sprechen konnte, sie unterhielt. Das ist ein bedeutjamer Wink für den, der sich dem Dienste von Alberts Tochter weihte, für den deutschen Philosophen. Es gibt für ihn nur ein Mittel, um in den höhern Kreisen willkommen zu seyn: er bringe einen Kopf mit der zu sprechen versteht und unterhält. Wer durch etwas Anderes, durch seine Philosopheme, Bewunderung erregen will, läuft Gefahr, daß man ihn so bewundert wie wir in Molière's

mariage forcé den großen Philosophen Pauc
wundern, wo er beweist, daß man nicht sag
Form des Huts, sondern Gestalt des Huts.
nöser ist dies geworden, daß Albert ein altei
taire war, denn damit ist das Schicksal sein
ter, der deutschen Philosophie, bei den Fran
schieden. Ich verdanke es keiner derselben, i
sich mit ihr Nichts zu schaffen macht, so l
ihren scholastischen Sargen spricht, denn Mich
einen häßlichen Mund als der Gebrauch di
scheulichen Worte, und ein häßlicher Mund i
lich recht häßlich. Darin haben es die F
besser, und als ich im Collège de France ein
eleganten Vortrag über neuplatonische Phi
anhörte, und da zwar sehr wenig Studente
desto mehr Damen sah, wandelte mich eine 2
an. Indeß es fiel mir ein, daß ganz nah i
Hause, in dem ich mich befand, vor 700
ein großer Lehrer der Philosophie wohnte un
dessen ganzes Lebensglück zerstört ward und i
Ort zu Ort geheßt, als Verbannter und G
starb, weil er eine schöne und geistreiche E
gefunden. Ich dachte an ihn, ich dachte a
Vaterland, das so Viele aufzuweisen hat, i
ner und geistreicher sind als Heloise, — und i
meine Unaufmerksamkeit im Collège de Fr

der Bemerkung: Ländlich, sittlich! Am Ende hat die Einrichtung bei uns, wo Studenten sich für logische Kategorien begeistern, ja sogar duelliren, die Frauen aber zu denken pflegen: ein Philosoph! hu! — am Ende hat sie auch ihr Gutes. — Wenn Albert der Große zugleich mit seinen Formeln auch seine Stellung in der Welt auf uns vererbt hat, so lehrt des Paracelsus Schicksal, was wir zu erwarten haben, so lange wir Naturphilosophie treiben. Die Naturforscher des Jahres 1850 sind nicht nachsichtiger gegen die Naturphilosophie, als die Basler Physici im Jahre 1527 gegen den Vater derselben. Indes hat dies auch sein Gutes, denn so gewiß die Ehe zwischen Naturforschung und Naturphilosophie im Himmel geschlossen ist, und sie einmal zusammen kommen müssen, eben so gewiß ist vor ihrer, wie jeder, zu früh geschlossenen Ehe zu warnen. Für's Erste wird wohl das Beste für Beide seyn, daß sie ihr Geschäft abgesondert von einander treiben; der Beifall der Forscher könnte jetzt der Naturphilosophie gefährlich werden, sie verlangt nur Duldung. Wird aber auch diese versagt, und über die Naturphilosophie gespottet, weil sie den Flug in die Sonne versuche, wird sie geschmäht weil sie die Forschung nie gefördert, immer gehindert habe, wird endlich zu laut damit geprahlt, daß erst seit sie sich von

der Naturphilosophie getrennt, die Naturforscher Fortschritte gemacht habe, nun da werden wir wehren, indem wir bemerken, daß es doch gut daß einmal Einer in Gedanken in die Sonne und von da aus die Planeten betrachtete, da ein Naturphilosoph war, der schon vor fu Jahren zum Gelächter der Forscher behauptete Schädel bestehe aus Wirbeln und der Organismus aus Bläschen, endlich aber wollen wir (ganz fragen, ob es wirklich ein beneidenswerther Zustand der Naturwissenschaft ist, wo man 26 Bestandtheile der Galle kennt, aber nicht weiß wozu die dient, und wo hinsichtlich des Zweckes der Milz in der größten Verlegenheit wäre, wenn es glücklicher Weise Milzkrankheiten gäbe? — lange endlich die Philosophie auch Religionsphilosophie seyn will, sey sie bereit Jacob Böhm's Schicksal zu theilen; sie wird genug Ober- und Pfarrer finden, die, heißen sie gleich nicht Richter und zwar als schlecht instruirte sie urtheilen und sie für vogelfrei erklären we hat auch sein Gutes! Kann doch eben, we vogelfrei, nur die deutsche Philosophie frei, wi Vogel in der Luft, ihre Speculation beginnen, wenn sie auch dazwischen sich verirrt, so ist es ein Anderes um eine Hausstaube die von

wiederkommt, als um einen Vogel den man an einem Faden fliegen läßt. Solche Fäden kennen Englands und Frankreichs Philosophen sehr gut.

Damit aber, daß die Philosophie darauf verzichtet, denen zu gefallen, welche die Seele der Gesellschaft bilden, daß sie zweifelt, die Naturforscher zu gewinnen, und gefaßt ist, den Haß der Theologen zu tragen, scheint sie auch resignirt zu haben auf jede Wirksamkeit, hat sie sich dem klösterlichen Leben der Schule geweiht, und schlägt hinter sich die Pforte zu, die in den Garten des Lebens führt. Und wenn dem so wäre, so ist noch nicht bewiesen, daß sie damit das Höchste opferte, denn es erheben sich manche Stimmen, welche behaupten, jener Garten biete nicht die schönsten Früchte. Ich will von Sokrates nicht sprechen, welcher die Philosophie pries, weil sie ein stetes Sterben und sich Losmachen vom Leben sey, nicht von Fichte, welcher zum Philosophiren einladet, welches Nicht-Leben sey, wie Leben Nicht-Philosophiren, — beide waren ja exaltirte Köpfe, die ein wohlgeordneter Staat nicht dulden kann, wie denn der Eine den Giftbecher trinken, der Andere seine Professur aufgeben mußte, — es gefellte sich aber zu ihnen ein Mann von besserem Namen, Schiller, mit dessen Ausdruck, das Leben sey nicht der Güter höchstes, sich wahr

ereinigen läßt, das Wissen sey dieses höchst
,Göthe aber, ruft man, der hat des Lebens
Baum und grüne Weide der dürren Spec
und grauen Theorie doch vorgezogen“, und
Autorität könnte uns schrecken, wenn nicht der
der so gern Märchen und Räthsel erzählt,
wir sie deuten und lösen, jene Aussprüche
Mephistopheles in den Mund gelegt hätte!
es sey, Mephisto-Göthe habe Recht, und zu
sey der letzte Zweck, — was heißt denn
Mancher hegt die fixe Idee: im eignen Element
eigne Natur gewähren lassen, dies und nur dies
leben. Nicht nur die Fische gehören zu dieser
köpfen, die es den Kassen bisher nicht haben
wollen, daß im Wasser zu schwimmen sei
sey, sondern wo wir über Andere urtheilen
wir Alle diesen Begriff des Lebens zu Gru
der größte Mathematiker seiner und aller
Parlament (einmal und nie wieder) eine ?
da war er unbedeutend und also nicht er
dieser Nacht lebte Newton nicht, er war
lebte auf, als er zu seinen Rechnungen ;
in welchen er lebte und ewig lebt. (
daraus die Unsterblichkeit erworben,
wieder seine Zeit so getödtet hat, daß er
reden ausdachte, wie seinerseits Pitt w



so tödtete, daß er versuchte, die Lehre von den Flurionnen weiter auszubilden. Und daß es nicht scheine, als solle durch den Mathematiker und Staatsmann von der Philosophie abgelenkt werden, als Plato seinen Staat schrieb, — sie sagen heute, er habe ihn geträumt. Wer gäbe nicht Alles hin, einmal Solches erträumt zu haben? — da lebte er; in jenem Traum lebt und wirkt er noch heute. Als er aber den Versuch machte, einen Staat, wie sie es nennen, ins Leben zu rufen, da war er gerade der Träumer, da ist er unweise und also lebt Plato nicht. Die Zeit, die er in jenen fruchtlosen Versuchen in Syrakus zubachte, bildet eine Lücke in seinem Leben, wie jene Parlamentsnacht in dem Leben Newton's. Darum fort mit jeder Philosophie, die sich vom Leben trennt! Nur das ist uns Philosophie, was ganz Leben ist; wie Newton's Rechnen Leben war, wie es für Raphael kein Leben gab, als Malen, wie Beethoven nur lebt, wenn er in Tönen schwelgt, so sey und bleibe dem deutschen Philosophen das Philosophiren — Leben.

Von jeher hat man als Wappenzeichen der Philosophie den nächtlichen Vogel der Minerva angesehen die Eule, den Raub. Den Schild der deutschen Philosophie werden drei solcher Nachtrögel zieren muß. Ich habe versucht, dies ihr Wappen zu deuten

dem ich auf alle drei — seltsame Räuze fürwahr —
hinwies. Dieser Schild möge auch den schützen, der,
nachdem er vor einem mehr als sonnenhellen Tag
ein Eulenlied angestimmt hat, um des großen Dich-
ters Absolutionsformel bittet: Solche Räuze muß es
auch geben.



III.
Über
Collision von Pflichten.
1853.

Nicht nur, was der äußeren Ausschmückung des Lebens dient, unterliegt der Mode; die Allmacht dieser Herrscherin erstreckt sich auf Gebiete, die man erhaben denken sollte über jeden Wechsel: Welche Probleme den einsamen Denker beschäftigen, welche Fragen als für die Menschheit wichtigsten gelten, das ändert sich, gerade wie der Geschmack an Werken der schönen Literatur, und was der einen Generation als Lebensfrage erschien, wird von der andern als unbedeutend belächelt. Ein schlagender Beleg dafür ist, wie verschieden von ehemals jetzt die Untersuchungen angesehen werden, welche die Moral betreffen. Es gab eine Zeit wo Moral und Moralität die Lösung des Tages war, wo Jeder, der auf der Kanzel stand, Moral predigte, und — was entscheidender ist — dabei gern gehört wurde, wo ein Schauspiel sicher war zu gefallen, wenn es eine moralische Tendenz hatte, wo endlich philosophische Systeme darnach

beurtheilt wurden, ob in ihnen die Moral eine geordnete oder hervorragende Stelle einnahm. Hat sich Alles geändert: Moralpredigten sind in Mode; hört man von einem neuen Stück, so geht man nicht hinein und sieht den Circus und das Ballet vor, wo diese Tugenden zu fürchten; was endlich die Philosophie betrifft, so giebt es — wenigstens in Deutschland — mehr Professuren der Moralphilosophie, ja Vorlesungen darüber werden immer seltener. Unverrört, ob diese Veränderung für oder gegen die Gegenwart spricht. Wer so denkt, wie jetzt Frankreich, welche behauptete ein anständig gebildeter Mensch dürfe das Wort *décent* nicht in den Mund nehmen, es doch immer begleitet sei von dem Nebenbegriffe des Gegentheils, der wird vielleicht unsern Zeitgenossen, daß sie zu moralisch sey um von ihnen zu sprechen. Ein Anderer folgert vielleicht, daß sie sich für Anderes mehr als für Moral wie der Zeitgenosse jener Französin, der er wohl gar nicht leugnen, daß der Witz eine unmoralische Handlung sey, aber — was schlimmste — es verstoße eine solche That gegen guten Geschmack. Entscheide hier wer kann: darin werden Alle einig sein: Gegenstände zu betrachten ist veraltet, das Moralisiren

jenheit einer vergangenen Zeit, die gegenwärtige
t andere Interessen. Nur der Umstand, daß es
um Eine in diesem Kreise geben möchte, die nicht
zweilen es geduldet hat, daß ihr *rococo* als das
„Leufte“ vorgelegt wurde, kann mir den Muth geben,
f gleiche Nachsicht zu rechnen, wenn ich aus einer
veralteten Disciplin, wie die Moral ist, einen
egenstand wähle. Es ist einer der, als noch mo-
lffirt wurde, sehr häufig besprochen, später beinahe
rgessen ward; ich meine nämlich die Fälle, wo mo-
ische Verpflichtungen mit einander in Streit gerathen
r die sogenannte Collision von Pflichten.

Seit jener gelehrte Physiker — den sein König
die Erklärung ausgegangen hatte, warum, wenn
in einen Eimer Wasser einen todten Fisch hin-
ut, der Eimer um das Gewicht des Fisches, wenn
einen lebendigen um gar Nichts schwerer wird
Folge langen Nachdenkens den Grund richtig
gebracht hatte, und nun der geistreiche Fürst
igte, daß das Factum gar nicht Statt habe,
i wird es Jedem anzurathen sein, daß er vor
seiner Stimme über einen Gegenstand der
ng zusehe, ob es sich auch um etwas Reales

Bei unserm Gegenstande ist dies um so
diger, als wirklich bedeutende Autoritäten
t haben, es gebe keine Collision von

ichten, und sogar den Trumpf darauf für ein Moralsystem, welches einen Streit von 'statuirt, dadurch allein sich selbst vernünftiger als so ein Trumpf, und auch wichtiger als die Ägide berühmter Namen, eine Behauptung, daß ihr Gründe zur Seite welche die Unmöglichkeit solcher Collision beweisen scheinen. „Pflichten, heißt es da, sind Forderungen der Vernunft, ein Streit der Pflichten also ein Widerstreit unter Vernunftforderungen. es aber gegen das Grundgesetz alles Denken stößt, daß die Vernunft (theoretisch) Entgegengesetztes behauptet, so muß man auch consequenter annehmen, daß die Vernunft, die doch die Eines und Selbe ist, auch nicht (praktisch) Widerstreitend handeln kann“. Man kann diese Analogie der theoretischen und praktischen Verhaltens der Vernunft und die Solidarität ihrer Behauptungen widerlegen, zugestehn, sie aber wider den Gegnersand sagen: „Eben weil die Vernunft, wo sie sehr oft Widersprechendes als richtig behauptet, wegen ist es auch nicht unmöglich, daß sie Gesetze giebt, Widersprechendes für richtig zu halten. Den Beweis, daß die Vernunft wirklich widersprechende Behauptungen führt, die sich widersprechen, die Denker des Alterthums in gewissen

geliefert, die man Trugschlüsse genannt hat; mit Unrecht da sie, wenigstens einige, ganz ohne alle Täuschung nur zeigen, in welche Verwicklungen die Vernunft gerathen kann. Eines dieser *Raisonnements*, zu seiner Zeit sehr berühmt, werde hier erwähnt, weil es einen guten Anhaltspunkt giebt für unsere Untersuchung. Eine Mutter mit ihrem Kinde, so wird erzählt, stieß auf ein Crocodil, das ihr das Kind entriß, dann aber folgenden Pact mit ihr abschloß: die Frau sollte irgend Etwas sagen; wäre was sie behauptete richtig, so erhielt sie ihr Kind wieder, war es unwahr, so ward das Kind gefressen. Die Mutter, wahrscheinlich um sichrer zu gehn als sicher, sagte: Du wirst mir mein Kind nicht wiedergeben. „Unglückliche, brüllte das Crocodil, jetzt muß ich es ja in jedem Falle verschlingen, denn selbst wenn ich es Dir wiedergeben wollte, verfiere es mir nach unserm Vertrage, weil du gelogen hättest.“ „Unredlicher Barbar, replicirte die Mutter, in jedem Falle muß ich mein Kind wiederbekommen. Du darfst es nicht behalten, weil ich ja dann die Wahrheit gesprochen, und nach unserm Vertrage das Leben meines Kindes gewonnen hätte.“ So weit dies Geschichtchen. Es ist klar, daß das *Raisonnement* auf beiden Seiten ganz richtig ist; käme die Sache zum Proceß, so müßte die Frau eine Menge von Wetzern oder das Crocodil

eine Region von Neffen bei den Gerichten a haben, und dort der Nepotismus sehr herrscher nicht alle drei Instanzen entscheiden sollten, de Theile Recht haben. Das Kind würde oh Zweifel dem Fiscus zugesprochen werden. — wie hier sich widersprechende Behauptungen richtig sind und also eine Vernunft-Collision ben ist, gerade so kann Sich-widerstrebendes sehr Pflicht sein und also ein Streit von 9 eintreten. Wer versprochen hat, ein Unrecht; mag anfangen, was er will, er wird seine verlegen: er wird sein Wort brechen, wenn That unterläßt und wird sich anklagen müssen er sein Wort hielt. Wenn Coriolan sich von und Gattin nicht erbitten ließ, so verrieth er milienpietät und die Pflicht gegen sein Ba jezt wo er dieser nachgiebt, wird er zum B an dem Volke, dem er sich zu Dienst gegel stirbt den Tod des Verräthers nicht mit Un

Situationen, wie die eben erwähnten, kon oft vor, als daß nicht auch die Moralisten, der Pflichten-Collision jedes Plätzchen in ihrem versagten, sich hätten vor der Macht der Th beugen sollen. Zugleich aber sind sie der A sie ein bequemes Auskunftsmittel darboten, um und Thatfachen in Einklang zu bringen. Dr

in jenen Fällen das Versprechen des Unrechts selbst eine Pflichtwidrigkeit, Coriolans Dienst bei den Volskern selbst eine Pflichtverletzung war, so ward der ursprüngliche Satz, daß es keine Pflicht-Collisionen geben könne, dahin beschränkt, daß es keine gebe, die nicht selbst verschuldet wäre; jede Collision, welche vorkommt, solle zu dem „Gluck der bösen That“ gehören, die fortzeugend „stets Böses muß gebären.“ „Eben darum aber, hieß es weiter, bleibe es dabei, daß im Systeme der Moral kein Platz für die Collisionen sich finde. Wie die Anatomie nicht die gewaltsamen Verstümmelungen berücksichtige, welche man auf dem Schlachtfelde sieht, so habe auch die Wissenschaft von den Pflichten nur das Allgemeingültige zu betrachten, habe bei den normalen und natürlichen Verhältnissen stehen zu bleiben, in welchen eben so wenig streitende Pflichten vorkommen, wie die Natur jene explosirenden Substanzen hervorbringe, durch die so oft Menschen verunglücken, wenn sie willkürlich Feindseliges vereinigen, was die Natur getrennt hielt.“ Die Auskunft, daß kein Streit der Pflicht eintritt, wenn man nur nicht selbst durch Verletzung von Pflichten ihn hervorruft, scheint wirklich aller Verlegenheit ein Ende zu machen, und empfiehlt sich auch dadurch, daß bei den theoretischen Vernunft-Collisionen, von welchen oben die Rede war, eine

3 ähnliche die natürlichste und nächstliegende scheint. Wenigstens wenn man einem, n^u maassen aufgeweckten Knaben die Geschichte Crocodil und der Mutter erzählt, so pflegt^{er} dem eigem Kopfbrechen die Dummheit der Mutter^{er} klagen, also ganz wie jene Moralisten vom G^oten, daß er nur durch seine Unvernunft, in sich den Feinden verkaufte, in solche Gewiss gekommen sey, ganz so behauptet der Knabe die Frau nicht so unvernünftig ihren Satz, so wäre ihr alle Noth erspart worden. Wir werden zugestehn müssen, daß wenn die Mutter sagt hätte: „Du bist ein beschupptes Ungeheuer“, oder: „Mein Kind ist zwei Jahre alt“, die Behauptung zwar nicht sehr galant, die zwar sehr tiefsinnig gewesen, in beiden Fällen das Kind gerettet wäre. Allein darum mit jenen und jenen Moralisten die Sache so abzumachen, alle Vernunft-Collisionen, seien sie theoretische, seien sie praktische, sind selbstbedeute und darum vermeidliche Zufälle, und abermals schon die Denker des Alterthums möglich gemacht und zwar durch eine Veränderung des erzählten Geschichtchens. Diesmal figurirt statt einer Mutter ein Mann. Dieser Garten gerathen, in welchem jeder Ein

pflichtet war, eine Behauptung auszusprechen. War diese wahr, so ward er ersäuft, dagegen ward eine Unwahrheit mit Erdrofflung bestraft. Da diese Alternative etwas unangenehm ist, so suchte der Mann Beidem zu entgehn, indem er sagte: Man wird mich erdroffeln. Dies durfte nämlich jezt nicht geschehn, weil er sonst die Wahrheit gesagt hätte und also nicht erdroffelt werden durfte, ersäuft aber durfte er gleichfalls nicht werden, denn dann hätte er ja gelogen, worauf das Ersäufen nicht stand. Der Mann glaubte sich gerettet, der Wächter des Gesetzes aber sprach — gleich jenem Teufel in Dante's Inferno — glaubst Du, ich sei kein Logiker? Du wirst erdroffelt, denn sonst hättest Du gelogen, worauf ja Erdrofflung steht." — Es ist klar, die Verlegenheit ist hier ganz wie dort bei der Frau, nur daß man hier nicht, wie vielleicht dort, sagen kann, der Mann habe dumm gehandelt. Bei jedem andern Satze wäre er im Hand-umdrehen strangulirt oder ersäuft, jezt ist wenigstens eine Discussion nöthig und da diese, allem Anscheine nach, lange dauern wird, hat er wenigstens Zeit gewonnen. Wollte aber Jemand, um den beruhigenden Satz, daß der Vernünftige nie in eine Collision gerathe, nicht aufzugeben, es Dummheit des Mannes nennen, daß er in so einen Garten trat, so ließe sich denken, daß jene genannte Alternative eine

neue, ihm unbekannte Einrichtung war, in den Garten der einzige Weg zum Arzte für sein krankes Kind retten sollte u. s. w., auf die ich nicht weiter eingehe, damit nicht rührung über seine, eines Melodram's würdige mir die Fassung raube, die zu einer genau fuchung nöthig ist. — In dieser verbesserte nun kann das, zur Übung des Scharffsinns, Geschichtchen als Wink dienen, daß auch im Gebiete der Mensch ohne sein Verschuld ähnliches Gedränge kommen kann. Eigentlich zu wenig gesagt, die Erzählung ist vielmehr treue Schilderung der sittlichen Lage eines sich in den dermaligen Verhältnissen find weder geschaffen noch verschuldet hat. Verhältnisse nämlich bilden wirklich einen In dem in jedem Augenblick von uns gesagt daß wir uns aussprechen, immer aber a hende Tafel vor unser Auge gestellt, i' zweierlei Arten des Todes die Wahl läßt Welt, in die wir ohne unsere Schuld g immer die Wahrheit sprechen wollte, w bian gescholten, wer sich auf Lügen heißt ein Schmeichler, d. h. in dem es den wir von der öffentlichen Meinung dem andern strangulirt. Es giebt

sich zu retten: Wie jener Mann muß man pöfliche Redensarten erfinden, in denen die Wahrheit hinter Lügen verhüllt oder die Lüge mit Wahrheit verbrämt ist, in welchen der Ernst sich hinter den Scherz versteckt, das Spiel sich in ein ernstes Gewand kleidet; nur so kann es gelingen, den grausamen Nachrichten hinzuhalten, den man Publicum nennt, und wenigstens so lange, als er unentschlossen darüber ist, welches jener beiden ehrenrührigen épithètes uns zukomme, das eines artigen und feinen Mannes zu führen. Den Widerspruch sich kreuzender Pflichten erfahren wir in unsern complicirten Verhältnissen überall: er begleitet uns auf die Straße, wo wir den Hut ziehen müssen vor Menschen, die unsere Verachtung verdienen, er tritt mit uns in Gesellschaft, wo Jeder, dem wir oder der uns vorgestellt wird, auch wenn er uns ganz gleichgültig ist, sein „freut mich unendlich“ erwartet, oder wo ein Andreer, dessen Geklimper unsere Ohren zerreißt, berechtigt ist zu verlangen, daß wir durch Worte oder wenigstens durch Schweigen, die Übrigen glauben machen, er habe uns ergötzt. Es giebt Viele, die diese Thatfachen nicht ableugnen, wohl aber daß sie moralische, sittliche, Collisionen enthalten. „Es handle sich dabei gar nicht um Pflichten, sondern um Befolgung von sittlich gleichgültigen conventionellen Regeln; die

banalen Phrasen der Höflichkeit würden zu sehr ehrt, wenn man sie unter die Kategorieen von Wahrheit und Lüge stelle, denn da Niemand, an den gerichtet werden, durch sie belogen werde, so auch, wer sie gebraucht, nicht gelogen; Beweis sey, daß man es gewiß keinen Widerspruch n wird, wenn Einer, der an einem Abend zehn Bekanntschaften gemacht und also „zehn neuen Freunden“ sich gerühmt hat, gleich darauf sagen zu sein ganzes Leben sei ohne alle Freude verlaufen. So oder ähnlich sprechen Viele, und mögen viel Recht haben. Aber auch diese, nicht all zu rig schen, werden zugeben, daß man ohne Schutlagen gerathen kann, wo die Pflicht der Wahr liebe mit anderen Pflichten ins Gedränge tritt. Sie brauchen nur an die Fälle zu denken, die Untersuchungen über die Nothlüge noch Modernen, vorzugsweise zur Sprache kamen: Soll man mordlustigen Wahnsinnigen, der bewaffnet nach Versteck seines Feindes fragt, die Wahrheit sagen? Darf der sterbenskranken Frau der Tod ihres Mannes verheimlicht oder abgeleugnet werden, damit sie zu Grunde gehe? Ein großer Philosoph hat gehier sey die Sache ganz einfach, d. h. er hat Collision geleugnet, die ja nur darin bestanden, Mehrfaches gefordert ist. „Wenn meine Frau

er, in einer Gemüthslage ist, wo sie keine Wahrheit verträgt, so verdient sie zu sterben, und also soll sie sterben.“ (Zur Vermeidung von Mißverständnissen bemerke ich, daß er nicht etwa unglücklich verheirathet war.) Handelte sich darum, gegen Fichte die Nothlüge zu vertheidigen, so könnte man auf die Gefahr hinweisen, daß jetzt ein streng moralischer Arzt einem Kranken, der keine gesunde Kost verträgt, nicht Quecksilber, Zed, Opium und anderes giftiges Zeug verschreiben, sondern ihn dem Tode preis geben könnte, den er allerdings durch seine Hirnentzündung, Skropheln oder Cholera reichlich verdient hat. Die Nothlüge aber zu rechtfertigen, ist hier gar nicht meine Absicht. Ich möchte nur den, welcher auf Fichte's Worte schwört, fragen: wenn die Frau, deren Geist die Wahrheit eben so wenig verträgt, wie ihr Leib die gesunde Kost, durch die Eröffnung der Wahrheit den, meinethalben verdienten, Tod erlitten hat, ob er, der die Scharfrichterrolle übernahm, sich gar keine Gewissensbisse machen wird? Vielleicht antwortet er mit Nein! und das wird mir eine Bestätigung dafür sein, was ich ohnedies weiß, daß in Sachen der Nothlüge am meisten ohne Noth gelogen wird. Die Gegenfrage des Andern, ob wir uns denn nicht schämen würden — sogar in einem solchen Falle — gelogen zu haben, kann uns in keine Verlegenheit brin-

gen. Unsere Behauptung ist ja eben, daß nicht Lebenslagen einfach, sondern daß manche so ver-
sind, daß, man möge thun was man wolle,
ohne Schaam oder Reue gar nicht herausko-
kann. Wir behaupten, daß dies nicht nur
unsere Schuld veranlaßte Ausnahmen sind, so
daß in den Verhältnissen, in welchen wir leben
Collision der Pflichten, von der bisher
die Möglichkeit behauptet ward, fast in jeden
genblicke Statt findet.

Aber selbst dabei wird man nicht stehen b
können. Zwar kann es zu sehr bedenklichen G
lelen verleiten wenn wir, wo der Finger ge
wurde, nach der Hand greifen, doch werden wir
ihr haschen müssen. Wird nämlich, wie bisher
auf die dermaligen Verhältnisse geschrieben, daß G
ten collidiren, so könnte immer wieder gesagt w
daß finde Statt durch unsere Schuld, zwar
durch die Schuld des Einzelnen, der sich in der
lision befindet, aber durch unsere Gesamtschuld,
welche die Lebensverhältnisse so verzerrt sind.
gehn aber weiter und behaupten: es liegt in
Natur der Pflichten, daß sie nicht erfüllt w
können, ohne daß Pflichten verletzt werden. I
diese „Natur“ oder das Wesen aller Pflicht f
darauf leitet uns schon die Art wie man B

tungen aufzunehmen pflegt. Wollte man Jemand, der in eine Gesellschaft geht, zur Pflicht machen, daß er sich an dem Silbergeschirr nicht vergreife, so wird er es an einer derben Antwort nicht fehlen lassen, vielleicht gar eine Injurienklage anbringen. Es kann seltsam genannt werden, daß er die Verpflichtung zur Ehrlichkeit, die doch gewiß nichts Ehrenrühriges ist, gerade so aufnimmt als würde ihm das Gegentheil zugemuthet, und doch finden wir Alle dies ganz natürlich. Warum? weil Verpflichteten so viel heißt, als ein Gesetz geben, und unser Gefühl, ganz im Einklange mit jenem Bibelwort, welches sagt, daß es für den Gerechten kein Gesetz giebt, sondern nur für den Ungerechten, nur dort eine Verpflichtung begreifen kann, wo das Gebotene nicht von selbst erfolgt, ein Gefühl, daß auch nicht irrt, sondern durch genauere Betrachtung nur bestätigt wird: Jede Handlung nämlich und jedes einzelne Wollen, geht aus dem, was den Willen in Bewegung setzt, so hervor, wie die Wellenkreise auf der stillen Wasseroberfläche aus dem Punkte hervorzugehen scheinen, in welchen der erschütternde Stein fiel. Die sittliche Lage aber des Menschen, der unter Gesetzen und Pflichten steht, bietet zwei solche Centra und zwei Wellensysteme dar. Das eine befaßt die Bewegungen des Willens, die nur aus dem eignen Genusse

hervorgehn, die persönlichsten Neigungen und I
des Herzens, in welche man so sehr das eig
Selbst des Menschen und sein eigenstes Sei
daß man hiervon zu sagen pflegt, dies thue
selbst, oder hierin lasse er sich gehn. Diese
zel des eignen (Selbst-) Wollens steht gegenü
andere Macht, vor der das Persönliche versch
und welche, durch die Vernunft zu uns sp
unser Wollen auf das Allgemeingültige richte
die Wellen dieser beiden Kreise sich begegn
kreuzen, da fühlt natürlich der Mensch sein
liches Wollen, jene selbstischen Neigungen, ge
und diese Hemmung, diesen Druck und Zwang
er das Müssen oder das Gesetz, so daß all
darin seinem Sich-gehen-laffen entgegengetret
eignes Seyn verneint wird, wir es Keinem
ken können, wenn die Worte: „Du mußt so
ihm klingen wie „Du bist nicht so“, Müssen i
lich Verneinung des Seyns, ist Nicht-seyn. W
jede Pflicht ein Müssen, so war es auch con
wenn Kant, der Philosoph, der, weil ihm
das Höchste war, sie am genauesten erfors
ihr Wesen darein setzte, daß der Mensch sic
winde, seine persönlichen Wünsche unterdrü
Schiller hat in einem seiner Xenien dem Ka
welcher darüber klagt, daß Neigung ihn hier

gegen seine Freunde mache und er also keinen moralischen Werth habe, den Rath gegeben, 'er solle die Freunde zu verachten suchen „und mit Unlust alsdann thun was die Pflicht ihm gebent.“ Der ächte Kantianer kann in diesem Rathe keinen Spott sehen, sondern nur das in hübsche Verse gebracht, was Kant, zwar in Prosa, aber wörtlich selbst ausgesprochen hatte. Er sagt ausdrücklich: Wer aus Wohlwollen dem Nebenmenschen hilft, der handelt nicht moralisch, sondern nur wer es thut, „ohne daß Natur ihn zu einem Menschenfreunde schuf.“ — Freilich eine andere Folgerung wird sich der Kantianer weniger gern gefallen lassen, um derentwillen allein ich die trockne Untersuchung, was das Wort Pflicht bedeutet, angefangen habe, und noch einige Schritte begleitet sein möchte: Pflichtmäßig handeln heißt: sich überwinden, der eignen Neigung nicht folgen. Wem denn? Nur jener allgemeinen Macht, die den persönlichen Wünschen entgegentritt. Nicht Wohlwollen, nicht Menschenliebe, nicht die Sympathien des Herzens, sollen nach Kant uns leiten, sondern nur Eines, die Liebe zum Gesetz, die Achtung vor ihm. Wie aber? diese Achtung und Liebe zum Gesetz, ist sie nicht Lust an ihm, und wenn ich mit Lust an ihm handle, verstoße ich nicht da gegen das, was Kant in Prosa gelehrt und Schiller verflucht

hat, gegen die Vorschrift, mit Unlust zu
Ich stehe da wirklich zwischen Scylla und C
denn was vom Menschenfreunde galt wird
auch vom Gesetzesfreunde gelten, und die E
also so: nur wer aus Liebe zum Gesetz
erfüllt die Pflicht, wer aber aus Liebe
handelt, verlegt die Pflicht, d. h. kürzer an
Pflichterfüllung ist Pflichtverletzung
aber ist auch der Beweis geliefert für die
tung, daß Pflicht-Collisionen aus der P
Pflicht folgen, denn daraus, daß die Pflicht
die Pflicht verlegt, schließen wir, daß jed
erfüllung es thue mit derselben Sicherheit
aus der Sterblichkeit des Menschen es fi
jeder Mensch sterben wird. — Es sind e
nur die verzerrten Verhältnisse der Gegenwa
die Pflichten verwirren. Wir könnten dem
paradiesischen Zustande viel näher stehn, wi
ten noch nicht verpflichtet zu seyn auf den
zu grüßen, noch nicht genöthigt uns über
kanntschaft mit Hinz oder Kunz unendlich
noch nicht gezwungen jedes Clavierspiel z
dern, es brauchte noch gar keine Tollhäus
ben, die mit blanken Degen umherlaufen,
Frauen brauchten noch nicht so nervenschwad
daß eine traurige Nachricht sie tödtet, — a

könnte ganz anders seyn und doch, sobald es nur Pflichten gäbe, gäbe es auch Collisionen unter ihnen. Auch dann würde, wer wohlthätig ist, seine Kinder verkürzen — der Gläubiger gar nicht zu gedenken — wer die Pflichten der Geselligkeit übt, die gegen die Armen hintansetzen, wer ein Vergehen strafe, das Gesetz der Milde übertreten. Ja wer weiß, ob nicht sehr nahe am Paradiese das angefangen hat, was sich jetzt — so fern davon — wiederholt, daß, wo die Frau der idealen Pflicht der Geistescultur entspricht, der Mann darin die Verletzung der sehr reellen gegen die Küche sieht. Kurz, immer steigend haben wir zuerst nur die Möglichkeit, dann die Wirklichkeit der Pflichten-Collision, endlich sogar ihre Nothwendigkeit behauptet, so daß, wo es überhaupt Pflichten gibt, sie gar nicht ausbleiben kann, und zwar nicht weil wir dies selbst verschuldet haben, oder die Schuld unserer Väter tragen, sondern weil der Boden, auf welchem Pflichten wachsen, dem des Urwaldes gleicht, dessen sich kreuzende Schlingpflanzen Jeden verstricken, der hinein geräth.

Die Lage des Menschen, der sich im Streite der Pflichten abquält, ist zu sehr der des Trion ähnlich, als daß nicht die Frage entstehen sollte: Gibt es da keine Hülfe? So lange man über Collision von Pflichten nachdenkt, hat man daher auch jene Frage

sich aufgeworfen, ja nur um sie zu beantworten, die ganze Untersuchung über jene angestellt. Ein Auskunftsmittel hat viel Beifall gefunden und findet ihn noch: „Muß einmal eine Pflicht verletzt werden, so erwäge man, wo am wenigsten Schaden angerichtet wird und fasse darnach seinen Entschluß.“ So wohlmeinend dieser Rath ist, so erinnert er doch etwas an jenes, gewiß auch in guter Absicht gedichtete Lied von zwölf Strophen, zum Singen für den Dachdecker bestimmt, wenn er das Unglück haben sollte, vom Thurm zu fallen. Man versetze sich nur recht lebhaft in die Lage, die bei den Untersuchungen über streitende Pflichten das stereotype Beispiel abgab: Zwei Schiffbrüchige haben sich auf ein Brett gerettet, das nicht im Stande ist, Beide zu tragen, und die Pflichten der Selbsterhaltung und Menschenliebe sind im Streit. Nach jener Regel muß der geopfert werden, an dessen Leben am wenigsten liegt, und so entsteht (vorausgesetzt, daß Beide pflichtgetreue Menschen sind, die ihr Lehrbuch der Moral gut im Kopfe haben) ein Kreuzverhör zwischen Beiden auf der schwimmenden Planke. — Gesehn nun, es zeigte sich, daß jeder von ihnen drei Auben zu versorgen hat, so verlangt das Compendium, daß entschieden werde, an wessen Kindern mehr Loren geht, wenn sie ohne väterliche Aufsicht



chsen, also welche die talentvolleren sind. Wollen
her Beide correct handeln, so muß ein verglei-
endes Examen zwischen den Kindern angesetzt wer-
en, und daß sich dazu Beide nach Hause begeben,
in dort ihre hoffnungsvollen Sprößlinge zu versam-
neln, das halte auch ich für sie für das Rathsamste.
Wenn nur nicht am Ende das fatale Meer den Ur-
laub verweigert, in der Besorgniß, daß sie darüber
hinaus wegbleiben! Ähnliche Schwierigkeiten wird
es überall haben, im Gedränge sich kreuzender Pflich-
ten jenem wohlgemeinten Rathe zu folgen: Bei jeder
Erwägung der Art wird sich nämlich zeigen, daß,
welcher Entschluß auch gefaßt werde, neue Collisio-
nen entstehen werden und aus diesen wieder neue.
Diese alle vorher nur zu erwägen und zu verglei-
chen, dazu gehört mehr Zeit als der hat, der sich
entscheiden soll. Der Grund, warum jener Rath
nicht helfen kann, liegt darin, daß er ein Palliativ
gibt, anstatt eines Heilmittels; denn da er uns in
dem Gebiete läßt, in dem, wie wir wissen, stets
Collisionen zum Vorschein kommen müssen, so blei-
ben wir immer dem Wanderer im Urwalde gleich
der vom Wege ab und in das Gewirre der Schling-
pflanzen hinein gerieth und, wenn er eine Ran'
durchschneidet, zu seinem Entsetzen vor und hinter si-
hundert neue erscheinen sieht, die am Weitern

hindern. — Wie aber? wenn es möglich wäre, sich über das ganze Bereich sittlicher Verwicklungen so zu erheben, wie jener Adler, den der in Schlinggewächse verstrickte Reisende um seine Flugkraft beneidet oder wenigstens um seine Vogelperspective, von der aus der verlorne Weg überschaut werden kann? Wie, wenn es die eigentliche Bestimmung sittlicher Conflictte wäre, die Sehnsucht nach jener höhern Region zu wecken und zu ihr den Weg zu eröffnen? Wäre dem so, so dürften wir in dem der Pflicht und ihren Collisionen unterliegenden Menschen nicht ein Gegenbild sehn der Ixion, Tantalus und Sisyphus, sondern eine Bestätigung der tröstlichen Lehre des Evangeliums, welches vom Gesetz zwar sagt, es verdamme und mache nicht selig und dennoch es als Wegweiser ansieht dorthin, wo alle Verdammniß aufhört. Es fragt sich, wozu wir gelangt sind? Pflicht fand nur dort Statt, wo dem, was der eigne Genius fordert, die allgemeinen Bestimmungen hemmend entgegentraten, wo, nach unserem Bilde, von zwei Mittelpunkten aus Wellenkreise erregt wurden. Denkt man sich nun diese beiden Centra sich immer näher kommend, endlich ganz in Eins fallend, so müßten offenbar alle Kreuzungen und Hemmungen aufhören und nur regelmäßige concentrische Wellen sich zeigen. Ist dies nun möglich hinsichtlich unser

Wollens? Wenigstens der Deutsche muß es für möglich halten, denn wenn er sowol das, wozu das Persönlichste in ihm, sein Genius, sein Talent ihn bestimmt, als auch die Stelle, welche das Allgemeinwesen, der Staat ihm anweist, mit einem Worte bezeichnet: mit dem Worte Beruf, so zeigt er, daß ihm Beides ein Gedanke, ein und dieselbe Sache ist. Daß diese Sprechweise wirklich nur lautgewordene Weise des Denkens ist, zeigt sich in einer Menge von Erscheinungen, um derentwegen man den Deutschen zu verspotten pflegt. Daß wir, wo Einer ein Amt erhielt, sagen, jetzt sei er etwas, daß wir unseren Namen, d. h. die Bezeichnung unseres persönlichsten Wesens so gern mit dem Namen unseres Amtes vertauschen und lieber bei diesem als bei jenem uns rufen hören, daß, wie sie gesagt haben, bei uns Jeder sich geschmeichelt fühlt, wenn er nicht Müller oder Schulze, sondern irgend wie, sei es auch nur Thorwächter, heißt, — (obgleich doch jene Namen einen guten Klang haben und nicht erst durch unser wichtigstes Blatt immortalisirt wurden) — wie oft ist nicht dies Alles uns vorgeworfen. Seltsamer Weise hat man diese stolze Freude an seinem Amte Titelsucht genannt, während sie doch leicht just das Gegentheil davon werden kann. Denn da ja die Titel gerade das Amt, welches man bekleidet, unsichtbar zu machen

pflegen, so wird, wenn der eigne Beruf als der höchste erscheint, sich ärgern können, wenn er einen Titel erhält, den er mit Solchen theilt die nicht seine Berufsgenossen sind, und durch den, weil er nun so titulirt wird, wie die Andern, der Welt verborgen wird, daß er etwas ganz Anderes ist, als sie. Wie in allem Andern, so hat man auch hierin uns Deutsche immer wieder auf die nation-modèle verwiesen, bis jetzt aber ist der Nachweis ausgeblieben, warum es besser ist, wenn man die Amtsthätigkeit zum *davoir* rechnet, als wenn man sie in seinem sittlichen Haushaltungsbuche auf das andere Latus setzt. Vielleicht ist es ultra-Deutsche Beschränktheit von mir, aber es scheint mir, als könne dies Niemand verächtlich machen, daß er in seine Amtsthätigkeit sein eigentliche Sein setzt, und als müsse (um bei dem oben erwähnten bescheidenen Amtchen stehn zu bleiben) eine *Sta* besser fahren, wenn ihr Thorwächter in seinem Eischärte seinen „Beruf“ sieht, d. h. seine eigne Stimmung und Prädestination, als wenn es ihm als ein „Platz“ erscheint, auf dem sich's bequem oder gar als eine „Last“, die ihm aufgebürdet wi — Lassen wir aber die städtischen Angelegenheiten und wenden uns wieder zu allgemein menschlichen denken wir uns einen Mann, wie es deutlich ist zu denken, so daß der Amtsname sagt was er

weil darin angegeben ist was in ihm und worin er lebt, so gibt uns seine Gemüthslage Gelegenheit, ein Gesetz zu erkennen, welches eben so ausnahmslos die materielle Welt beherrscht, wie die sittliche. Daß auf Otto von Guericke's leere Kugeln die Luft mit einer Kraft drückt, die ein Dugend Pferde nicht überwinden, daß dagegen wir, obgleich unser Körper der Luft eine viel größere Fläche darbietet, uns in ihr leicht und wohl fühlen, ja daß jener Adler über dem Urwalde sogar von ihr gehoben und getragen wird, — das sind allbekannte Erscheinungen. Sie offenbaren ganz dasselbe Gesetz, nach welchem Einem, der keine Musik in sich hat, sie schwer wird oder lästig ist, während dem Andern, dessen Ohr und Herz Musik athmet, sie wohl thut, ein Dritter endlich, dem sie das Mark seines Lebens ist, auf Tönen sich wiegt und zu seiner Lust die Sonate spielt, die der Unmusikalische schwer nennt oder gar einen Fingerbrecher. Ebenso ist es wieder ganz dasselbe Gesetz, wenn, der ohne innere Größe ist, sich von einer Großthat gedrückt, wenn der Geistlose sich durch eine geistreiche Unterhaltung beengt fühlt, während dem Geistvollen diese zur Lust, dem Großdenkenden jene zur Erhebung wird. Man hat dieses Gesetz des gestörten und wieder hergestellten Gleichgewichtes ein Gesetz der Pneumatik genannt, weil man es bei den

Zustarten beobachtet hat, man sollte es auch d
wegen so nennen, weil es über die Geister herrsch
Dieses allgemeine Gesetz, daß nur das drück
dessen man ledig ist, und umgekehrt, daß n
uns innerlich erfüllt, keine Last mehr ist, di
bedingt auch unser Verhältniß zu unserer sittlic
Atmosphäre. Wie manche siebzehnjährige Do
Diana hat in der Pension die Gefährtinnen entz
durch ihre Philippiken gegen das Joch der Ehe, i
macht, wenn sie als Neunzehnjährige den Mann i
Herzens gefunden, die Erfahrung, daß die verhas
Fesseln Rosenketten sind, die nicht drücken! Es
kein Wunder, daß ihr jetzt die Bande der L
leicht dünken, es ist die Folge jenes pneumatis
Naturgesetzes: sie ist nicht mehr ledig, d. h. i
der Liebe nicht mehr ledig. Ganz Gleiches wie
holt sich bei dem Manne, der das Amt seines L
zens gefunden, und sich nun ihm, wie die befe
Männerfeindin dem Manne, hingab, so hingab,
er, wieder wie sie, ihm Alles opferte, selbst se
Namen. Wie fein mag die schöne junge Frau
cheln, wenn eine Pensionsfreundin sie bedauert
gen ihrer schweren Pflichten, wie ironisch beistimm
wenn ihr gesagt wird, sie sey die Skavin eines g
samen Despoten! Gerade wie ihr, ist dem zu Mu
der in seinem Amte seinen Beruf fand, und

sprechen hört von den schweren Pflichten desselben, wie es stete Selbstüberwindung fordere, wie es erdrücke mit der Last von Arbeiten. Alle diese Noth, um derentwillen man ihn beklagt, hat er nie erfahren, da keine zwingende Pflicht, sondern die eigne Neigung ihn thätig seyn läßt, da er sich gehen läßt, wenn er seinem Berufe folgt, da es die Lust am Arbeiten ist, die ihn an den Arbeitstisch zieht, so würde er den Andern gar nicht verstehn, wenn ihm nicht einfiele, daß es verschiedene Sprachen giebt und daß, wie er das französische *mariage de raison* auf gut deutsch mit „Brodtheirath“ wiedergiebt, so es ja auch denkbar ist, daß dem, der vom deutschen „Beruf“ nichts versteht, er sich ins Französische übersezt und zur „charge“, zur Last, wird. Erklären wird er sich's können, aber herab von der Vogelperspective, die wir suchten, wird er mitleidig auf alle die blicken, welche thätig sind, weil sie müssen, wirken, weil sie verbunden sind, arbeiten, weil es zwingende Pflichten giebt. Ueber alles Dieses ist er hinaus. — Hört aber in den Momenten, wo der Mensch nur seinem Berufe lebt, das Müssen auf, stellten sich ferner dort, wo es ein Verpflichtetsein giebt, ganz sicherlich Collisionen ein, so folgt, daß je mehr Einer in seinem Berufe aufgeht, um so mehr der Streit der Pflichten verschwindet, während umgekehrt, jeder Schritt aus dem

Berufe heraus Amt und Neigung, Müssen und Wollen, sich scheiden, und uns in das Labyrinth sittliche Collisionen gerathen läßt. Die tägliche Erfahrung bestätigt diese Regel. Am Krankenbette kann ein Zweifel entstehen, ob dem Kranken durch Ankündigung des nahen Todes das Leben zwar verkürzt, aber Gelegenheit gegeben werden soll, für sein Seelenheil zu sorgen. Wer wird hier zweifelhaft sein? Der Arzt. Wenn er nur und ganz Arzt ist, gewiß nicht. Denn wie er noch nie bei einem Kranken einen andern Gedanken gehabt hat, als zu thun was seine einzige Lust ist: Leben zu verlängern, so wird ihm dies auch hier weder zweifelhaft sein noch schwer. Ganz ebenso wenig wird der wahre Seelsorger schwanken, dessen Leben ist, Seelen zu retten, dem es nie Selbstüberwindung kostet dies zu thun, und der es eben darum auch heute nicht bedenklich finden wird. Keiner von Beiden empfindet also eine Collision. Sobald aber der Eine anfängt auch an das Seelenheil der Andere auch an die Lebensverlängerung zu denken, d. h. sobald Jener halb Arzt und halb Seelsorger, Dieser halb dieses halb jenes wird (und Soldat die ganz Seelsorger, sind ungefähr so selten zu finden wie ein ganzer Arzt), so tritt die Collision der Pflichten hervor mit ihren sich kreuzenden: „Ich möchte und „ich müßte“, „ich dürfte“ und „ich könnte“, un

ehe man aus diesen Subjonctifs heraus ist, wird es im Indicatif heißen: der Kranke ist manfietodt und längst begraben. — Das Mittel, aller dieser Noth zu entgehn, daß man Eins sei und darum auch eins mit sich, indem man ganz in seinem Berufe aufgeht, ist heroisch und wird kaum anlocken zu einer Zeit, wo ja selbst das Wort „ganz“ verpönt scheint, da ja bekanntlich der für geächtet gilt, den man „radical“ nennt, und der für moralisch todt, den man des „Absolutismus“ zeihet, als wäre nicht das Nicht-radical nur das Oberflächliche, und als gäbe es ein anderes Gegentheil des Absolutismus, als das Unvollendetsein und die Halbheit. Gleichviel! Wo Pflichten collidiren, und sie collidiren überall, wo es Pflichten, Gesetz, Zwang gibt, da hilft nur eine Radicalkur, und sie besteht nicht darin, eine eingetretene Collision zu lösen, sondern darin, das Eintreten derselben immer seltner, ja so weit es gelingt, unmöglich zu machen, nicht im Wegschaffen eines Symptomes, sondern im Heben der Krankheitsursache. Treibt aber die Collision der Pflichten dazu, sich solcher Kur zu unterwerfen, nun so kann sie in gewisser Weise als etwas sittlich Wünschenswerthes, wenigstens Förderndes angesehen werden, indem sie Den, der jenes höhere Gebiet bis jetzt nicht kannte, dahin weist, in Dem aber, der für eine Zeitlang es verließ, die Lust zur

Heimkehr weckt. So hat ja Mancher, den sein Poda gra nach Gräfenberg trieb, später es gesegnet, weil e von da nicht nur Gesundheit zurückbrachte sondern auch die Gewohnheit, diät zu leben, oder — (um ein Bil zu brauchen, das nicht von so unangenehmen Neben gedanken, wie dem des bloßen Wassertrinkens, begleitet ist) —: Jene bekehrte Donna Diana, von de oben die Rede war, entschied sich so schnell, weil si sich nicht zu lassen wußte vor den Quälereien der sich bekämpfenden Bewerber. Hat sie Unrecht, wenn si die Noth segnet, die Jene ihr gemacht, und die si dahin brachte, so früh ihre Wahl zu treffen?

Nun — und der langen Rede kurzer Sinn? di Moral der Fabel? Doch nicht der abgestandene Gemeinpruch, daß Jeder vor seiner Thür kehren solle Raum kann ich es leugnen, und ich bin in Verlegenheit, wie ich mich rechtfertige. Auf Plato mich berufen, der Ähnliches gelehrt? das würde mir übervermerkt werden, denn bekanntlich darf sich ein Professor der Philosophie nicht auf einen Philosophen berufen, sondern muß dies Solchen überlassen, die keines von Beiden sind. — Sagen: da drunten bei ungäbe es noch städtische Polizei, und also würde, wenn nicht jeder Hausbesitzer vor seiner Thüre kehren ließe dies die entseßlichsten Folgen haben, das würde ich selbst mir nicht vergeben, denn daß hieße ja durch

eignes Geständniß das Urtheil provociren, das ohne-
dies Vielen auf der Zunge schwebt, das fürchterliche:
„Ein Kleinstädter aus der Provinz!“ — So gereiche
mir denn zur Entschuldigung, womit der Vortrag be-
gann: die Moral unserer Untersuchung kann doch
keine andere Natur haben als die Moral überhaupt.
Von dieser aber war ja sogleich zugestanden, sie sei
rococo. —



IV.

über

Lachen und Weinen.

1848.

Was man mit dem Worte Leben bezeichnet, das tritt uns, wenn wir um uns blicken, zunächst in der doppelten Form des Pflanzen- und Thier-Lebens entgegen. Je häufiger nun die Erscheinungen dieser beiden Weisen des Lebens sind, und je größere Mannigfaltigkeit sie darbieten, um so näher scheint der Gedanke zu liegen, daß sie die beiden einzigen sind, in welchen das Leben existiren kann. Hat man aber diese Vorstellung sich angeeignet, so ist es ganz consequent, wenn man verlangt, daß Alles, was weder eine Pflanze, noch ein Thier ist, als todt angesehen werde, oder umgekehrt, wenn man fordert, daß Alles, was für ein Lebendiges gilt, zum Thier- oder Pflanzen-Reich gerechnet werde. Es scheint, als werde heut zu Tage diese Consequenz ziemlich allgemein gezogen. Wenigstens wer heute von einem Leben der Erde sprechen wollte, der ließe Gefahr für einen verworrenen Kopf gehalten zu werden, weil man ihm den (allerdings verworrenen) Gedanken zumuthete, daß die Erde eine große Pflanze sey, obgleich er sei-

nerseits die Gegner, denen die Erde für todt gilt, wohl durch die Frage in Verlegenheit setzen könnte, warum denn sie nicht nur von einem Schicksal, sondern von einer Geschichte derselben sprechen? Auf der andern Seite gilt Vielen Jeder für einen Mystiker (was auch nicht viel besser ist, als ein verworrener Kopf), der nicht damit zufrieden ist, wenn der Mensch als ein Säugethier bezeichnet wird, das sich durch seine zwei Hände auszeichne, während der Affe ihrer vier habe. — Wenn nun trotz allem dem die Menschen nicht aufhören werden, durch die That zu zeigen, daß sie sich dem Thierreich nicht mehr verwandt und angehörig achten, als dem Pflanzenreich (sie erklären dies, indem sie sich ihre Lieblinge nicht nur unter den Thieren wählen, sondern auch aus den Blumen) oder daß sie sich höher schätzen als beide (sie beweisen dies, indem sie den Versuch machen, nicht nur Blumen, sondern auch Thiere zu züchten und zu veredeln), so entsteht die wichtige Frage, ob der Mensch die wirkliche, vor der Wissenschaft zu rechtfertigende Befugniß habe, sich eine solche exceptionelle Stellung zuzuschreiben? Ein schlagender Beweis für dieses Recht würde darin bestehen, daß sich bei ihm Lebensäußerungen aufweisen ließen, welche man vergeblich in der Pflanzen- und Thierwelt sucht, und die man eben deswegen berechtigt ist, für aus-

schließlich menschliche Lebenserscheinungen zu halten. Auf zwei derselben sey es erlaubt, die Aufmerksamkeit zu lenken; sie sind das Lachen und das Weinen.

Beide sind rein menschliche Lebensäußerungen, denn die Lachtauben mit ihrem sogenannten Gelächter, das Crocodill mit seinen (vielleicht gar erdichteten) Thränen wird nur der als Gegenbeweis anführen können, welcher meint, bloßes Luft-Ausstoßen sey Lachen, bloßes Thränen-Vergießen schon Weinen.

— Beide Erscheinungen gehören ferner zusammen, wie Jeder erfahren wird, wenn er den Versuch macht, eine der beiden zu betrachten, und dabei wahrnimmt, daß der Gedanke der andern mit derselben Nothwendigkeit sich aufdrängt, mit der wir, wenn wir einen rothen Fleck lange ansehen, einen grünlichen Rand um denselben erblicken. Diese Zusammengehörigkeit beider, welche der deutsche Sprachgebrauch in manchen Gegenden naiv so andeutet, daß er mit dem einen Worte Weinen beide bezeichnet, wird nun auch bestätigt durch die Untersuchungen der Anatomen und Physiologen. Leider fehlt es hinsichtlich beider — (besonders hinsichtlich des Lachens, denn das Weinen ist in neuerer Zeit glücklicher gewesen) — noch sehr an exacten Untersuchungen, und wenn die Zeit noch lange währen sollte, wo man in der Physiologie als exacte Untersuchungen nur die besten

läßt, die sich auf das Mikroskop und die chemische Analyse gründen, so wird es begreiflicher Weise noch lange daran fehlen. Wir wissen kaum mehr als dies: daß das Lachen und das Weinen krampfhaftige Bewegungen gleicher Organe sind, und daß diese Organe dieselben sind, welche auch beim Sprechen die wichtigste Rolle spielen: die Athmungswerkzeuge, die Muskeln des Gesichts überhaupt, und des Mundes insbesondere. So lückenhaft nun auch diese Notizen sind, so reichen doch sie allein schon aus, um gewisse uns Allen bekannte Erfahrungen, und zwar rein körperlich zu erklären: Jeder weiß, daß es viel schwerer ist, das Lachen und Weinen zu verhalten, wenn man spricht, als wenn man schweigt. Abgesehen von allem Andern, hat dies seinen rein körperlichen Grund darin, daß beim Sprechen der Apparat in Bewegung gesetzt wird, der auch zu jenen beiden dient, und daß es viel schwerer ist, die Maschine, wenn sie sich bewegt, außerhalb des falschen Geleises zu halten, als wo sie ruht. Nicht minder ist es rein körperlich zu erklären, warum wir, um nicht zu weinen, schlucken, um nicht zu lachen, die Stirn runzeln, die Zähne zusammenbeißen u. s. w.: die Organe des Lachens und Weinens, der Kehlkopf, die Gesichtsmuskeln, werden in entgegengesetzter Richtung bewegt. Daß Schweigen um nicht zu lachen, ist daher ganz, w

bei der Locomotive das Bremsen, das Schlucken um nicht zu weinen, was bei ihr das Reversiren. Bedenkt man endlich, daß derselbe Nerv, der einen großen Theil jener Bewegungen vermittelt, auch die Thränenrüsen beherrscht, so ist — abermals rein körperlich — erklärbar, warum das Schluchzen immer, das Lachen so oft mit Thränenerguß begleitet ist. Wegen dieser körperlichen Zusammenhänge kann ich es darum nicht für sehr wunderbar halten, wenn jener Maler mit einigen Pinselstrichen ein lachendes Kinderantlitz in ein weinendes verwandelt: mit einem ganz gleichgültigen Gesicht wäre ihm dies Kunststück vielleicht schwerer geworden. — Sieht man weiter zu, welchen andern Lebensäußerungen das Lachen und Weinen am Nächsten steht, so scheinen sich zwei große Klassen von Erscheinungen um ihren Besitz zu streiten, welche eben wie sie Gemüthszustände verrathen: Auf der einen Seite nämlich stehn die Gebehrden, jene Zeichen von Gemüthszuständen, die zwar nicht ganz beliebig und nur conventionell sind (denn Jeder weiß von Natur, was es heißt, wenn, der sich schämt, sich die Augen bedeckt) doch aber der Willkühr unterworfen sind, denn man kann es unterlassen, sich die Augen zu bedecken. Ganz anders dagegen verhält es sich mit der andern Klasse hierher gehöriger Erscheinungen, von denen ich als Bei-

spiel nur das eine Erröthen anführen will. Daß, wer sich schämt, sich die Augen verbirgt, das finden wir erklärlich, weil es seinen Gemüthszustand passend ausdrückt, daß aber wer sich schämt, roth wird, dies finden wir nicht nur erklärlich, sondern natürlich, nothwendig. Warum machen wir diesen Unterschied? Weil wir wissen, daß hier die Willführ nichts direct vermag, während sie dort Alles vermochte. (Direct vermag sie hier nichts, wäre es aber möglich, daß in dem Augenblick, wo das Blut in die Wangen steigen will, ein Gemüthszustand hervorgerufen würde, der es von da vertriebe, so bliebe es natürlich wo es war, und indirect wäre das Erröthen vermieden. Und hier zeigt sich wieder einer von den unzähligen Fällen, wo die gütige Natur den Frauen durch unmittelbaren Tact offenbart, was wir in jahrelangem Forischen, oft vergeblich, suchen. Es kommt oft vor, daß in Gegenwart einer Frau ein Wort gesprochen wird, das, wäre sie unbeobachtet, ihr gewiß das Blut ins Antlitz triebe. Setzt aber erröthet sie nicht, aus Angst sich zu compromittiren. Aus Angst. Wie fein, wie physiologisch richtig! Die Angst macht erbläßen, und darum giebt es kein sichreres Mittel gegen das aufrührerische Blut, als die Angst. Wir können diese Geschicklichkeit nur bewundern, wir haben sie nicht, es g.

hört zu dem Vielen, was wir verstehen, ja lehren können, aber nicht machen, und man könnte versucht seyn, hierin eine Ungerechtigkeit der Natur zu sehn, wenn sie nicht ihre ausgleichende Macht darin gezeigt hätte, daß sie uns viel weniger Schamhaftigkeit gab, und — einen undurchsichtigeren Teint). — Zu welcher nun von beiden Klassen gehört das Lachen und Weinen? Zu den der Willkühr unterworfenen Gehehrden, oder zu jenen der Willkühr enthobenen, wie das Erröthen war? Sie fallen, wie es scheint, zwischen beide, denn so gewiß es ist, daß man durch den bloßen Willen das Lachen unterdrücken kann, so ist es doch eben so gewiß, daß man durch den bloßen Willen es nicht hervorbringen kann — ein forcirtes Lachen ist kein Lachen — und auch was das Unterdrücken betrifft, lehrt die Erfahrung, daß die Meisten sich nicht auf ihre Willenskraft verlassen, sondern (wie dort beim Erröthen) Umwege machen, indem sie den Rath befolgen, den schon Knaben ihren Schulcameraden zu geben pflegen, wenn nicht gelacht werden darf: sie denken an etwas Trauriges, ein Mittel, das übrigens nicht immer das beste seyn möchte, da seine Anwendung nur zu oft jenes Wetterleuchten auf dem Gesicht hervorbringt, jenes Abwechseln lächelnder und weinerlicher Mienen, das oft schlimmer ist, als das offene Lachen.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen, welche beide Erscheinungen ganz gleichmäßig betrafen, möge es erlaubt seyn, zu einer gesonderten Betrachtung Jeder der beiden überzugehen, welche mit Beiseitesetzung des, zum Theil noch so wenig erforschten Leiblichen, von den vielen psychologischen Fragen, die sich hier aufdrängen, nur die zu beantworten suchen soll, welche Gemüthszustände das Lachen und Weinen ver-räth, oder noch bestimmter: worüber gelacht und geweint wird? Wenn hier ein Gegensatz beider sich zeigen sollte, so wird dies natürlich ihrer Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit keinen Abbruch thun. Sind doch auch Links und Rechts nur deswegen siamesische Zwillinge, weil sie sich diametral entgegengesetzt sind.

1.

Wir beginnen mit dem Lachen, diesem lustigeren unter den beiden Gesellen, wenn anders das alte deutsche Sprichwort Recht haben sollte, daß der Lacher selbst über das Grab springt, und suchen es bis in seine ersten Ursprünge hin zu verfolgen. Da finden wir, daß das neugeborene Kind nicht lacht. Zwar verziehn Neugeborene oft im Schlaf die Gesichtsmuskeln, aber wenn man dies, wie es geschieht, Lachen nennt, so müßte man auch von jedem Kinde sagen, es weine, wenn ihm beim Schnupfen t



ugen thränen. Dieses sogenannte Lachen bedeutet nichts, und eben darum hat die Phantasie freien Spielraum in ihren Deutungen. Die eine derselben, daß das im Schlaf lachende Kind von Engeln besucht werde, ist so poetisch und schön, daß man kaum wagen darf an die andere, sehr profaische, zu erinnern, obgleich hier, wie leider so oft im Leben, die Prosa gegen die Poesie Recht behalten möchte. Das erste eigentliche Lachen des Kindes kommt erst dort vor, wo es bereits die Vorstellung von der Gestalt und den Gesichtszügen des Vaters und der Mutter hat, da ist das Lachen ein Zeichen der Lust, welches ihre Gegenwart dem Kinde gewährt: es lacht den Eltern zu, es lacht aus Liebe. Aber auch bei diesem Lachen, so schön es ist, so entzückend namentlich für die, denen es gilt, können wir nicht stehen bleiben; auf unsere Frage gibt es keine Antwort weil die Frage selbst: Worüber wird hier gelacht keinen Sinn hat. Dazu nun über Etwas zu lachen nicht nur zuzulachen, sondern zu belachen, da kommt das Kind noch später: erst dort nämlich, wenn sich der Kreis seiner Vorstellungen so erweitert hat daß gewisse Combinationen derselben ihm überraschend vorkommen, und bei ihm dieselbe Wirkung hervbringen können, wie die geistreichen Gedanken-Combinationen eines Lichtenberg oder Jean Paul be-

Erwachsenen, mit einem Worte, wo ihm Etwas spaßhaft vorkommt. Wir wollen mit ihm ein Experiment machen, indem wir es zum Lachen bringen. Dies ist hier leicht, denn das Kind lebt noch in der glücklichen Zeit, wo die Wiße wohlfeil sind, es gibt für einen Scherz kein dankbareres Publikum, als ein Kind. Wir machen also eine Gebehrde, als wollten wir es schlagen, aber aus dem Schlage wird eine Liebkosung, oder aber, wir thun, als wollten wir ihm sein Naschwerk nehmen, anstatt aber uns darnach zu strecken, kauern wir uns zusammen, halten den Arm krumm, so daß wir es nicht erreichen und also unsere Mühe vergeblich ist. Beides erscheint nun dem Kinde so außerordentlich komisch, daß es nicht aufhören kann, zu lachen. Worüber eigentlich? Offenbar über die zweckwidrige Verbindung dessen, was man thut mit dem, was man zu erreichen sucht, der Mittel, die man dazu anwendet, und dessen, was am Ende herauskommt. Darin liegt aber die allgemeine Formel für Alles, was auch im späteren Leben den Erwachsenen lachen macht, so offen dargelegt, daß wir jenes erste Lachen des Kindes mit einem Göthe'schen Ausdruck als das Urphänomen unserer ganzen Untersuchung bezeichnen können. In jedem Lächerlichen nämlich ohne Ausnahme läßt sich eine *solche zweckwidrige Verbindung*, läßt sich ein

solcher überraschender Contrast nachweisen. Sehn wir einen ernsthaften Mann, der im feierlichen Schritt über die Straße schreitet, auf das mit Blatteis bedeckte Trottoir gerathen, so ist der Anblick deswegen so ergötlich, weil gerade dort, wo seine ganze Haltung die innere Gravität und Festigkeit andeuten soll, er genöthigt wird, Tänzerbewegungen zu machen und in jedem Augenblick eine neue Unterstützung seines Schwerpunktes zu suchen. Derselbe Contrast, welcher uns lachen macht über den Einfältigen, der die pfiffigsten Mittel ergreift, um seine Absicht zu verfehlen, z. B. über jenen, der, damit beim Leichenbegängniß seines reichen Oheims die Dienerschaft traurig aussehe, ihr Geld gibt und sich wundert, daß sie immer lustiger wird, dieser selbe Contrast läßt den Spinoza (der sonst nie lacht) auflachen beim Anblick einer Fliege, die in ein Spinnennetz gerathen, dort zappelt, um sich zu befreien, und je mehr sie zappelt, um so sicherer den Mörder herbeiruft. Wenn in einer Wiener Posse ein Zauberer, weil es mit dem Zaubern nicht geht, plötzlich einen Streichriemen herauszieht und, wie der Barbier das Rasirmesser, nun seinen Zauberstab darauf schärft, so macht dies einen lächerlichen Effect, weil um Uebernatürliches zu erreichen, ein Mittel angewandt wird, das nicht einmal der Kunst abgelernt wurde, die wirklich über die

Natur hinausgeht, sondern dem Handwer ganz im Niveau des Natürlichen hält. widriges Thun, die sich darin zeigende M des Handelnden, endlich das daraus noth gende Zerfallen in Nichts, das ist es, w worüber schon das Kind lacht.

Jenes erste Lachen aber des Kindes ze Zweites, was ihm gemeinschaftlich ist mit teren Lachen: das Kind lacht, weil unjer wehe zu thun, zu Schanden wird, weil Naschwerk nicht erreichen können. Wäre erzürnt und seine Absicht, wehe zu thun, eitelt, oder langte es selbst nach Etwas, zu klein, um es zu erreichen, es würde g lachen. Was es jetzt so belustigt ist, daß sein eignes Interesse aus dem Spiele we lacht auch das Kind, wenn jene Gebehrden Mal gemacht werden, nicht, da fürcht Schmerz oder den Verlust seines Nasch tödtlicheres Gift aber für das Lachen, es mehr unmöglich machte, als die Furch nicht. Hat aber das Kind, indem jene E wiederholt wurden, erfahren, daß nichts au fürchteten wird, so gibt ihm dies das (Sicherheit, hat es ferner in der häufig holung jener Gebehrden Zeit genug geb

sehen, daß man den Arm ganz anders führen, sich selbst ganz anders halten müsse, um zum Ziel zu kommen, so gibt ihm diese Einsicht eine innere Satisfaction, weil es sich klüger dünkt, als wir, und also uns überlegen. Dies Gefühl aber der eignen Sicherheit und des dem Belachten Überlegen-seyns ist nicht nur dem Kinde nothwendig, damit es lache, sondern uns eben so. Auch wir müssen uns selbst außer dem Spiele wissen, um ungestört lachen zu können. Der Anblick jenes pathetisch Einherichreitenden, der sich auf dem Glatteis plagt, ergöhte uns, ja aber nur so lange, als wir fest und sicher an unserm Fenster sitzen und von oben herab ihn betrachten können, müßten wir dagegen im feierlichen Zuge neben ihm gehn, so bekäme die Sache eine sehr ernsthafte Seite. Es ist ein unveränderliches, psychologisches Gesetz: je näher ein Ereigniß, das Lachen erregt, uns selbst angeht, desto mehr verliert es den Character des Lächerlichen. Über die Einfalt eines ganz Fremden lacht man mit ungetrübtem Vergnügen, über die Einfalt eines Verwandten schon viel weniger, und nur im Kreise seiner Familie; hat man selbst einen einfältigen Streich gemacht, so vergeht das Lachen, man ärgert sich, es liegt darin so gar nichts Belustigendes, daß man es oft gar nicht begreifen kann, wie Jemand sich darüber lustig

machen kann. Niemand verlacht sich selbst, Niemand ist es lieb, oder auch nur gleichgültig, wenn verlacht wird, und die Bonhommie des Sokrates die man als Gegenbeweis anführen möchte, mit er sich auf die Bühne gestellt haben soll, um Belustigung des Athensischen Publicums seine Gesichter mit seinem Zerrbilde vergleichen zu lassen, diese weist gar nichts: Sener bonhomme war der große Schalk. Es belustigt ihn, daß die Athener so blödsinnig sind, ihn mit den Sophisten zu verwechseln, denen er sich so verschieden weiß, er geht auf die Bühne, um innerlich über die Lächer zu lachen. St. Paul sagt, man lache nur über die Kleinheit und über das Kleine. Er hat Recht, wenn man es näher bestimmt: Wo man es an Andern wahrnimmt und wo es uns das Gefühl der eignen Größe und Überlegenheit gibt, da lacht man.

Weil wir aber nur dort lachen, wo das Unsichere schlagen der Absicht u. s. w. uns nicht selbst tang über Ungeschick und Mißgeschick, das uns fern ist und äußerlich bleibt, deswegen bezieht das Lachen seinen Stoff besonders durch den Sinn, der uns die Fernste zeigt und was uns am meisten äußerlich durchs Auge. Eine Melodie ist kaum im Stande einen Menschen zum Lachen zu bringen, dagegen es der Musik leicht, Thränen hervorzulocken, oft re-

dazu ein einziger klagender Ton hin, sey er nun der Menschenbrust, sey er der Harmonica entquollen. Umgekehrt verhält sichs mit dem Sehen und darum mit der Malerei. Ungerührt, wenigstens trocknen Auges, kann auch der Zartfühlende einen trefflich ausgeführten Bethlehemitischen Kindermord betrachten, und eine einzige Grimasse bringt auch den ernsthaften Mann zum Lachen. Wunderbarer Contrast! durch das Ohr empfängt der Mensch von der Außenwelt die Kunde, die ins Innere, zum Herzen dringt, und wenn dieses getroffen und gerührt wird, so antwortet er durchs Auge fürs Auge, seine Antwort ist sichtbar, es ist die warme, darum so wohlthuende Thräne. Wo aber die Außenwelt zum Menschen spricht durch den kältesten und herzlosesten der Sinne, durchs Auge, da bleibt das Auge stumm, da macht des Menschen Antwort sich hörbar in dem kalten, herzlosen, darum so oft verletzenden Lachen. In der That ist das Lachen herzlos, (und wir sollten nicht so viel vom herzlichen Lachen sprechen), denn wenn es auch nicht wie bei dem Lachen der Schadenfreude, das Unglück des Andern ist, worüber gelacht wird, so sind es doch wenigstens seine kleinen malheurs, welche unsere Heiterkeit hervorrufen, und das Gefühl, daß es ein Lachen ganz ohne Bosheit nicht gebe, ist ja der Grund, warum wir uns z. B.

Christum nicht lachend denken können. Man lacht darüber, was uns nicht am Herzen liegt, wer über Vieles lacht, dem liegt Vieles nicht am Herzen, wer über Alles, dem läge gar nichts am Herzen, er wäre der völlig Herzlose, ein Gemüthszustand zu dem größere oder geringere Annäherung wirklich vorkommt. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß, wenn diese überhaupt geduldet werden soll, sie nur geduldet werden kann bei dem männlichen Geschlecht. Man ist nun einmal darin übereingekommen einem Manne, wenn er sich nur frei von Furcht zeigt, zuzugestehn er habe Herz — während es uns nicht einfällt von einer Frau, weil sie dreust ist, zu sagen: sie sey eine Frau von Herz — Furcht nun findet gewiß nicht Statt wo gelacht wird, und der über Alles spottet kann daher sehr gut furchtlos und unerschrocken seyn; so wird man denn dem Alles verlachenden Mann, wenn er sich nur sonst als ein Mann zeigt der Herz hat, oder herzhast ist, Herzlosigkeit in anderer Beziehung zu Gute halten müssen. Nicht so bei der Frau. Schön ist die Satyrphysiognomie nie, erträglich nur beim Manne. Damit ist aber auch ausgesprochen, daß das Gebiet des Belachenswerthen für den Mann viel ausgedehnter seyn muß als bei der Frau, was auch durch die Erfahrung bestätigt wird, welche zeigt, daß Männer sehr Vie-

mit lachendem Munde besprechen, was niemals den Inhalt von Frauen-Gesprächen bildet, weil es Gebiete betrifft, welche der Frau zu heilig sind, als daß sie dieselben mit jemand Anders als sich selbst bespräche, oder zu widerwärtig, als daß sie nur daran dächte. Im Ganzen liebt das Lachen die lustigen Kreise der Männer.

Es ist aber sehr die Frage, ob in dem Gesagten etwas liegt, was das männliche Geschlecht als das beneidenswerthe erscheinen läßt. Fast könnte man es glauben da wir ihm den Gefährten zugewiesen haben, den wir ja selbst als den lustigern bezeichneten. Allein es hat sich auch gezeigt, daß seiner Lustigkeit nicht ganz zu trauen war, weil etwas vom Mephistopheles dahinter steckte. Nun wird vielleicht Mancher meinen, so erscheine das Lachen nur dem der es, vielleicht als ein pedantischer Moralist, betrachte, dagegen für den der es erfährt, für den Lacher selbst, sey dies anders, für ihn gebe es nichts Süßeres und nichts Plaisirlicheres. Allein dem ist doch nicht ganz so, denn es zeigt sich, daß für den Lacher selbst das Lachen nur zu oft diese genüßreiche Seite nicht darbietet. Dies ist dort der Fall, wo es sich mit Gefühlen verbindet und Gefühle verräth die sonst geeignet sind, eher das Gegentheil vom Lachen hervorzubringen. Der Anblick der Einsamkeit rief

Lachen hervor, und man meint solches Lachen sey angenehm. Ob wohl auch dort, wo ein Huß den Banern sieht, der emsig das Feuer an seinem Scheiterhaufen schürt, und nun, gewiß lächelnd, o heilige Einfalt! ausruft? Schwerlich. Man nennt solches Lachen, wo man lächerlich findet was so traurig ist, ein schmerzliches oder auch ein bitteres Lachen. Mit Recht, denn es ist weder lustig noch süß. Es weist auf Wunden die nach innen bluten. Und dennoch ist dieses bittere Lachen noch nicht das bitterste, weil der Gemüthszustand, aus dem es hervorgeht, das Schwanken zwischen Mitleid und Spott, wo das Gemüth abwechselnd der einen und der andern Regung sich hingiebt, noch nicht der schlimmste ist. Es giebt eine Vereinigung des Entgegengesetzten, die schlimmer ist, weil sie bleibend ist, wo das Gemüth dadurch, daß es der einen Regung sich hingiebt um so sicherer der andern verfällt, wo die Liebe den Haß erzeugt, und darum mit ihm steigt und fällt wie er mit ihr lebt und stirbt. „Eine monstruöse Verbindung wie die fabelhaften Ungeheuer des Alterthums“ wird man sagen, und monstruös ist sie allerdings, aber nur nicht eine Erfindung der Fabel, denn sie existirt: in der Eifersucht hat sie Realität. Er hört nur ein geringer Scharfsinn dazu, um zu finden daß der Eifersüchtige quäle, peinige, ja morde



so haſſe. Es iſt auch ſehr wenig Wiß dazu nöthig zu beweifen, daß Eiferſucht Liebe beweife, und daß Othello nicht mordete, wenn er nicht liebte. Man kann weder jenen Scharffſinnigen noch dieſen Wißigen widerlegen, ſie haben beide Recht, denn der Eiferſüchtige quält aus Liebe, peinigt aus Liebe, mordet aus Liebe, weil er haßt aus Liebe. Liebe ward hier Haß, Liebe ſtirbt hier dahin in Haß, und wie uns von einzelnen Menſchen erzählt wird, daß ſie im Momente des Sterbens dieſelbe Phyſiognomie zeigen, wie da ſie ins Leben traten, ſo wählt ſich dieſe in Haß erſterbende Liebe gern den Begleiter den wir als Gefährten der erſten reinſten Liebe kennen lernten, das Lachen. Der Eiferſüchtige lacht, aber wie? Qualen im Herzen. Und wo die Eiferſucht zum Wahnsinn des Verbrechens wird, da vertritt die Stelle des unartikulirten Köchelns der Rache ein, nicht nur bitteres, ſondern entſetzliches — Gelächter. Wo Othello ſeine That vollführt, da muß er lachen. Erſt ſpäter läßt ihn der Dichter Klagelaute ausſtoßen.

2.

Es iſt alſo mit dem Lachen doch nicht immer ein ſo luſtige Sache als es zunächſt ſcheint. Es hat ſein ernſte, ſeine mehr als ernſte, ſeine entſetzliche Seite. Wenn darum Manche, wo ſie die Welt der W

damunnig malen wollen vom steten Gelächter der Hölle sprechen, so will ich mich zwar nicht dafür verbürgen, daß das Gemälde richtig ist, wohl aber dafür, daß der Pinsel, mit dem es gemalt ward, in ganz richtige Psychologie getaucht war. Ob dies aber auch der Fall ist hinsichtlich derer, welche, wenn sie uns eine seltsame Welt schildern wollen, stets dies an ihr preisen, daß dort keine Thräne werde geweint werden, dies ist eine andere Frage. Zu ihrer Beantwortung kann beitragen, wenn wir unsern zweiten Gegenstand betrachten, das Weinen. Suchen wir auch hier die ersten Erscheinungen desselben auf, so finden wir, daß das neugeborne Kind, wie es nicht lachte, so auch nicht weint. Es zeigt sich weiter, daß sein erstes Weinen ganz das Gegenstück bildet zu seinem ersten Lachen, zum Zulachen aus Liebe. Es weint nämlich, wo es die Verstellung von etwas Fremden oder Abschreckenden erlangt hat, in dessen Gegenwart aus Furcht, weil es sein Daseyn gefährdet, seine Sicherheit gestört fühlt. Wie aber über jenes Lachen aus Liebe, so gehn wir auch über dieses Weinen aus Furcht schnell hinweg, und suchen nach dem, welches uns hier das Urphänomen giebt. Wir finden dieses Weinen in seiner reinsten und vollendetsten Gestalt erst viel später, auch erst dort, wo bei dem Kinde sich der Kreis seiner Vorstellungen

beträchtlich erweitert hat. Da es grausam scheinen könnte, wenn wir auch hier experimentirten und das Kind zum Weinen brächten, so werden wir wohl warten müssen, bis eine Gelegenheit sich darbietet. Sie bleibt nicht lange aus: das Kind thut einen Fall, der Schmerz den es empfindet ist nicht sehr groß, und so weint es zunächst nicht; es steht auf, sieht sich betreten, gleichsam fragend, um, und wenn keine besonderen Umstände eintreten, so wird es wohl zum Weinen gar nicht kommen. Sollte aber das Kind bemerken, daß es blutet, oder sollte die ängstliche Mutter hinzuspringen und anfangen das Kind auszufragen oder zu bedauern, so kann man ziemlich sicher seyn, daß die Thränen bald fließen werden. Warum wohl jetzt? Weil im ersten Fall das Blut, vor welchem alle Kinder ein angebornes, ich möchte sagen rührendes Entsetzen haben, im zweiten die bestürzte Miene der Mutter die Vorstellung giebt von einer Gefahr oder von einem Unglück. Diese Vorstellung aber von Unglücklichseyn ist für das Weinen des Kindes so sehr die Hauptsache, daß man ein ganz gesundes Kind, dem kein Finger weh thut, durch bloßes Bedauern und ihm Vorstellen, wie unglücklich es sey, sehr leicht zum Weinen bringen kann. Auf der andern Seite kann es ohne eine solche Vorstellung so gar nicht weinen, daß wenn

ihm weinerlich zu Muth ist, und es sich keines
dens klar bewußt ist, es allen möglichen Schar
aufbietet um eins zu finden. Von den vielen Z
achtungen die hier gemacht werden können, hier
eine: Wie bei den Erwachsenen, so zeigen sich
beim Kinde die ersten Anfänge des Weinens in j
malitiösen Kugeln das wir im Halse fühlen
das zum steten Schlucken nöthigt, einem der
angenehmsten Gefühle, die es giebt. Dauert nun
weinerliche Stimmung, und in Folge derselben
unangenehme Gefühl beim Kinde zu lange, un
kann gar Nichts finden, was es unglücklich mach
fängt es endlich an zu weinen — über seine
schmerzen, d. h. die Vorstellung eines Leidens,
eigentlich Folge des Weinens ist, wird ihm G
dazu. Dies hat etwas Komisches. Und doch ge
bei dem Erwachsenen oft gerade so. Auch der
wachsene kann nicht weinen ohne die Vorstellung
Leidens, auch ihm ist manchmal weinerlich zu M
und er sucht zu seiner traurigen Stimmung die
stellung eines Leidens, nur freilich findet er dies
in Halschmerzen. Das Arsenal seiner trüben G
rungen ist ja so reichlich versehen, daß ihm die Z
leicht wird; der Eine denkt an ein Unrecht das
zugefügt ward, der Andere an einen Verlust d
erlitt. Beide kommen so schnell zu ihrem Ziel

beweisen aber, eben wie jenes Kind, daß zum Weinen traurige Gefühle nicht hinreichen, sondern, daß es trüber Gedanken, ganz bestimmter Vorstellungen von einem Unglück bedarf. Dies ist auch ein Grund, warum kaum irgend Etwas das Weinen so hervorruft und befördert, als wenn man von einem beklagenswerthen Unglück sprechen hört. Durchs Sprechen wird jedes Gefühl in bestimmte Gedanken verwandelt, Worte geben die klarsten Vorstellungen. (Ich sage geflissentlich: auch ein Grund, denn es kommt dazu noch ein andrer, der weniger hierher gehört. Wo man von einem Leiden sprechen hört, hört man in der Regel eine larmoyante, vor Rührung zitternde Stimme; es ist bekannt, daß dies sehr das Weinen befördert, aus einem Grunde wie ich glaube, der nur oder doch besonders körperlich ist. Jeder Mensch nämlich hat die Neigung, wo er eine Melodie hört, sie, wenn sie nicht zu schwer oder unbekannt ist, innerlich nachzusummen. Diese Neigung bemächtigt sich unserer auch wo wir das Tremolo der gerührten Stimme vernehmen, und zwar mehr als irgendwo, denn die Melodie ist allbekannt und sehr leicht. So tremuliren wir innerlich mit, und wenn dies auch nicht hinreicht die Schleusen der Thränen zu öffnen, gelockert wenigstens werden sie dadurch. Daß wirklich dieser oder ein ähnlicher Kör-

perlicher Grund hier die Hauptsache ist, und daß der Geist, d. h. der Inhalt des Gesprochenen wenig oder gar nichts austrägt, dies zeigt im höchsten Grade Garrik, wenn er durch das Hersagen des Absen Publikum zum Weinen bringt, und im geringern herumziehende Improvisatoren die, wo die Gedanken am spärlichsten gesäet sind, am Liebsten dies Register ihres Orgelwerks ziehn und mit dem größten Erfolg).

Das weinende Kind zeigt, daß ohne Vorstellung des Glendseyns keine Thränen fließen. Es lehrt uns aber weiter, daß, wie es selbst, so auch im spätern Leben der Erwachsene, nur über das eigne Leid und die eigne Hüfslosigkeit weint. Man führe hier nicht die Thräne des Mitleids als Gegenbeweis an. Wo der Mensch aus Mitleiden weint, da weint er eben weil er mit leidet, weil er durch eine Illusion sich in die Stelle des Leidenden versetzt, dessen Leiden in sein eignes verwandelt hat. Darum gilt hier ein Gesetz das ganz dem entgegengesetzt ist, das wir beim Lachen kennen lernten: Über das Unglück eines ganz Fremden weint der Mensch gar nicht oder doch schwer, über das eines Angehörigen viel leichter, über das eigene am leichtesten, vielleicht immer. Eben wegen dieses diametralen Gegensatzes ist es möglich, daß sich Lachen und Weinen so oft begegnen und in die

Hände arbeiten: Wie viel weniger würde geweint werden, wenn alle die Thränen wegfielen die über das Ausgelachtwerden vergossen werden, und wie viel Stoff zum Lachen würden wir einbüßen, wenn nie ein Anderer in die Lage käme in der er sich beweint! In der That sind die Situationen, über die gelacht und geweint wird, ziemlich dieselben, und nur die Person ist's, die den Unterschied macht. Über die fremde Rathlosigkeit wurde gelacht, die eigne Rathlosigkeit macht uns weinen, dort ward gelacht über ein Wesen das in die Reze des mörderischen Geschicks fiel, wer sich in solchen Fäden verstrickt weiß, weint; wir konnten mit Jean Paul sagen, daß die Kleinheit des Andern uns lachen macht, man weint nur wo man sich übermannt und niedergeschmettert fühlt, d. h. wo man sich seiner Kleinheit bewußt wird. Nur dort, denn auch die Thränen der Rührung und Bewunderung den wir einer großen That zollen, sie zeigen, daß uns jene Großthat überwältigt, daß wir ihr gegenüber uns so klein vorkommen. Eben weil die Thräne ein Bekenntniß ist des Übermannt- und Überwältigtseyns, eben deswegen giebt es kein besseres Gegenmittel gegen das Weinen als den Stolz. Er ist, was sein Gegentheil, die Furcht, fürs Lachen war. Der Stolz als ein Gefühl der Kraft und Unüberwindlichkeit läßt das Bewußt-

sein des Übermannt- und Überwundenseyn nicht ankommen, und weil nur bei diesem geweint wird, so macht der Stolz es physisch und psychologisch unmöglich zu weinen. Wirklich unmöglich. Dies wird häufig vergessen und darum manches ungerechte Urtheil gefällt: Es giebt Frauen die sehr leicht weinen, die aber, wo sie bemerkt haben, daß ihre Thränen gar keinen Eindruck machen, zu stolz sind, in Gegenwart eines solchen Barbaren sie zu vergießen. Wollte man nun, weil ihr Stolz die Thränen zurückzuhalten vermag, daraus schließen, wo dieselben fließen, sey dies willkürlich oder gar künstlich hervorgebracht, so thäte man ein schreiendes Unrecht, eben so sehr als wollte man dem, dem einmal vor Furcht das Lachen verging, wenn er nachher lacht, beschuldigen, er stelle sich nur lachend. — Wenn aber Weinen ein sich Übermannt-Erklären, und wenn der Stolz ein Gegenmittel dagegen ist, so ist begreiflich, daß man dort, wo man das Gefühl der Stärke und Unüberwindlichkeit erwartet oder gar fordert, das Weinen unpassend finden wird. Dies ist nun der Fall mit dem Geschlecht, das man das starke genannt hat. Ob das männliche Geschlecht den Beinamen des starken verdient, ob nicht, gehört nicht hierher, genug es führt ihn, und — noblesse oblige: *Es giebt nur sehr wenige Gelegenheiten, wo wir*

dem Manne erlauben zu weinen. Das Alterthum war hierin viel nachsichtiger und freigebiger. Homer erlaubt seinem Achill zu weinen, weil das Schicksal ihn so früh sterben läßt. Ich bin überzeugt, daß mancher Tertianer unserer Tage, der diese Stelle mit Hülfe eines Wörterbuchs und — einer Brille liest, im Gefühl seiner Manneswürde die Schwachheit des griechischen Helden bemitleidet. Doch aber giebt es Situationen, wo auch wir es dem Manne, ja sogar dem starken Manne, zu Gute halten, wenn er weint. Auch der Held darf es, wenn er z. B. durch den Verrath eines Vertrauten dem Feinde überliefert ward. Der Nichtswürdigkeit gegenüber ist auch der Held wehrlos, darum darf er sich hier wehrlos bekennen, er darf weinen. Es giebt noch eine andere Gelegenheit, wo die Thräne den Mann nicht zu entehren scheint: Ist es wahr, was uns von unsern Nachbarinnen an der Seine erzählt wird, so gilt bei ihnen der Mann für unwiderstehlich, der mit Thränen um Erwidern der Liebe fleht. Es wäre begreiflich, denn ein feineres Compliment ist kaum denkbar, als wenn man zu verstehn gibt, man stehe einem Frauenherzen so machtlos gegenüber wie — Achill dem Schicksal. Dies aber sind doch nur Ausnahmen. Im Ganzen ist die Thräne weiblichen Geschlechts und hat zu ihrer eigentlichen Domäne das Frauen-

Auge. Der Frau erlaubt man in vielen Lag zu bedauern und also zu weinen, wo man vom (oft unbilliger Weise) verlangt, er solle der spotten, des Mißgeschicks lachen.

Man weint nur, wo man sich selbst bed und wehrlos sieht. Und hierin liegt nun a eigentliche Erklärung der Thatsache, daß Thrän so Viele — namentlich über Männer und zwar u die selbst selten oder nie weinen — eine so gro walt haben. Es ist ein Irrthum, welchen di nenden sehr oft hegen, als bewiesen ihre Thrän sie Recht und, der die Thränen erpreßte, Unrech Dies also ist allerdings ein Irrthum. Woll aber deshalb sagen: Nun, wenn Thränen die beweisen, so bedeuten sie gar Nichts und müß den vernünftigen Mann ganz gleichgültig las wäre dies eben so ein Irrthum. Thränen b allerdings Etwas: nämlich, daß die Weiner maltraitirtes Opferlamm, wenn auch nicht doch sich dafür hält, und dies kann unter Um viel mehr Eindruck machen, als daß sie Rec Man denke einen bestimmten Fall: Es habe ein sey es nun seiner Schwester, sey es seiner Brar stellungen zu machen über irgend ein Versehn begangen hat, über irgend eine Unvorsichtig sie sich zu Schulden kommen ließ. Die Da

Unrecht haben — eine Voraussetzung von der ich sehr gut weiß, daß sie im höchsten Grade unwahrscheinlich ist, die mir aber so erlaubt seyn möge wie den Mathematikern ihre unmöglichen Größen, welche sie ja auch manchmal in Rechnungen bringen, wo sie dieselben entbehren könnten, nur um schneller zum Ziel zu kommen. Der Mann findet die schöne Schuldige bei irgend einer gleichgültigen Beschäftigung: sie bereitet sich zu einem Morgenspaziergange vor. Er fängt seinen Sermon an. Sie, zunächst um Zeit zu gewinnen, antwortet irgend etwas ganz Gleichgültiges: „Laß mich nur erst meine Handschuhe ruhig anziehen!“ Was hat sie nicht mit dieser kurzen Antwort außer der Zeit Alles gewonnen! Erstlich hat sie gesprochen, die Maschine, wie wir sie oben genannt haben, ist also in Gang. Zweitens hat sie ihre eigne klagend-bittende Stimme gehört, die auf sie mindestens den Eindruck machen muß, wie Garrig mit seinem Abc auf sein Publikum. Drittens hat sich durchs Sprechen ihr Geist auf ganz bestimmte Vorstellungen concentrirt, auf Handschuhe und in Ruhe lassen. Führt nun, wie es wahrscheinlich ist, weil die Handschuhe Nichts mit der Sache zu thun haben, der Mann in seiner Mercuriale fort, so wird die Phrase geändert, sie wird generalisirt. „Nicht einmal die Handschuhe kann man ruhig anziehen“.

heißt es jetzt, und wenn sie dabei nicht weint, so würde ich selbst es ihr verdenken. Grund genug hat sie, denn ich nehme die ganze Hohe Versammlung zu Zeugen, daß es in der That keinen ärgeren Druck und keine entsetzlichere Sklaverei geben kann, als wenn uns etwas so Unschuldiges, wie das Anziehen von Handschuhen, gewehrt wird. Ich hoffe daher auch zur Ehre des Mannes — der mir übrigens ganz unbekannt ist — daß er um nicht für einen so entsetzlichen Tyrannen gehalten zu werden, die ganze Sache fallen läßt, kann mich aber freilich auch des Argwohns nicht erwehren, daß sehr bald die schöne Weinende überzeugt seyn wird, sie habe hinsichtlich jenes Versehens sich vollständig gerechtfertigt.

Und so scheint es denn, als habe sich unser Urtheil hinsichtlich der beiden Begleiter des Menschen seltsam umgestaltet. Der eine, sein lustiger Rath, zeigte bei näherer Betrachtung unheimliche, böshafte Züge. Der andere, der anfänglich so moros erschienen, bot zuletzt sogar einen ergößlichen Anblick. Und man sage auch hier nur nicht, daß nur sein Anblick ergöße, und daß er nur ergöße, wenn man ihn mit den Augen seines böshaften Bruders betrachtet. Nein! dem Weinen kommt an sich, für den Weinenden selbst, eine freundliche und genußreiche Seite zu. Zwar *dies* allein will ich nicht so nennen, daß Thränen

den Schmerz lindern, und daß Mancher mit Recht wünscht: o könnte ich doch weinen!; hierin wären die Thränen doch nur wie eine Arznei, die auch, wo sie hilft, nichts destoweniger bitter seyn kann. Aber es gibt Thränen die an und für sich, nicht nur in ihren Folgen, erquickend und Genuß gewähren, und sie treten bei Gelegenheiten hervor, die abermals den diametralen Gegensatz zeigen der zwischen dem Weinen und dem Lachen Statt findet. Dort hatten wir ein Lachen, wo ein tiefer Schmerz den Menschen so in seinen Augen erhebt, daß ihm Alles klein und verächtlich erschien, und er schmerzlich, bitter, lachte. Hier gibt es dagegen süße Thränen. Sie fließen dort wo ein Übermaaß von Freude uns fast erdrückt, wo ein kaum gefaßtes Glück uns überrascht und übermannt; wo Lust uns überwältigt und wir vor Seligkeit vergehn, das heißt vor lauter Leben — sterben. Dort sahen wir weiter, wie eine monströse Verbindung von Liebe und Haß sich Lust machte in dem furchtbaren Gelächter des Mörders. Es gibt eine andere Verbindung von jenen beiden, dauernd wie jene, aber nicht monströs: In der Großmuth, in der Feindesliebe gebiert der Haß die Liebe, wie in der Eifersucht Liebe den Haß erzeugte, und wo im gegenseitigen Vergeben Feinde sich ans Herz fallen, da weinen sie, denn Jeder fühlt sich überwältigt.

niedergeschmettert durch die Großmuth des Andern, und diese Thränen der Versöhnung sie sind nicht nur süß, sie sind entzückend, wie jenes Lachen nicht nur bitter war, sondern entseßlich. Und wer wollte sich am Ende wundern, daß so die Verbindung ganz Gleicher so Ungleiches geben soll, da ja Kunst und Natur uns täglich dasselbe zeigen. Die Kunst, wenn aus Jungfrauenantlitz und Adlerfittigen die Alten ihre Harpyen bilden und die Neuern ihre Engel, die Natur, wenn dieselben einfachen Stoffe in einer Verbindung ein Gift geben, in einer andern etwas Unschädliches, ja das Segensreichste und Belebendste. Jenem Gift entspricht das bittere und entseßliche Lachen, dieser andern Verbindung die süße und entzückende Thräne. Ich sage entspricht, weil ich kein exacter Forscher bin, wäre ich dies ich müßte mich anders ausdrücken, denn vom Standpunkt exacter Wissenschaft betrachtet ist die Thräne, selbst die • Thräne der Freude und des Entzückens, sie ist wirklich nichts Andres als jene unschädliche Verbindung von Sauerstoff und Wasserstoff — Wasser.

Es bliebe nun noch übrig Einiges über die kosmetische Bedeutung jener beiden Erscheinungen zu sagen, und es wäre vielleicht am Platz, warnend dem weit verbreiteten Aberglauben entgegenzutreten, als wenn Thränen ein schönes Antlitz noch verschönerten,

— indeß, dieses Gebiet zu betreten, daran hindern mich manche Bedenklichkeiten. Wollte ich Schönheitsmittel angeben, und wollte ich das hier thun, ich fürchte dies müßte Eachen erregen. Wollte ich einen, ohnedies langen, Vortrag noch verlängern, Mancher könnte dies zum Weinen finden. Zu einer Betrachtung beider Erscheinungen einzuladen, war allein meine Absicht. Es kann unmöglich in meinem Interesse liegen, sie praktisch, und noch dazu so, hervorzurufen.



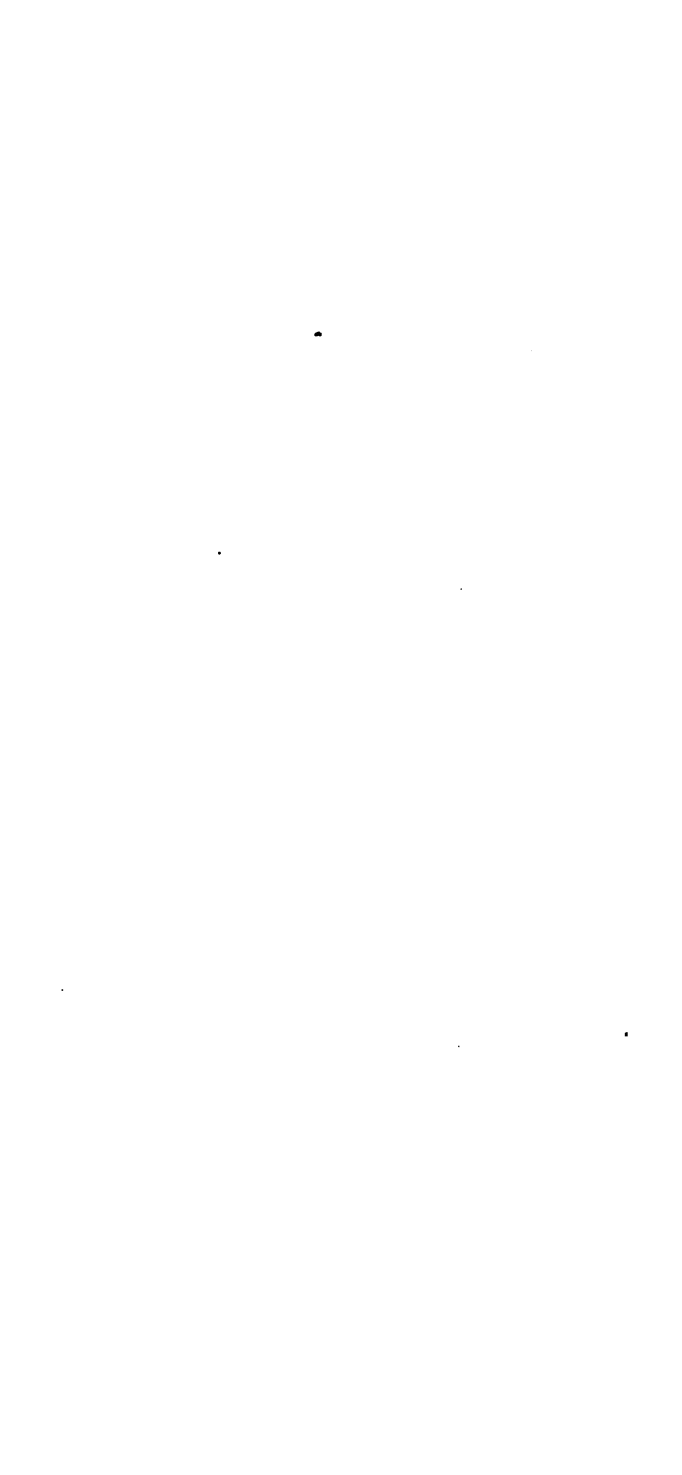


V.

Über den

poetischen Reiz des Aberglaubens.

1850.



Wer jemals Kinder beobachtet hat, wo ihnen Geschichten erzählt werden, oder wer sich selbst das Vergnügen gemacht hat, ihnen dergleichen zu erzählen, der wird bemerkt haben, daß sie sich gern gleich am Anfange dessen versichern, daß die Geschichte auch wahr sey. Ist ihnen diese Frage bejaht, so setzen sie sich erst recht in Positur mit ihrer Theilnahme, denn jetzt wissen sie, daß dieselbe nicht weg-
geworfen ist. Ja sogar, wenn ihnen gesagt ist, die Erzählung werde wohl erfunden seyn, selbst dann scheinen sie, je mehr sie sich interessiren, um so mehr die Hoffnung zu fassen, das Erzählte sey doch wohl wahr; — denn nur so kann ich mir den äußerst komischen Ärger erklären, welchen manche Kinder zeigen, wenn am Ende einer sehr interessanten Geschichte der Erzähler ihnen sagt, er selber habe sie erdacht. — Sey es, daß sie vergessen hatten, was am Anfange gesagt war, daß die Geschichte erfunden sey und nun daran erinnert werden — sey es, daß sie allmählig sich überredeten, im Grunde könne

doch der Erzähler nicht wissen, ob der Autor erfand oder bloß einem wirklichen Factum nacherzählte, jezt aber diese Hoffnung aufgeben müssen, — genug sie kommen sich wie geneckt vor, daß man sie so gespannt auf einen Ausgang achten ließ, den der Erzähler ganz nach seinem Belieben umändern konnte. — Wie in dem Vergnügen der Kinder am Geschichten-Erzählen sich der erste Keim des Genußes zeigt, den uns ein Dichterwerk gewährt, eben so ist jenes Verlangen der Kinder, die Geschichte solle wahr seyn, die erste Spur einer Forderung, welche der erwachsene und gebildete Mensch an die Spiele der dichtenden Phantasie stellt, und stellen muß. Weil ihm Vernunft und Wahrheitstrieb angeboren ist, deswegen verlangt er auch von dem Gedicht, daß es Wahrheit enthalte. Freilich darin unterscheidet er sich vom Kinde, daß ihm Wahrheit und wirkliches Geschehenseyn nicht einerlei ist, denn er hat erfahren, daß manches wirklich geführte Leben, mancher wirklich existirende Zustand, eine große Lüge war, dagegen aber auch, daß mancher Roman eine tiefe Wahrheit lehrt. Wenn wir aber von diesem Unterschiede absehen, so verlangen wir (nicht minder als die Kinder) von jedem poetischen Werk, und wäre es auch das phantastischste Märchen, daß der Erzähler nicht bloß seinem Belieben folge, sondern sich

einer höhern Nothwendigkeit, der Wahrheit, unterwerfe, daß sein Märchen einen vernünftigen Sinn enthalte; wo wir diesen vermiffen, wo wir ihn nicht einmal als allegorisch angedeutet ahnden, da befriedigt uns das Gedicht nicht, denn der Unfinn ist nie poetisch. — Dieser Behauptung scheint nun die Erfahrung zu widersprechen, welche lehrt, daß Vieles, was wir als Aberglauben bezeichnen, dennoch mit einem poetischen Reiz begleitet ist. Vielleicht war es diese Erfahrung, welche den poetischen, dabei aber für klare Verständigkeit sehr eingenommenen, Jean Paul sagen ließ, aller Aberglaube sei „ein Glaube mit einem Aber“, ein Ausspruch, der in seiner Allgemeinheit gewiß unrichtig ist, von dem aber zu hoffen steht, daß er gültig sey hinsichtlich solcher abergläubischen Vorstellungen, die etwas Poetisches haben. Ich sage, zu hoffen, denn es wäre doch traurig, wenn wir beim Eintreten in die Welt der Poesie, was den Menschen zum Menschen macht, die Vernunft, draußen lassen müßten, und auf der andern Seite eben so traurig, wenn die poetische Befriedigung dadurch verbittert würde, daß wir uns eigentlich ihrer schämen müßten. Es sei mir erlaubt, die Aufmerksamkeit auf einen solchen Aberglauben zu lenken, um zu sehen, ob vielleicht in ihm der Glaube von dem Aber zu trennen, d. h. ein Fik-

chen Wahrheit zu finden ist, oder ob er ein bloßer Wahn ist, dessen sich der vernünftige Mensch nie, also auch nicht im Gedicht, freuen soll: — Die Vorstellung, daß der Mensch von Natur in einem gewissen Rapport zu den Planeten stehe, so daß ihre Zustände, ihre Bewegung und Stellung sein Schicksal bestimmen, eine Vorstellung, die bei manchen Völkern des Alterthums die Stelle der Religion vertrat, im Mittelalter wenigstens vereinbar mit der Religion erschien, diese hat noch jetzt für viele Menschen etwas Poetisches, ja für unsern größten Dichter hat sie etwas so Verführerisches gehabt, daß er in Wilhelm Meisters Wanderjahren, um uns ein weibliches Wesen als besonders hochbegabt zu schildern, von ihr erzählt, daß die Schicksale des Planeten Merkur von ihr empfunden und mit erlebt würden. Da nun auf der andern Seite der gesunde Menschenverstand sich gegen dergleichen Zusammenhänge sträubt, weil der Planet Merkur etwas für sich ist, und der Mensch wieder etwas für sich, so werden wir am Ende Denen beistimmen müssen, welche sagen, daß der altersschwache Göthe hier der Romantik des Mittelalters mit seinen Wünschelruthen und seinen Horoskopen verfallen sey, und die es eine romantische Schwäche nennen, wenn man auch in *diesem Werke* den großen Dichter wiedererkennen will.

Schon die Gerechtigkeit, wie viel mehr die dankbare Verehrung, fordert, daß man zusehe, ob nicht jener phantastischen Erzählung etwas Wahres und Vernünftiges zu Grunde liegt.

Wir prüfen zu diesem Ende das, worauf jenes Verdammungsurtheil fußt, die Behauptung, daß der Mensch etwas für sich ist, und indem wir dabei zunächst von den Sternen ganz absehen und anstatt der übrigen nur unseren Planeten berücksichtigen, untersuchen wir, ob man dem Menschen wirklich ein ganz selbstständiges, isolirtes Leben zuschreiben müsse, oder auch nur dürfe. Der gewöhnliche Ausdruck: der Mensch sey ein Bewohner der Erde, das schöne Wort unseres großen Geographen: die Erde sey das Erziehungshaus des Menschen, faßt das Verhältniß zwischen Menschen und Erde so, wie das zwischen uns und den schützenden Wänden, zu welchen wir, auch wenn wir sie so lieb haben wie die, innerhalb der wir erzogen wurden, doch nur in einem äußerlichen Verhältniß stehn, weil wir umziehen und ohne daß wir dadurch anders würden, sie mit andern vertauschen können. Versucht man aber in Gedanken hinsichtlich der Erde einen solchen Umzug, wie diejenigen z. B. thun, welche sich das Leben nach dem Tode als eines auf andern Planeten denken, so macht man die Erfahrung, daß unser Verhältniß zu

Erde viel inniger ist; es findet sich nämlich, daß wir in Gedanken immer die Erde (d. h. alle irdischen Verhältnisse) mitnehmen, d. h. bei jenem Fluge unserer Gedanken die Erde wirklich nicht verlassen. Man denkt sich schön, einmal auf dem äußersten Planeten zu leben, so lange man davon abstrahirt, daß dort die Sonne nur so groß erscheint wie uns der Planet Venus, daß dort der Unterschied von Tag und Nacht nur so groß ist wie bei uns zwischen einer sternhellen Nacht mit oder ohne jenen Planeten, daß in gleicher Proportion die Sommerhize und Winterkälte dort sich nahe stehen, daß demgemäß alle Bedingungen menschlichen Daseyns fehlen. Bedächte man dies, so würde man jenen Gedanken aufgeben, weil er eigentlich enthält, was dem menschlichen Denken unmöglich ist: daß man sich nicht mehr als Menschen denke. Da ist die Bibel viel menschlicher und wahrer, wenn sie in den wenigen Stellen wo das Wie des Lebens nach dem Tode zur Sprache kommt, von einem solchen Fluge durch die Planeten Nichts sagt, dagegen dem erneuten Menschen eine erneute Erde verheißt. Sie bestätigt damit, was wir in uns selbst erfahren, daß der Menscheng Geist nicht loskommen kann von der Erde, daß er der wahre Erdgeist ist, weil er irdisch lebt, irdisch fühlt, *irdisch denkt*. Dieses Verschmolzensein mit der Erde

hat seinen Grund darin, daß er nicht nur auf der Erde, sondern von ihr lebt, ja wenn man will von ihr gelebt wird, indem ihr Leben auch ihn durchdringt. Ich sage mit Absicht ihr Leben, denn wenn auch die Erde seit sie den Menschen geboren, erschöpft, nicht neue Geschlechter hervorbringt, sondern dies ihnen selber überläßt, so hat doch die Geburt ihres Benjamin ihr nicht, wie jener Rahel, den völligen Tod gebracht. Dazu, ihre Kinder, namentlich ihren Jüngstgeborenen zu nähren, hat sie noch Leben genug, und wie das Kind an der Mutter Brust den flüssigen Leib der Mutter trinkt, so ist auch die Erde für den Menschen nicht nur der Tisch, auf dem ihm die Speise dargebracht wird, sondern die Speise selbst; was ihn ernährt, was er athmet, was ihn erhält, alles dies ist Bestandtheil der Erde. Ja das Verhältniß ist noch inniger als zwischen einer menschlichen Mutter und ihrem Säugling: nur mittelbar und langsam überträgt sich die fieberhafte Erregung derselben auf das Kind, anders dagegen hier, wo dem Kinde bei anbrechender Nacht die Augen zufallen, weil der Schlummer der großen Mutter zugleich sein erquickender Schlaf ist, wo der Mensch das Frühjahrspulsiren der Erde als seine Reizegefühle oder Todesgedanken empfindet, oder das Wehen des Sirocco als seine Melancholie fühlt, weil

er der Erde verbunden ist wie die Blüthe, die mit dem Baume krankt und gedeiht. Wozu aber hier bloße Bilder und Gleichnisse, wo die entschiedenste Analogie zu uns spricht? Wenn man es ganz natürlich findet, daß Pflanzen und Bäume, daß, wenn gleich in geringerer Ausdehnung, auch die Thierwelt ihren Winterschlaf hält, worin liegt denn das Befremdende, wenn der Mensch gleich den übrigen Kindern der Erde im Winter nicht nur mehr Schlaf verlangt, sondern — man braucht um dies zu bemerken nicht die Naturvölker zu besuchen, man braucht bloß mit ungebildeten Landleuten verkehrt zu haben — innerlich minder aufgeweckt ist? Es ist der letzte Rest vom Winterschlaf der sich bis in das Menschenleben hineinzieht.

Benigstens hinsichtlich seines Verhältnisses zur Erde werden wir es also aufgeben müssen dem Menschen ein völlig isolirtes Leben für sich zuzuschreiben; allein wir dürfen doch andrerseits, indem wir solches Zusammenleben mit der Erde behaupten, nicht den großen Unterschied übersehen, der auch hierin zwischen dem Menschen und den übrigen Bewohnern der Erde Statt findet, die nur Parasiten und Mitleber an derselben sind. Was manche Mutter sich träumt während sie ihren Erstgeborenen mit *ihrem eignen* Leben nährt, was die Glücklichen unter

den Müttern wirklich erleben, daß der Sohn sich über die Mutter erhebt, daß sie hinauf zu sehen hat zu ihm als zu einem großen Herrn, der sie verherrlicht, — die Gebenedeite unter den Müttern sah zu ihm hinauf als zu ihrem Herrn — dies ist die Bestimmung des Menschen der großen Mutter gegenüber. Er soll die Erde verherrlichen, indem er sich über sie erhebt und sie durch seinen Geist, d. h. künstlich, verschönt, d. h. cultivirt und verändert. Indem aber darin die Erde sich nach dem Willen des Menschen richtet, kehrt sich offenbar das ursprüngliche Verhältniß um: von Natur folgte der Mensch der Erde, durch seine Kunst bringt er es dahin, daß sie ihm gehorcht; von Natur aß er die Früchte des Waldes, durch seine Kunst verwandelt er den Wald in Feld und zwingt diesem nicht natürliche sondern Culturpflanzen ab. Je mehr der Mensch seine Bestimmung erfüllt, als mächtiger Herr der Erde gegenüber steht, um so mehr lockern sich also die Bande, welche unüberwindlich waren, so lange er noch als unmündiges Kind am Herzen der Mutter lag. — Für die Erfüllung seiner Bestimmung brauchen wir in den allerverschiedensten Verhältnissen ein und dasselbe Wort, indem wir sowohl von dem Eiweiß, das zum Huhn, als von dem Talent, das zum Virtuosen wird, sagen, sie hätten

sich (jenes zum Huhn, dieses zum Tonkünstler) gebildet. Wir setzen darum auch immer das Gebildete dem Rothen oder Unreifen entgegen als demjenigen, welches seinen Bildungsprozeß noch vor sich hat. Bleiben wir bei diesem Wort, so werden wir sagen müssen, der Mensch bildet sich um so mehr, geht um so mehr aus dem Zustande der Rohheit heraus, als er sich zum Herrn der Natur macht, oder, da dies nur durch Kunst geschieht, je mehr er künstliche Verhältnisse an die Stelle der natürlichen setzt. Darum ist es ganz nothwendig, daß durch die künstliche Agricultur die Menschheit nicht nur den Acker sondern sich cultivirt, d. h. gebildet hat, darum ist es umgekehrt begreiflich, daß uns die Worte rohe Völker und Naturvölker Gleiches bedeuten, und daß wir unter dem rohen Zustande des Menschen den Naturzustand verstehen. Ist aber dies richtig, so folgt auch ganz von selbst, daß bei wachsender Bildung Alles seltener werden müsse, was den Menschen als den von der Natur beherrschten erscheinen läßt. Da nun alle die Erscheinungen, in welchen der Mensch (wie die bloßen Naturwesen) als Mittheiler der Erde erscheint, dazu gehören, so ist es ganz nothwendig, daß sie mit zunehmender künstlicher Cultur seltener werden müssen, während sie im Zustande der Rohheit, d. h. Uncultur, viel

häufiger sind. Nekt denke man sich einen Zustand, wie den unsrigen, wo fast alle natürlichen Verhältnisse durch künstliche verdrängt sind, wo die von uns selbst geschaffenen Gewalten, Gewohnheit und Mode, so die erste Natur verdrängt haben und zur zweiten Natur geworden sind, daß was jene gebietet unnatürlich heißt; wo man es z. B. natürlich findet, daß die Schlafenszeit zum Tanz angewendet wird, ja wenn einmal soll am Tage getanzet werden, gewiß künstlich Nacht machen und dann abermals künstlich sie in Tag verwandeln wird, man denke sich dies und man wird sich nicht wundern dürfen, wenn in so künstlichen, ja doppelt künstlichen Zuständen die Zusammenhänge, von denen wir sprechen, schwer aufzufinden sind: sie sind eben etwas zu Natürliches, und wir leben nicht mehr im natürlichen Zustande. — Dieses nun, daß dies Natürliche von der Cultur verdrängt ist, dieses vergessen Alle, welche das, was uns von rohen Naturvölkern erzählt wird, sogleich deshalb als Fabel verwerfen, weil es bei uns nicht vorkommt. Daß die Wilden ein bestimmtes Vorgefühl von ihrem Tode haben, daß bei ihnen Viele beim Eintreten in eine Hütte empfinden sollen, ob ein dem Tode Naher sich darin findet, ist vielleicht nicht wahr; der Grund aber, den Einige anführen, man dürfe ihnen dergleichen übernatürlichen Schwär-

blick nicht zutrauen, der ja selbst unsern geschicktesten Ärzten abgehe, dieser ist unhaltbar; hier ist von etwas Übernatürlichem gar nicht die Rede. Da die Katzen sich verstecken um zu sterben, da der treue Hund den tödtlich erkrankten Herrn flieht, zudringliche Fliegen sich an den Sterbenden drängen, weil sie die beginnende Verwesung ahnden, so scheint das vielmehr das Natürliche zu sein, und nur unser übernatürlicher, d. h. künstlicher Zustand, in dem wir sogar gescheute Ärzte haben, es verscheuht zu haben. Daß sich Nichts der Art bei uns findet, beweist nicht daß dergleichen nicht möglich seyn sollte bei Naturvölkern, die wir freilich nicht darum beneiden werden, sondern eher beklagen, daß sie den Katzen, Hunden und Fliegen so ähnlich blieben. Wollen wir daher Erfahrungen sammeln hinsichtlich des natürlichen Zusammenhanges zwischen dem Leben der Erde und des Menschen, der auch bei uns sich noch findet, so werden wir dahin blicken müssen, wo die künstliche Entwicklung, d. h. die Bildung noch nicht begonnen hat oder wenigstens nicht tief durchdrang. Also auf die Kinder und die ungebildeten Landleute. Darum ward nur bei den Kindern auf das Schläfrigwerden mit anbrechender Nacht hingewiesen, weil das bei uns als Mangel an gesellschaftlicher Bildung erscheinen würde; allein auch hier



wird die Ausbeute gering seyn, denn wo man es natürlich findet, daß das neugeborne Kind im verdunkelsten Zimmer liege (als wenn dann die Menschen nicht von Natur würden blind geboren werden), da fängt die Cultur mit dem ersten Athemzuge der Kinder an. Ähnlich ist es hinsichtlich des Landmanns: wo es natürlich erscheint, daß der Bauer in Dörfern wohnt, Caffee trinkt, unter Federbetten schläft, Zeitungen liest und Politik treibt, da kann von einem Naturmenschen kaum mehr die Rede seyn, und darum will ich gern zugeben, daß hier zu Lande von jenem Stumpferwerden im Winter, von jenem Rast des Winterschlafes, von dem ich oben sprach, keine Spur sich finde, den ich bei Bauern, die unter ganz andern, einfacheren, Umständen leben, sehr deutlich bemerkt habe. —

Daraus aber, daß es die Bildung ist, welche alle die Erscheinungen verschwinden läßt, in denen sich der Mensch als Anhängsel der Erde und als ihr Leben theilend erweist, daraus folgt, daß dieselben wieder hervortreten müssen oder wenigstens können, wo ihre Wirksamkeit aufhört. Halten wir dies fest, daß unter Bildung nicht etwa nur die Fähigkeit zu lesen oder zu schreiben, sondern die erfüllte Bestimmung zu verstehen ist, die darin besteht, daß der Mensch die Natur bezwang und von ihr frei wurde,

so kann es nicht auffallen, wenn die Krankheit als eine Negation der Bildung bezeichnet wird, wie ja denn auch der gewöhnliche Sprachgebrauch hier Mißbildung, Verbildung, d. h. mißrathene Bildung sagt. In der That ist jede Krankheit entweder gehemmte Bildung (wie die Blausucht der Kinder) oder mißgeleitete hinsichtlich ihrer Richtung. Gegen den übermüthigen, jetzt bitter gestraften, Einfall Heine's, daß die Gesundheit ungebildet, pöbelhaft, sey, werden wir gerade in den Krankheitsercheinungen Mißbildungen erkennen, darum aber auch uns nicht wundern, wenn in Krankheiten der Mensch der Naturgewalt wieder verfällt, und alle die Zusammenhänge wieder hervortreten, von welchen er sich (über die Natur siegend) befreit hatte. Der Gesunde hat Recht, wenn er sagt: was sicht mich's an, ob die Bäume Blätter treiben, er wird krank und der auch in ihm sich mächtig regende Lebenssaft sprengt die todeswunde Brust; der Gesunde geht ungestraft nach Mitternacht zu Bette, weil es seine Schlafenszeit ist, und spottet des Arztes, der ihm die Kinder als Muster vorhält, er wird krank und der gesteigerte Paroxysmus des Fiebers zeigt, daß nicht alle Stunden des Tages gleich sind. Der Gesunde hat Recht wenn er sagt, daß der Mond wohl über das Meer und über dessen Ebbe und Fluth Gewalt haben möge

(selbst wenn er nicht sogleich begreift warum dieselben zwei Mal Statt finden), dabei aber leugnet, daß er über ihn Macht habe, allein er wird mondsüchtig und unterliegt der Gewalt, die er bis dahin verhöhnnte; was der Gesunde den Laubfröschen und Spinnen überläßt, Witterungswechsel zu empfinden, darin wird er ihnen ähnlich, wenn Rheumatismen, ja wenn Hühneraugen ihn plagen. — Wie wir es tadeln mußten, wenn verkannt wird, daß Manches im Naturzustand möglich ja nothwendig ist, was bei wachsender Cultur eben so nothwendig verschwinden muß, so sind wir hier zu gleichem Tadel berechtigt: In der abergläubischen Furcht vor Aberglauben, die unsere Zeit characterisirt, in der wir ganz vergessen, daß nicht das Ungläubigseyn den aufgeklärten Mann verräth, sondern das eingehende Untersuchen — (der dumme Bauer ist der ungläubigste, er versucht nichts Neues weil er es nicht glaubt) — in dieser Furcht also verwerfen wir ohne Weiteres als unmöglich, als undenkbar, was nur krankhaft zu seyn braucht. Es gibt noch heut zu Tage nervös reizbare Menschen, welche, wenn sich im Zimmer eine Kaze befindet, Zittern, Ohnmachtsanwandlungen, bekommen. Es wäre nicht undenkbar, daß bei krankhaft reizbarem Wesen ähnliche Symptome sich zeigten, wo Jemand auf quellen- oder metallreichen Boden tritt.

Setzt denke man sich in der Hand eines solchen erzitternden oder von momentaner Schwäche befallenen Individuums eine schwankende Ruthe: daß diese erzittert oder in der schwachwerdenden Hand sich senkt, enthält durchaus keine Undenkbarkeit — und von der allein ist hier die Rede. Daß endlich, wenn dergleichen krankhafte Nervosität vorkommen sollte, sie mehr in dem nervös reizbaren Mittelalter, als in unserer abgestumpften blasirten Zeit vorkommen wird, liegt in der Natur der Sache. Die Undenkbarkeit und der Unsinn in diesen Erzählungen beginnt erst dort, wo man das Factum anfängt zu erklären, wo man es auf die Haselruthe oder darauf schiebt, daß dieselbe in der Johannisnacht geschnitten ward u. s. w. Wenn wir aber daraus, daß dies alles Abergwitz ist, sogleich schließen wollten, also habe nie eine Wünschelruthe in der Hand eines Kranken gezittert, und die es behaupten, seyen Betrogene oder Lügner, — so sind wir dabei vielleicht eben so gerecht wie im Mittelalter der Richter, welcher, wenn eine Frau aus eignem Antriebe sich angab als eine, die auf einem Besenstiel auf den Bloßsberg geritten sey, nun sie bona fide zum Tode verurtheilte, anstatt zu untersuchen, ob ihr dies nicht wirklich passirt sey: im Traum nemlich, in welchem Fall sie, wenn dergleichen Träume Werk verdorbener Phantasie waren,

eine ernste Ermahnung, wenn Folge von Krankheit, ärztliche Behandlung, gewiß aber nicht den Feuertod verdient hätte.

Nach einer solchen Apologie, sogar der Wünschelruthen, wird, wenn ich nun zu den Sternen zurückkehre und zu der Frage: ob ihre Bewegung den Menschen Etwas angehe, Mancher meinen, ich müsse, wolle ich consequent sein, auch die Sterndeuterei in Schutz nehmen. Vielleicht doch nicht. Selbst wenn das Verhältniß des Menschen zum Planetensystem ganz so wäre wie das zu seiner Mutter, der Erde, so würde er doch nur so lange als ein Mit-Leber an demselben erscheinen, als er sich von der Natur nicht frei gemacht hat, und die Macht der Constellationen würden wir auf die Zeit beschränken müssen, wo der Mensch noch so wenig die von seiner Vernunft dictirten oder wenigstens begriffenen Gesetze für das Höchste hielt, daß ihm vielmehr das Naturgesetz als sein Gott, der Planetentanz, worin sich dies Gesetz am großartigsten zeigt, als die alleinige Offenbarung Gottes erschien. Aber selbst dann wäre die Wirksamkeit der Sterne auf den Menschen nur als eine äußerst geringe zu statuiren und die gar nicht in Vergleich kommt mit der Stärke der Bande, mit welchen die Erde den Menschen an sich kettet. Wie auch in einem allgemeinen Mißjahr eines ganzen

Landes die Bäume eines Gartens, die Ähren eines Feldes ergiebig seyn können, wenn Umstände Statt fanden oder Maaßregeln ergriffen wurden, die diesen Garten oder dieses Feld, an dessen Leben Bäume und Ähren speciellern Antheil haben als an dem des ganzen Landes, isoliren und vor den Einflüssen unter denen das ganze Land leidet sicher stellen, so ist unsere Erde ein solcher isolirter Garten im Planetensystem, und weil der Mensch mit ihr so innig verbunden ist, deswegen kann ihn das, was in dem größern Ganzen geschieht, sogar wo er noch der Natur angehört, nur wenig berühren. Endlich aber müssen wir sogar dieses Wenige noch leugnen, denn die Möglichkeit, daß der Mensch sich in, wenn auch schwächer, doch ähnlichem Verhältniß zum Planetensystem befinden könne wie zur Erde, beruht auf der Voraussetzung daß es ein Leben des Planetensystems gebe. Dazu aber, dies anzunehmen, nöthigt uns nichts. Da wir von Leben nur da sprechen, wo sich so complicirte Bewegungen zeigen, daß wir genöthigt sind entweder andere Kräfte anzunehmen, als welche die todte Natur beherrschen, oder wenigstens ganz eigenthümliche Combinationen der sonst wirkenden, die Bewegung der Himmelskörper aber sehr einfach aus Stoß und Zug erklärt und auf's Haar berechnet werden kann, — so haben gewiß die

mehr Recht, welche das Planetensystem mit einer Uhr vergleichen, als die es zu einem lebendigen Wesen machen. Wo aber das Ganze nicht lebt, kann von einem Participiren des Theils an seinem Leben nicht die Rede seyn, und da auf diejer Annahme alle astrologischen Vorstellungen beruhen, so müssen wir sagen dergleichen Zusammenhänge finden nicht und fanden nie Statt.

Setzt aber scheint, wenn irgend Einer am Anfange unserer Untersuchung noch zweifelhaft gewesen seyn sollte, gar kein Zweifel mehr möglich. Wenn feststehen sollte, daß der Unsinn keinen (auch keinen poetischen) Reiz für den vernünftigen Menschen haben soll, setzt eben aber die Ansicht von einem Zusammenleben mit den Sternen als Irrthum bezeichnet wurde, so kann auch Göthe nur in einem Moment romantischer Schwäche seine Makarie erfunden haben, und wir müssen uns für ihn, sollte es uns aber gefallen haben, für uns selbst, schämen. Dies ist doch noch nicht ganz sicher, denn ein Irrthum braucht noch kein Unsinn zu seyn. Wenn ein Kind sich in den Spiegel sieht, und nachdem es vergeblich versucht hat jenes andere Kind zu berühren, nun hinter den Spiegel greift, so ist seine Vorstellung irrig, und dennoch freuen wir uns, daß dies Kind so viel Sinn und Verstand zeigt, denn wenn nicht der dem Kinde

unbekannte Umstand Statt fände, daß diese Glas-
scheibe mit Amalgam bedeckt ist, so hätte es ganz
recht, da hinten ein Kind zu vermuthen. In der
Lage dieses Kindes aber befanden sich die frühern
Geschlechter, welchen es verbergen war, daß der Lauf
der Gestirne so einfach ist, die vielmehr, weil sie die
Erde für den Mittelpunkt des Systems hielten, den
Planeten so complicirte, vor- und rücklaufende Be-
wegungen und darum bewegende Lebenskräfte zuschrei-
ben mußten. Sie irrten, aber mit Sinn und Ver-
stand. Wie uns aber jenes hinter dem Spiegel
suchende Kind nicht nur durch die ersten Spuren von
Verstand ergötzt, sondern zugleich rührt, weil es
uns die glückliche Zeit zurückruft wo wir uns zwar
täuschten, aber auch so viele schmerzliche Enttäu-
schungen nicht erfahren hatten, eben so erfüllt uns
der Gedanke an einen Zustand der Menschheit, wo
noch kein Newton das Planetensystem entgeißelt hatte,
und wo man von den Planeten glaubte, sie führten
einen Reigen auf, mit den süßen Gefühlen, mit wel-
chen in allen Völkern und Jahrhunderten der Mensch
auf die paradiesische Kindheitszeit des Geschlechtes
zurückgeblickt hat. — Und nun denke man sich den
Dichter, der mehr als je Einer, dem geheimnißvollen
Wirken der Natur lauschte, der Natur- und Ossian-
trunken in seinem Werther gegen die bürgerlichen

Verhältnisse anstürmt, dessen Wahlverwandtschaften zeigen wollen, daß dasselbe Naturgesetz, welches von der Kalkerde die Säure, auch Eduard von Charlotten scheidet, und man wird sich nicht wundern, wenn er die unter seinen Heldinnen, welche ihm am Meisten gefällt, Ottilien, um sie mit allen Vorzügen zu schmücken, nicht, wie das ein heutiger Autor vielleicht thun würde, mit socialen Fragen sich beschäftigen, sondern — Steinkohlenlager fühlen läßt; denke man sich ihn mit seinem Haß gegen Newton, mit Ingrimms gegen Alle erfüllt die aus gewaltsamem Stoßen und Ziehen das Universum construiren, und man wird es begreifen wie er, um Makarien doppelt selig zu schildern, sie hingegeben seyn läßt dem Zuge allgemeinen Lebens, das er über die Erde ausdehnt bis auf die Wandelsterne. Nennt man dies romantisch, so sey es, nur verbanne man es darum nicht ins Mittelalter: die Freude an der Kinderwelt ist auch romantisch, sie aber war dem klassischen Alterthum eben so wenig fremd als das romantische Ausmalen eines goldnen Zeitalters; die Sehnsucht aus der Stadt aufs Gebirge mit seinen öden Gletschern, aus unsern Culturzuständen nach einem amerikanischen Urwald, alles dies ist eben so romantisch, und nimmt man uns dies Alles, so werden wir wohl wenig Poesie nachbehalten.

Wenn unsere Untersuchung uns berechtigt den Dichter gegen den Vorwurf ganz sinnloser Phantasterei in Schutz zu nehmen, so gibt sie uns zugleich noch einen andern Wink hinsichtlich seiner Beurtheilung. Wir haben gesehen, daß wenn sich Erscheinungen, die im paradiesisch-kindlichen Alter der Menschheit natürlich waren, ins Culturleben hineinziehen, daß sie dann Symptome von Krankheit sind. Obgleich bei seiner offenbaren Vorliebe für dergleichen, Göthe vielleicht verletzt seyn würde durch so eine Behauptung, so hat er doch bei der Behandlung dieser Erscheinungen praktisch sich auf unsere Seite gestellt, und auch hier wieder bewiesen, daß seine persönlichen Sympathien und Antipathien ihn nie gegen die Wahrheit verblenden. Wer wollte verkennen, daß er mit Werther sympathisirt im Anstürmen gegen die bürgerlichen Verhältnisse, und dennoch stellt er dies Anstürmen dar als nothwendig zum Untergange führend, was aber nothwendig dazu führt das nennt man ja eben Krankheit. Wer will es leugnen, daß Göthe persönlich Eduard und Ottilien doppelt liebt, weil sie unter dem natürlichen Gesetz der chemischen Wahlverwandtschaft stehn, aber er zeigt wie dieses Beherrschtseyn zum Tode führt, d. h. Krankheit ist. So auch in dem, was uns hier beschäftigt. Ihm erscheint Ottilie als besonders begabt, weil sie Stein-

Kohlenlager spürt, aber er schildert wahr und deswegen gesteht er, daß sie etwas langsamen Verstandes gewesen sey (was doch wohl bei einer jungen Dame nur ein Verläumder den gesunden Zustand nennen wird); eben so ist ihm Makarie doppelt verehrungswürdig wenn die Zeit ihres Rapports mit den Planeten beginnt, aber er gibt der Wahrheit die Ehre und bekennt, daß gerade dann sie aufhörte, Werke der Barmherzigkeit zu üben und der Engel der Umgegend zu seyn, so daß also jene Momente des siderischen Lebens von ihm selbst als solche geschildert werden, die wie ein sittlicher Schlaf oder eine ethische Ohnmacht, das wache und gesunde sittliche Leben unterbrechen. Und hier möchte man, trotz des romantischen Sternlebens der Makarie, dem jüngern anti-romantischen Geschlechte den klaren Verstand des alten Göthe wünschen. Es geht diesem Geschlechte seltsam; ganz dasselbe was auf der einen Seite bis auf den Tod verfolgt wird, genießt auf der andern um so mehr Verehrung, und da es dort noch eher geduldet werden möchte als hier, so möchte ich sagen, daß unsere Zeit Neigung zu moralischen Mißverständnissen habe, wenn ich nicht fürchtete bei allen, die medicinische Kenntnisse haben, in den Geruch zu kommen, daß ich längst veraltete Ansichten habe. Ein merkwürdiges Beispiel solcher Metastasen

die leider im ethischen Gebiete kein Wahn sind, jehn wir hinsichtlich des Interesses, das man an Räubern und Banditen, Verbrechern überhaupt, nahm und nimmt. Früher las man den Rinaldini, Pontolino, Abällino, und sah im Lesen die Großherzigkeit nur im Kerker. Das ist jetzt gegen den guten Geschmack. Ich habe nichts dagegen, daß diese Romane heut zu Tage nicht mehr gefallen, und wünsche durchaus nicht sie vom Küchentisch wieder zurück ins Zimmer der Dame, ob aber dies ein gesunderer Zustand ist, wo ganz dasselbe Raisonnement aus den Romanen in die j. g. Organe der öffentlichen Meinung übergegangen ist und Zeitungen sich nur darüber erweichen, daß die Zelle des Zuchthäuslers so traurig ist, als müsse ordentlicher Weise das Verbrechen nur zu Belustigungsorten führen, das ist die Frage. Ich fürchte so wird es auch mit der Romantik gehn. Es wäre nicht unmöglich, daß, wenn wir uns erst Alle werden überzeugt haben, daß Romeo und Julie nur gedichtet ward um zeigen, was dabei herauskommt, wenn ein Mann sich der Leidenschaft der Liebe hingibt und darüber sein Geschäft oder seine politische Carrière versäumt, daß dann andere Völker mit Recht jagen werden: seltsam sey es, daß die Deutschen, die durch ihre Leidenschaftlichkeit zu jedem Geschäft untauglich, daß diese die Liebe nur als Geschäft oder als Mittel

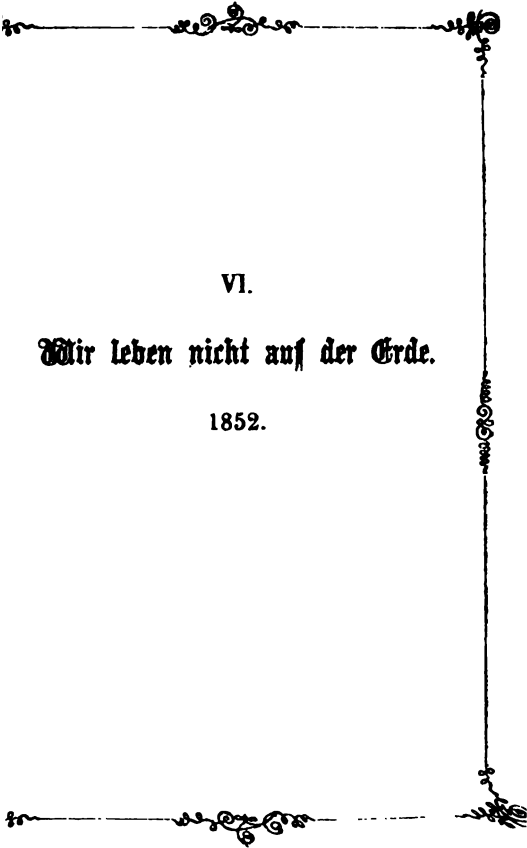
zur Carrière gebrauchten. Und wenn wir je dazu gelangen sollten, daß Göthe nicht mehr ein großer Dichter ist, sondern ein unklarer Kopf, der anstatt hübsch bei der Erde zu bleiben, seine Helden auf dem Mercur und der Venus ansiedelt, dann möchte auch die Zeit nicht mehr fern seyn, wo man uns nachsagen wird, wir seyen phantasie- und poesieloſer als die Amerikaner, nur hinsichtlich unserer bürgerlichen Einrichtungen seyen wir Phantasten und construirten Staaten, die vortreflich wären für den Mercur und die Venus. Die Gegenwart ist nicht sehr schön. Doch kenne ich Manchen, der sie einer solchen Zukunft weit vorzöge.



VI.

Wir leben nicht auf der Erde.

1852.



Dagegen, daß die Worte „Aufgeklärt“ und „Ohne Vorurtheile“ als gleichbedeutend gelten, und daß man als das Ziel aller Erziehung und alles Unterrichts, sowohl der Individuen als der Völker, die Befreiung von Vorurtheilen ansieht, dagegen ist, so lange dieser Ausdruck richtig verstanden wird, Nichts einzuwenden. Gewöhnlich aber meint man damit nur dies Eine, daß was bisher geglaubt wurde, widerlegt und als irrig nachgewiesen werde, und da ist der Ausdruck offenbar zu enge gefaßt. Viel enger nämlich als die Bildung des Wortes verlangt, denn da darin doch nur gesagt ist, daß vor reiflicher Überlegung geurtheilt wird, Etwas sey falsch oder richtig, gut oder schlecht, so ist offenbar „Vorurtheil“ ganz gleichbedeutend mit „vorgefaßter Meinung“, wobei es ganz unentschieden bleibt, ob diese richtig ist oder unrichtig. Daß die Erde sich um die Sonne dreht ist, so lange mir es nicht bewiesen oder durch mein eignes Nachdenken bestätigt ist, eben so ein Vorurtheil wie, daß ein über den Weg laufender Hase Unglück weissage.

Von beiden Vorurtheilen muß sich der Mensch befreien, um ein aufgeklärter Mann zu sein; es geschieht aber hinsichtlich beider auf verschiedene Weise. Hinsichtlich des ersten so, daß ihm die Bewegung der Erde bewiesen wird, so daß, wenn er nun später urtheilt, sie stehe nicht still, dies nicht mehr ein Vorurtheil ist, sondern vielmehr ein Nachurtheil genannt werden müßte; hinsichtlich des zweiten so, daß er dahin gebracht wird, gar nicht mehr so zu urtheilen, weder vorher noch nachher. Gäbe es nur das letztere Mittel, die Menschen aufzuklären, so hätten die Finsterlinge Recht, welche die Aufklärung für ein Unglück halten. Denn da Alles, was das Kind (und der ungebildete Mensch) glaubt und weiß, nicht als ein Bewiesenes, sondern als eine vorgefaßte Meinung oder ein Vorurtheil in ihm lebt, indem es keine Gründe weiß, warum es dem Vater gehorchen, die Mutter lieben soll, so würde die Aufklärung, indem sie ihm seine Vorurtheile widerlegte, die heiligsten Überzeugungen in ihm zerstören. So aber ist es nicht. Glücklicher Weise ist das Widerlegen der Vorurtheile nur ein Theil der Erziehung. Ein eben so wichtiger, wenn nicht größerer, Theil derselben besteht darin, daß bestätigt und bewiesen wird, was wahr war in den kindlichen Vorurtheilen, und auch dies befreit davon, weil es davor schützt, voreilig zu urtheilen.

Aber nicht nur in der Erziehung des Kindes ist es so. Alles Zusammenleben der Menschen hat doch zuletzt nur den einen Zweck, daß sie sich gegenseitig unterrichten, bilden, aufklären, und darum besteht es eigentlich nur in einem gegenseitigen Bestätigen dessen, was Wahres, und Widerlegen dessen, was Unrichtiges sich findet in unseren Vorurtheilen.

Da die Vorträge, welche hier gehalten werden, ein gegenseitiges Sich unterrichten und Sich aufklären zu ihrer Aufgabe haben, so kann auch ihre Lösung nur dieser zweifache Krieg gegen die Vorurtheile seyn. Ich habe einmal hier *) den Versuch gemacht zu zeigen, daß in einem Vorurtheil, das Viele für irrig halten, manches Wahre enthalten ist. Würde ich nun abermals als Vertheidiger von Meinungen auftreten, die alle Welt für unrichtig hält, so könnte das doch am Ende ein schlechtes Licht auf mich werfen, und selbst die Autorität des größten jetzt lebenden Dichters, des Einzigen, der noch lebt aus der Zeit der großen Dichter, der einmal seinem Freunde schrieb, ihm sey die wahrste Philosophie die, welche ihm die meisten seiner Vorurtheile bestätige, selbst die Autorität dieses seines Freundes, der ein großer Philosoph war und doch sich Solches schreiben ließ, ja sich darüber freute

*) S. den vorhergehenden Vortrag: Ueber den poetischen Reiz des Aberglaubens.

— selbst diese Autoritäten würden mich kaum vor dem Vorwurf des Obscurantismus schützen. Es ist aber nicht nur die, gewiß billige, Rücksicht auf meinen guten Ruf, die mich dahin bringt, heute (ganz im Gegensatz gegen das vorige Mal) eine sehr allgemein verbreitete Meinung, die Viele als einen Ausspruch des gesunden Menschenverstandes ansehen, als einen groben Irrthum zu bezeichnen, sondern es bewegt mich dazu noch etwas Anderes, nämlich daß ich dadurch, ich kann nicht einmal sagen eine Pflicht der Dankbarkeit erfülle, sondern vielmehr nur eine Schuld abtrage. Ich bin nämlich durch einen vor einiger Zeit hier gehaltenen Vortrag von einem irrigen Vorurtheil erlöst worden, das ich einige vierzig Jahre gehegt hatte, ja noch mehr, der Gedanke, den ich heute hier durchzuführen gedenke, ist, wenn auch nicht gerade jenem Vortrage entnommen, so doch durch ihn entstanden. Als ich nämlich vor einigen Wochen hier her kam, um einen Vortrag anzuhören, lebte ich des Glaubens, den vielleicht Manche mit mir getheilt haben, daß ich und alle übrigen Menschen auf der Erde leben und darauf wandeln werden, bis der unerbittliche Tod uns unter dieselbe bringt. Der Vortrag aber, den ich anhörte, zeigte mir, wie sehr ich mich geirrt hatte. Es ward nämlich in demselben *bewiesen*, daß die Atmosphäre gerade so zur Erde

gehört, wie die Apfelschale zum Apfel, oder wie die fruchtbare Ackerkrume zu dem festen Erdboden, auf welchem sie ruht. Ich mußte mir also sagen, daß so wenig der Wurm, der zwischen Fleisch und Schale des Apfels sich befindet, sagen darf, er kriechе auf dem Apfel herum, so wenig der Maulwurf, der unter der Ackerkrume wühlt, behaupten darf, er laufe umher auf dem Acker, daß eben so wenig wir das geringste Recht haben zu prätendiren, daß wir auf der Erde leben. Ich sagte mir, daß, wenn es Wesen geben sollte, die wirklich auf der Erde leben, d. h. auf der durchsichtigen Schale des großen Apfels, den wir Erde nennen, auf dem krystallinen Ackerlande, unter dem wir wühlen, daß diese in ihrem Rechte sind, wenn sie, sich wundernd, herablicken auf die seltsamen unterirdischen Geschöpfe, die sich so tief unten so gefallen, und dann doch wieder so viel Aufhebens davon machen, wenn es sechs Fuß tiefer hinab soll. In das beschämende Maulwurfsgesühl, mit dem mich jener Vortrag erfüllte, mischte sich, ich kann es nicht leugnen, manches Tröstliche. Denn wenn ich bis dahin wohl manchmal gesagt hatte: der Ärger über das und das, oder die und die wird mich noch unter die Erde bringen, so sah ich jetzt ein, daß diese Furcht sehr thöricht gewesen, da ich ja längst darunter bin. Wie es aber wohl bei dem Matthe-

matiker geht, daß wenn er eine Formel für eine Art von Größen gefunden, er nun fragt, ob sie nicht auch für andere gültig, so erzeugte jener Gedanke bald einen ihm verwandten in mir, den ich eben, weil er hier entstanden ist, auch hier an's Licht treten lasse. Ist es nicht am Ende mit dem Leben hoch über der Erde gerade so, wie mit dem unter ihr? Auch von einem überirdischen Leben sprechen die Menschen und hoffen es nach dem Tode, ganz wie ich bisher das Sein unter der Erde durch die Todespforte von mir geschieden gedacht hatte. Wie, wenn sie sich eben so irrten, wie ich mich bis dahin geirrt hatte? Je mehr ich darüber nachdachte, um so klarer wurde mir, was ich hier klar zu machen wünsche, daß nämlich der Mensch wie er bereits unter der Erde lebt, so auch gegenwärtig schon in himmlischen Regionen wandelt. Es ist aber nicht (woran bei dem Ausdruck „im Himmel wandeln“ natürlich Jeder zuerst denkt) es ist nicht das religiöse Gebiet, in welches ich hineintreten will, sondern ein von ihm verschiedenes, freilich von der gefunden Religiosität ihm verwandt geachtetes, es ist das Gebiet der Kunst. In wie weit diese mit Recht den Namen der Himmelsstochter führt, in wie fern wir, obgleich der Hippogryph längst aus der Mode gekommen, doch noch vom kühnen Fluge der Dichter, von ihrem Entrückt-

seyn in höhere Regionen sprechen dürfen, in wiefern der Genuß des Schönen oder der Kunstgenuß wirklich über alles Irdische erhebt, darüber wünschte ich, gäben wir uns Rechenschaft.

1.

Die Erde oder der Inbegriff alles Irdischen zeigt uns zunächst die sinnlichen Erscheinungen nebst den sie beherrschenden Gesetzen oder das, was wir Natur nennen. Der Umstand, daß in allen Sprachen der Natur die Kunst, dem Natürlichen das Künstliche entgegengestellt wird, scheint darauf hinzuweisen, daß zum Wesen der Kunst eine Verneinung der Natur, ein Verlassen derselben gehöre. Dies ist auch ganz richtig. Nicht nur hinsichtlich der Kunst, die wir dem Gewerbe gleich stellen, deren Werke wir künstliche nennen oder Kunstproducte, sondern auch hinsichtlich der schönen Kunst, die das Künstlerische schafft und das Kunstwerk; auch dieses ist nicht anders denkbar als so, daß darin die Natur verneint wird. Eben darum zeigen sich die ersten Spuren des Kunstsinnes bei Individuen sowohl als bei der ganzen Menschheit, in der Lust am Märchenhaften und Zauberischen, d. h. an dem, was nach Naturgesetzen unmöglich ist. Wie in seinen ersten Spielen das Kind sich losreißt von dem Ernste des Wirk-

lichen, eben so zerreißt die kindliche Menschheit in ihren ersten Poesieen die unverbrüchlichen Geseze der Natur, und dieses Zerreißen gewährt eine Lust der ähnlich, welche die genießen sollen, die anstatt auf den natürlichen Stützen ihres Leibes zu stehn, unnatürlicher Weise von einem Ballon hoch in die Lüfte sich tragen lassen. Es hat Pädagogen gegeben, welche verlangten, man solle den Kindern keine Märchen erzählen, sondern sie zu verständigen Menschen erziehen, die sich mit dem Natürlichen genügen lassen. Wollten diese Männer consequent sein, so mußten sie auch die Spiele der Kinder verbieten und verhindern, daß sie sich daran freuen. Denn daß der Knabe aus dem Spazierstock seines Vaters ein Reitpferd herauszaubert, daß das kleine Mädchen einen schlecht gedrehten Plumpsack in eine Köchin verwandelt, die auf den Markt geschickt wird, das ist um gar Nichts weniger unnatürlich, als daß im Märchen ein böser Zauberer die Prinzessin in einen Rosen- oder Dornstrauch verwandelt. Weil Beides ganz gleich unnatürlich ist, deswegen macht auch Beides ein ganz gleiches Vergnügen. Denn die Lust an der Unnatur ist berechtigt, weil sie die Erfahrung gibt, daß die Naturgesetze nachgiebig sind. Das Thier, welches durch sie gefesselt wird, kennt diese Lust nicht, und wenn die Thiere Dichter hätten, so würden diese

gewiß keine Märchen erzählen, sondern nur vom wirklichen Grase singen, oder wenn sie Fleischfresser sind, von einem wirklichen natürlichen Stück Fleisch. Das sind Ultra's der Verständigkeit, die hübsch bei dem Natürlichen bleiben. Da aber unsere, auf die Natur verzeffenen Pädagogen ihre Elevation doch nicht so weit bringen werden, daß sie es jenen Mustern gleich thun, so sollten sie auch lieber den Menschenkindern ihre Spiele lassen und ihre Märchen, an denen sich freun die ersten Reime des Kunst- und Schönheitsinnes verrathen heißt.

Ich sage mit Absicht die ersten Reime, denn mehr als diese möchte ich in der Lust am Unnatürlichen nicht sehn. Nicht daß ich zurücknehmen möchte was ich gesagt, daß es zum Wesen der Kunst gehört die Natur zu verneinen, sondern weil die Verneinung, die eben betrachtet ward, weder die einzige ist, noch auch die höchste. Die Sätze: der Stein ist keine Pflanze, und: das Thier ist keine, verneinen von beiden das pflanzliche Leben und bedeuten doch ganz Verschiedenes. Der erste sagt, daß der Stein noch nicht ins Pflanzenleben hinein-, der zweite, daß das Thier darüber hinausreicht. Die Verneinung der Natur, die bis jetzt betrachtet wurde, ist wie: der Stein ist noch keine Pflanze, darum bringt sie es eigentlich nur bis zum Unnatürlichen, und es wird

begreiflich, warum dämonische, fragenhafte, unterirdische Mächte in den Märchen eine so wichtige Rolle spielen. Es gibt aber eine andere Negation der Natur, in welcher sie so verneint wird, wie das Pflanzenleben dort, wo wir sagen, das Thier ist nicht mehr eine Pflanze, eine Verneinung, die zugleich positiv, bejahend, ist, und die Freude an dieser muß nothwendig bei wachsender Bildung des Menschen an die Stelle der Lust am Unnatürlichen, Märchenhaften treten. Der Kunstsinne nämlich ließ ihn den Respekt vor dem Natürlichen verlieren, auf der andern Seite wird, je mehr seine Vernunft reift, um so mehr er einsehen, daß die Gesetze der Natur viel mächtiger sind, als die kindliche Phantasie träumte. Und so wird er, um mit sich selbst im Einklang zu bleiben, versuchen müssen, dem Kunstsinne zu Gefallen die Natur zu verneinen, der Vernunft aber genug zu thun, indem er sie bejaht; er wird zugleich und zumal sie gelten lassen und sie nicht achten. So unvereinbar Beides scheint, so verbindet sich's doch überall, wo wir Etwas steigern oder verstärken. Denn da wir es verändern, so bleibt es nicht wie es war, wird also von uns verneint, auf der andern Seite wird es nicht etwas Anders, es bleibt was es ist, ja es wird dazu in noch höherem Grade, also *bejahen* wir es. Das Wort: „Idealisiren“, das

man für diese Thätigkeit braucht, ist passend gewählt, weil „Ideal“ einmal das Gegentheil des Realen bedeutet, und dann doch auch wieder eine vollendetere oder gesteigerte Realität. Indem nun die Kunst die natürlichen Gegenstände idealisirt, bleibt sie eben so wenig wie der Märchen-Erzähler bei dem Natürlichen stehn, aber sie verneint es anders als er. Sie verneint es, indem sie es bejaht, denn wo die Natur etwas gut gemacht hatte, da thut sie des Guten, zwar nicht zu viel aber doch mehr; was die Natur aus sich hervor trieb, das wird von der Kunst übertrieben, und darum ist es durchaus kein Zufall, wenn wir von einem Erzähler, der nicht exact bei dem Wirklichen stehn bleibt, bald sagen, er übertreibe, bald wieder Ausdrücke brauchen, die der Kunst entlehnt sind: er malt aus, er verschönert u. s. w. In der That ist jedes Verschönern ein Hinausgehn über das Wirkliche, und anstatt dem Künstler das Uebertreiben zu verbieten, muß man vielmehr sagen: Ein Künstler, der nicht übertriebe, was die Natur ihm darbietet, wäre ein Natur-Copist, kein Künstler. Dieser muß darstellen, was die Natur nur wollte, aber verfehlte, er muß nicht nur sie treffen, sondern übertreffen, und darum wahrhaft Über-Natürliches leisten. Jeder wahre Künstler thut das auch; nicht nur die, welche dafür berühmt sind, daß sie sehr

idealisiren, wie die Bildhauer des Alterthums, die ihren Statuen so vorstehende Stirnen gaben, daß wenn dergleichen in der Wirklichkeit vorkommen sollte, jeder Arzt einen Wasserkopf vermuthen würde, nicht nur ein Guido Reni, dessen überirdische Schönheit fast zur Körperlosigkeit wird, nein es gilt dies von Allen, selbst von denen, die berühmt sind durch ihre Naturtreue. Man betrachte einen Bettelungen von Murillo, man sehe das wundervolle alte Ehepaar von Slingeland in der Dresdener Gallerie an, man vertiefe sich in die Anschauung eines Denner'schen Kopfes, an dem die kurzgeschnittenen Barthaare selbst unter der Loupe naturtreu erscheinen, — man kann sich leicht überzeugen, daß diese Meister über das Natürliche hinausgingen. Denn wie ist es wohl zu erklären, daß man den Bettelungen „reizend“ findet, während das Original dieses Bildes sicherlich mit Ekel erfüllte? Ich glaube nicht, daß irgend ein Mann Runzeln in einem weiblichen Gesicht so entzückend finden wird, daß er sie zählt, und bei dem Slingeland'schen Bilde thut es mancher. Eine Dame, die einen wirklichen schlechtrasirten Bart mit der Loupe betrachtete, ist, mir wenigstens, noch nicht vorgekommen, das Denner'sche Bild aber reizt sie dazu. Warum ist dies Alles in der Wirklichkeit ganz anders als bei dem Gemälde? Einfach deshalb, weil

auf dem Gemälde ganz anders ist als in der Wirklichkeit. Weil die Künstler Alles verschönerten, weil Carillo die Lumpen reizend machte, weil Slin- and die Fältchen der Haut idealisirte, weil Jenner den Bart, den die Natur nur zu treiben mag, übertrieben, d. h. besser getrieben hat, kurz I sie Alle nicht Natur, sondern Ueber-Natur dar-
stehen. Dieses Verschönern und Verklären der Natur ist nicht ein beliebiges oder conventionelles, dann
e es die unnatürlichen, oder, wie man sie nennt,
nirirten Bilder, nein! der Künstler stellt die
gegenstände ganz so dar, und nur so dar, wie er
sieht, aber er sieht sie schöner. Man hat früher
vom sogenannten „bösen Blick“ gesprochen, der
Kraft haben sollte, Alles zu verderben, worauf
sich richtet. Diese Erzählungen sind Gottlob fa-
l. Eben so aber, ja doppelt sagen wir Gottlob,
; das gerade Gegentheil des bösen Blicks keine
del ist. Dies ist der Künstlerblick, der Alles ver-
zint. Des Künstlers Auge hat die Kraft, was es
haut zu idealisiren, und wenn man gesagt hat,
Maler sehe in den Gegenständen mehr, als der
e, so müßte man vielmehr sagen: er sieht es hin-
, er sieht es hinzu. Denn wie das nach Mähr-
i verlangende Kind nicht zufrieden ist mit dem,
; natürlich ist, eben so wenig er, nur sieht er

nicht phantastisch in das Reich der Unnatur, sondern phantasiereich ergänzt er die Natur, und je mehr er dies thut, um so mehr ist es ein ganzes Bild, was er uns vorführt.

Da wird man nun vielleicht sagen, alles dieses sey richtig hinsichtlich der Phantasten, zu denen vielleicht die meisten Künstler gehören, die durch ein getrübtes oder gefärbtes Auge die Welt betrachten. Der besonnene und vernünftige Mensch dagegen, dessen Linse spiegelhell, der kenne auch nichts Höheres als das reine Spiegelbild der Natur, der überlasse jene sogenannte Übernatur den romantischen Naturen, und freue sich des Kunstwerks um so mehr, je mehr es nur die Natur rein wiedergab. Es ist nicht schwer zu beweisen, daß es (glücklicher Weise) solche besonnene Männer und solche spiegelhelle Linsen des geistigen Auges nirgends gibt, ja es läßt sich dies leicht sogar in dem Gebiete nachweisen, wo man es vielleicht am Wenigsten vermuthet, in dem Gebiete der Portraitmalerei. Wenn irgendwo, so sollte man hier glauben, daß Naturtreue die höchste Forderung sei, und doch ist selbst hier der Nüchternste und Vernünftigste nicht zufrieden, wenn anstatt eines Kunstwerks ihm die bloße Natur entgegentritt. Ich erinnere mich vor sehr langer Zeit eine Geschichte gelesen zu haben, *wo ein Maler, der einen englischen Lord portraitierte,*

weil dessen Freunde immer neue Ausstellungen an dem Bilde machten, endlich voll Ungeduld das Gesicht aus dem Gemälde herausschnitt und den Lord bat, sein eigenes in die dadurch entstandene Oeffnung hineinzustecken. Als nun die wieder hereingerufenen Freunde das Bild jetzt erst recht schlecht fanden, habe das vermeinte Portrait zu sprechen angefangen und die Freunde seyen beschämt fortgeschlichen. Worüber sie sich eigentlich geschämt haben, begreife ich bis auf den heutigen Tag nicht. Sie sind vollkommen in ihrem Recht, denn Jeder, dem ein Kunstwerk angekündigt ist, wird seine Erwartungen über die Natur hinausspannen, und wenn er nun — in dem angeführten Falle sogar umgeben von Kleidern u. s. w., die der Pinsel verschönt hatte — wenn er nun die bloße Natur sieht, muß er das Bild schlecht finden. Wir würden gerade so wie jene Freunde urtheilen, ja wir haben schon sehr oft so geurtheilt, wenn wir ein Daguerrotyp oder eine Photographie, bei der keine Künstlerhand nachgeholfen hatte, abscheulich fanden. Warum sagen wir und sagen es mit Recht, daß im Daguerrotyp die Leute häßlich werden? Weil wir es für ein Portrait ansehen, vom Portrait aber nicht erwarten, daß es ein Gesicht, gleichsam als eine stenographische Nachschrift, mit allen grammatischen und rhetorischen Fehlern, abschreibt. Man kann diesen

Mangel gar nicht besser bezeichnen, als es im gemeinen Leben geschieht, wenn gesagt wird, der Photographie fehle das Leben, welches der Maler dem Portrait gibt. Das, woran wir in der Natur das Leben erkennen, die Bewegung der Gliedmaßen, das Muskelspiel, die stets wechselnden Lichter im Auge, dies Alles kann der Maler nicht auf der Leinwand festhalten, davon aber ist in jener oft gebrauchten Phrase gar nicht die Rede. Sie spricht ja nicht von dem Leben, welches der Maler wahrnimmt, sondern von dem Leben, was er dem Portrait gibt, und darum ist diese Redensart so vortrefflich. In der That gibt er ihm Etwas, es ist Zugabe und Zuthat des Künstlers, was uns mit immer neuem Erstaunen vor Raphael's Leo X. stehn läßt, er hat es dem Portrait geliehen dieses Uebernatürliche, vermöge dessen aus dem Bilde ein Geist spricht, den die Natur hinter dem Vorhange eines fetten Antlitzes verbarg, es ist jenes Unsagbare, das uns bewundernd ausrufen läßt: was hat dieser Genius aus dem Gesicht gemacht! Ja wohl gemacht. Hierin liegt es, die Photographie kann höchstens zeigen, was ein Gesicht ist, dagegen kann die Maschine, in der sie entsteht, nichts aus dem Gesichte machen, und darum hat sie kein Leben. Eben darum aber komme ich darauf zurück, daß die Freunde jenes Lords sich gar nicht zu schä-

men brauchten. Einer aber muß sich schämen, daß ist der Maler, der die Zumuthung machen kann, ein natürliches Menschenantlitz für ein Kunstwerk, d. h. für ein Übernatürliches gelten zu lassen, der gebildeten Menschen so wenig Kunstsinne zuschreibt, daß sie bei einer Photographie nicht das Leben vermissen sollten, welches der wahre Maler gibt, denn in der That ist ja ein natürliches Menschenantlitz nur eine colorirte Photographie in Lebensgröße.

Freilich eine Erfahrung droht das ganze Gebäude meines bisherigen Raisonnements umzuwerfen: Es wird nämlich behauptet, daß die Meisten ihr Spiegelbild schöner finden als ihr Portrait, auch wenn es von einem geschickten Künstler gemacht wurde. Vorausgesetzt die Thatsache wäre richtig, was ich dahingestellt seyn lasse, würde sie beweisen, daß man die Natur dem vorzieht, was der Künstler aus ihr macht? Nach dem, was uns fest steht, glaube ich das nicht. Dem Auge des Künstlers ward die Macht zugeschrieben, als Gegensatz zum bösen Blick, Alles zu verschönern, was er anschaut. Diese Zaubermacht hat ihren Grund in der überirdischen Begeisterung, die in dem Dichter lebt, welche die Alten dahin brachte zu sagen, er schaffe im „heiligen Wahnsinn“, und ihn vergleichen ließ mit dem weissagenden Propheten. Wenige sind so bevorzugt, daß diese Künstler-

begeisterung immer in ihnen wach ist, und daß demgemäß in jedem Augenblick Alles sich in ihrem Auge verklärt und verschönt, kaum Einer aber ist wieder so arm, daß es ihm nicht zu Zeiten geschähe. Wer hat nicht, namentlich in seiner Jugend, Momente gehabt, wo der Dichter in ihm seine Flügel regte? Eben so lebt, vielleicht in Allen, gewiß in Vielen der Maler, der nur der Gelegenheit wartet, um seine Gegenwart zu verrathen. Besondere Gelegenheiten können ihn in's Leben rufen, wie bei Goethe, wenn, als er aus der Dresdener Gallerie austritt, sein Auge einen Schusterladen in Ostade'schem Colorit sieht, oder bei vielleicht Allen unter uns, wenn nach längerer Betrachtung sehr schöner Gemälde alle Gesichter auf der Straße uns schöner erscheinen. Hier bedurfte der Maler in uns des Zurufs eines andern Malers außer uns, um zu erwachen, aber er war nicht todt, sondern schlummerte nur. Wie besondere Zeiten, wie besondere Gelegenheiten den Künstlersinn erwecken, so ist es nicht undenkbar, daß sein Hervortreten bedingt wäre durch die Präsenz bestimmter Gegenstände. Wenigstens hinsichtlich der Stimmung, mit der sie die Begeisterung des Künstlers verglichen, hinsichtlich des heiligen Wahnsinns der Weissagenden haben die Griechen dieses behauptet, indem sie ihre Pythia nur prophezeien

ließen, wenn sie auf einem Dreifuß saß. Nun, wenn wir dies uns gefallen lassen, wenn wir die, welche erzählen, mit dem sich Hinfetzen auf den Dreifuß sey weissagende Begeisterung über jene Frau gekommen, das geistreichste Volk der Erde nennen, wie sollten wir wohl dazu kommen, es für ganz unmöglich und undenkbar zu halten, daß bei unseren Frauen die Künstlerbegeisterung komme durch das Hinfetzen vor den Spiegel? Ich gehe aber noch viel weiter, ich halte dies nicht nur für weit erklärlicher, als daß ein Dreifuß begeistert, sondern für ganz natürlich und nothwendig. Schon aus naturwissenschaftlichen Gründen, denn da die Belegung unserer Spiegel aus zweierlei Metall besteht, so ist es schon nach den Gesetzen des Galvanismus ganz nothwendig, daß das von ihm reflectirte Bild electricisirend wirkt. Dann aber besonders aus Gründen, welche ich bisher entwickelt habe. Es ist noch vor wenigen Augenblicken die Wirkung des verklärenden Raphael's Auges als das Gegentheil des bösen Blicks bezeichnet worden. Wenn man nun täglich sieht, wie bei dem Hinfetzen vor den Spiegel jeder böse Blick verschwindet, wie er den süßesten, holdesten, ja ganz bezaubernden Blicken Platz macht, ist es da wohl anders möglich, als daß diese eben — bezaubern? Kann es wohl da irgendwie ausbleiben, daß in dem Spiegel ein

Raphaelisches Bild erblickt, oder wie wir es wissen, vielmehr hineingemalt, wird? Nun denke man sich aber die, welche in den Spiegel blickend, dort den schönen Raphael bewunderte, sich umdrehend und ihr Portrait erblickend. Und wenn es ein Tizian war, der es malte, o nehme ich es ihr nicht übel, wenn sie ihren Raphael vorzieht, denn so sehr mir Tizian's Paul III. gefällt, so bin ich doch immer wieder zu Raphael's Julius II. zurückgekehrt, der mich noch mehr ansprach. Ich verlasse aber diesen Gegenstand, der mich leicht dahin bringen könnte, alle Fabeln von Zauberspiegeln in Schutz zu nehmen, weil es gar keine Spiegel gibt, die nicht bezauberten, und kehre zu meiner Behauptung zurück, die also nicht dadurch umgestoßen wird, daß Vielen das selbstgemalte Portrait, das man Spiegelbild nennt, besser gefällt als das von einem andern Meister. Es bleibt dabei, jedes Kunstwerk ist übernatürlich, darum überirdisch, und wo wir es genießen, schweben wir höher als Blanchard und Green über der Erde.

2.

Zu dem Complex alles Irdischen gehört aber noch Anderes, als was wir die Gesetze der Natur nennen. Wenn wir Faust sagen hören: Die Erde hat mich

wieder!, so versteht dies Keiner so, daß er wieder den Gesetzen der Schwere, Wärme, Electricität u. s. w. unterliegt, sondern vielmehr daß die Mächte wieder über ihn Gewalt bekommen haben, die man im Gegensatz gegen die natürlichen die sittlichen zu nennen pflegt. Wenn ich nun Zweitens dazu übergehe, das Verhältniß der Kunst zu den sittlichen Verhältnissen zu betrachten, so wird es mir wohl nicht verdacht werden, wenn ich nicht mehr, wie bisher, die Kunst, die mit Farben, sondern vielmehr die berücksichtige, die mit Worten malt, als dem Material, in dem sich Sittliches am Vollkommensten darstellen läßt. In den sittlichen Verhältnissen, im Recht, in der Familie, im Staat gewinnt die Sittlichkeit Form und Wirklichkeit, darum gehören auch sie zur wirklichen Welt, bilden eine Seite derselben, wie die natürlichen Verhältnisse die andere. Darf ich nun wirklich den Muth haben, was ich von diesen lekttern sagte auch auszudehnen auf jene? darf ich, dem entsprechend, was dort gesagt ward, in der Lust an dem, worin das Sittliche verneint wird, in der Lust am Unsittlichen, ästhetischen Sinn finden? Ich werde es wohl müssen, wenn ich nicht Alles zurücknehmen will, was ich vorhin angeführt habe, um die Lust am Unnatürlichen zu rechtfertigen. Ich könnte mich nun darauf berufen, daß in einem ge-

wissen Genre der dramatischen Poesie, unsittliche Scherze nicht nur vergeben werden, sondern unvermeidlich zu seyn scheinen, ich will aber nicht in dieses scabroße Gebiet hineintreten, sondern nur an unser eignes Gefühl appelliren, ja an das Gefühl der Strengsten unter uns. Wer kann sagen, daß er nie Wohlgefallen daran gehabt hat, wenn auf dem Theater das Thema durchgeführt wurde, das von Terenz bis auf Molière, von Molière bis auf Kozebue und Scribe, in so unendlichen Weisen variirt worden ist, daß ein spitzbübischer Diener seinen Herrn, eine leichtsinnige Frau ihren Mann betrügt? Wer will sich vermessen zu sagen, daß er sich nie für einen Helden interessirt und sich an ihm erfreut habe, der seinen Fürsten und sein Vaterland verräth? Jeder wird zugestehn, daß es sehr unmoralisch ist zu stehlen, sehr unsittlich seinen Mann zu betrügen, auch wenn er alt seyn sollte, völlig gegen Sittlichkeit und Moral Verrath zu üben, — das Alles gibt man zu, und doch hat man ein Wohlgefallen, keine moralische aber eine ästhetische Freude an diesen Sachen. Die Distinction, die man vielleicht machen wird, dergleichen gefalle nicht weil, sondern obgleich es unsittlich, diese imponirt mir eben so wenig wie der Machtspruch: Das *Unsittliche* könne einmal nicht schön seyn. Jene Unter-

scheidung macht keinen Eindruck auf mich, weil der alte Dupin überhaupt etwas in Mißcredit bei mir steht, diese Sentenz aber von der Solidarität des Sittlichen und Schönen nicht, weil, so Viele sie auch im Munde führen — kein Mensch daran glaubt. Denn, Hand auf's Herz, wenn Goethe's Werther, weil es Unrecht ist, die Frau eines Andern zu lieben, sich begnügt hätte, während Lotte Butterbremen strich, ihr ihre Pflichten gegen Albert auseinanderzusetzen, wenn er anstatt gegen Standesunterschiede zu wüthen, sich darein ergeben hätte, daß für Bürgerliche es nur Eubalternposten gibt, wenn er anstatt sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen, eine andere Frau geheirathet, solide gelebt und sich ein ehrliches Begräbniß erworben hätte, so wäre dies Alles sehr moralisch, sehr sittlich gewesen, aber auch — herzlich langweilig und prosaisch. Da haben wir es! das bloße Sittliche ergötzt nicht, es erscheint prosaisch, d. h. unschön, und so sehr wir uns auch exaltiren mögen für bürgerliche Freiheit, bürgerliche Tugend und hundert andere Bürgerlichkeiten, nur im Gedichte wollen wir sie nicht, denn da heißt die Bürgerlichkeit — Platttheit. Eben darum ist es durchaus kein Wunder, wenn die Morgenröthe eines bessern Geschmacks in Deutschland durch Werke bezeichnet wird, welche im Gegensatz gegen die damaligen Mo-

ralpredigten von der Bühne herab, fest und übermüthig aller Prosa, freilich auch oft aller Sitte, in's Angesicht schlugen. Wer aber sagen wollte, nur die ruchlose moderne Kunst könne eine negative Stellung gegen die Sittlichkeit einnehmen, dem stelle ich ein ganz entschiedenes Nein entgegen. Vielmehr liegt es im Wesen der Kunst, daß ihr das Wirkliche nicht genügt, zum Wirklichen aber gehört, ganz wie die Natur, so auch die Sitte.

Eben deswegen aber, weil die Sitte ganz so wie die Natur ein Theil der Wirklichkeit ist, eben deswegen muß auch hinsichtlich ihrer ganz das gelten, was von der Natur galt: die Verneinung der Sitte, in welcher sie nur nicht respectirt wird, das Unsittliche, bildet das Gegenstück zu dem Unnatürlichen, und wie die Lust an diesem, am Märchenhaften, verschwand vor der Lust am Übernatürlichen oder Idealen, eben so verhält sich's auch hier: der vollendete (nicht nur anfangende) Schönheits- und Kunstsinne verlangt nach einem Über-Sittlichen, d. h. nach einer gesteigerten, idealen, über die Wirklichkeit hinausgehenden sittlichen Ordnung. Kennt man, mit den Weisen des Alterthums und dem Evangelio, die Übereinstimmung mit der sittlichen Ordnung Gerechtigkeit, so wird das Verlangen entstehen nach einer *höhern Gerechtigkeit*, die sich zu der wirklichen des

bürgerlichen Lebens so verhält, wie jenes Raphaelische Portrait zum fleischigen Gesichte des wirklichen Leo X. Das wirkliche Leben hat natürlich für eine solche höhere Gerechtigkeit eben so wenig Raum, als die Natur ein Raphaelisches Portrait hervorbringt. Ja selbst wenn Einem, den das bürgerliche Leben gefesselt hält, die Ahnung kommt, daß es noch Höheres gibt als die Gerechtigkeit, die hier gefordert wird, selbst dann wird er sich sehr hüten, dieses Höhere in's bürgerliche Leben hineinzuziehn, sondern wird es einer höhern Region zuweisen, wie der Richter in Amerika, der, wenn auf seine Frage: Wie willst Du gerichtet seyn? der Angeklagte geantwortet hat: Nach den Gesetzen meines Landes! in demselben Augenblick wo er sich vornimmt, nur Gerechtigkeit zu üben und gar keine Gnade, dem Schuldigen zuruft: Gott sey Dir gnädig! Was aber das ernste, irdische Leben nicht duldet, das findet Statt in dem heiteren, überirdischen Gebiete der Himmelsstochter, der Kunst. Hier waltet eine höhere Gerechtigkeit, die wir der bürgerlichen entgegenstellen und die poetische nennen, weil uns ihr gegenüber die wirkliche prosaisch erscheint. Wenn wir uns der poetischen Gerechtigkeit freun, so erfreut uns ein sich Hinwegsetzen über die Sitte, über Recht und Gesetz, aber nicht ein solches, wie es uns im Unsittlichen und in

der Ungerechtigkeit begegnet, sondern vielmehr eines, das über die Sittlichkeit hinausgeht, über-sittlich ist. Wie, wer entzückt vor der Sixtinischen Madonna und ihrem Himmelskinde ausruft: das sind nicht die natürlichen Augen eines Kindes! nicht den Maler wegen Unnatur anklagt, sondern den Eindruck des Übernatürlichen bekennt, das aus den dunkeln Augen des Kindes ihm durch das Herz dringt, eben so erhebt uns die Lust an der poetischen Gerechtigkeit so hoch über die wirkliche, daß diese uns unvollkommen und untergeordnet erscheint.

Es sei erlaubt den Unterschied beider an einem Beispiel nachzuweisen. Ich wähle dazu ein Stück von Shakespeare, das uns Allen bekannt ist, und das gewiß nie Einer las oder aufführen sah ohne innere Lust: den Kaufmann von Venedig. Der Jude Shylock hat dem Kaufmann Antonio, den er tödtlich haßt, für einen Freund eine Summe Geldes geliehn unter der Bedingung, daß wenn sie nicht rechtzeitig bezahlt werde, er ein Pfund Fleisch zunächst dem Herzen aus Antonio's lebendigem Leibe schneiden dürfe. Der Wechsel verfällt, der Jude klagt und verlangt sein Recht. Wäre jetzt von dem Gerichte die Klage zurückgewiesen, weil Verträge über unerlaubte Handlungen ungültig sind, so würden wir gewiß nicht zufrieden seyn. Ich glaube, selbst der eral-

tirteste preußische Jurist wäre es nicht, und wenn wir ihm noch so oft das Allgemeine Landrecht Theil I. Titel V. §. 68 citirten, er ließe sich gewiß nicht irren machen, sondern würde sich mit uns freuen, daß Shakespeare, trotz des preußischen Landrechts, den Antonio Todesangst ausstehn läßt. Warum aber befriedigt dies uns Alle? Weil eine höhere Gerechtigkeit dies fordert, weil zwar unsere Gesetze es nicht verbieten, von einem Todfeinde, den wir verachten, eine Gefälligkeit anzunehmen und es von dem Zufall eines ungünstigen Windes abhängig zu machen, ob wir ihm mit Leib und Leben verfallen, es aber darum nicht minder ein frevelhaftes Spiel mit dem Andern und mit sich selbst ist, das Strafe, strenge Strafe, verlangt. Darum fordert es, nicht die bürgerliche, wohl aber die poetische, d. h. die höhere Gerechtigkeit, daß die Klage angenommen wird. Wenn es aber nun zum Prozeß kam, welchen Gang mußte nach Recht und Gesetz er nehmen? Porzia-Bellario gibt dies ganz richtig an: Entweder der Jude verzichtet auf sein Recht, oder aber Antonio verfiel dem mörderischen Messer. Keines von Beiden hätte uns befriedigt. Das Erste nicht, weil Shylock dann seinen Charakter verleugnet hätte, das Zweite nicht, weil Antonio's leichtsinnige Gefälligkeit für einen Freund zu entseßlich bestraft wäre. Aus diesem St-

Lemma, aus dem uns die bürgerliche Gesetzgebung nicht herauszieht, reißt uns nun das Urtheil der Porzia. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß kein Obertribunal und Cassationshof der ganzen Welt dieses Urtheil bestätigt hätte. Denn daß, wer das Fleisch gekauft hat, auch Herr ist des darin fließenden Blutes, das lehrt der gesunde Menschenverstand, wenn auch nicht eine uralte juristische Regel (*accessorium sequitur principale*), ja sogar ein ausdrückliches Gesetz der zwölf Tafeln dafür spräche. Und dennoch freuen wir uns dieses Urtheils, und ich glaube jeder Jurist (der es eigentlich monströs finden müßte) vergißt seine Jurisprudenz, freut sich mit uns und hat mit uns die Porzia noch lieber als zuvor. Warum so? Weil er in dem Unrecht, welches dem Juden geschieht, einen Act höherer Gerechtigkeit anerkennt. Denn wenn Einer nicht einmal den Feldscheer bezahlen will für den, den er hülfebedürftig macht, bloß weil es nicht „geschrieben steht im Schein“, wenn alle Vernunft- und Menschlichkeitsgründe Nichts sind gegen den geschriebnen Buchstaben, nun dann geschehe ihm, was er so wünscht: Vernunft, Recht und Billigkeit, Alles sey Nichts, es gelte der todte Buchstabe.

Und so machen wir denn die Erfahrung, daß der *Genuß des Schönen* uns in jeder Hinsicht über

Irdische erhebt, indem er uns nicht nur der bürgerliche Spott zu Theil läßt, sondern in eine so erhabene Sphäre führt, daß von da herab untergeordnet erscheint, was uns sonst mit Recht als das Höchste galt: die bürgerliche und staatliche Ordnung. Ganz anders also ein Wahn war, daß wir erst nach dem Tode unter die Erde kommen werden, ganz so war ein Irrthum, daß durch die Pforte des Todes wir getrennt seien vom überirdischen Leben, und daß jenseits der Gegenwart liege. Und doch — denn die Welt muß gerecht sein — ganz ging dies Vorurtheil nicht fehl, und in gewisser Weise bleibt dies Erhabene über die Erde, stets ein Jenseits. Man muß sich nicht allzu leicht herausstreiten aus dem Kreise des wirklichen Lebens, um in jene höhere Region einzutreten, und wenn man sich jenseits jener höheren Ordnung vergewissert, so muß man auch im bürgerlichen Leben zu wirken; beide stehen in einer Kluft geschieden einander gegenüber, hier das Leben mit seinem Ernst und seiner rastlosen Arbeit, dort die Kunst mit ihrem heitern Spiel, in dem wir von der Arbeit feiern. Wir verlangen von dem Menschen, daß er beides thue, arbeite und feiere, und abwechselnd, daher in jedem Augenblicke nur ein Theil von Beiden, wie von jenem Zwillingspaare, von dem nur die eine Hälfte der Götterwelt angehörte. Alles das ist Illusion, d. h. ein uns selbst täuschendes.

des Vergessen aller bürgerlichen Verhältnisse nöthig, um Theil zu nehmen an den Begebenheiten einer höhern Welt, in welcher sich die poetische Gerechtigkeit verwirklicht, jede Erinnerung an die prosaische Wirklichkeit stört die Illusion und wirkt darum unangenehm. Eben so unangenehm aber auf der andern Seite ist es uns, wenn die Ideale, die dort herrschen, sich Herrschaft anmaßen in der wirklichen Welt, und wenn sie hier die bürgerliche Prosa verdrängen wollen. Wir finden es ganz in der Ordnung, wenn nach mehrwöchentlichen Assisen unser Staatsanwalt und Schwurgerichts-Präsident zur Erholung in's Theater gehn und enthusiastisch Beifall klatschen, wo Porzia ihr Urtheil fällt. Wir würden es aber gewiß nicht in der Ordnung finden, wenn jener seine Strafanträge machte, dieser seine Urtheile fällte, so daß es übereinstimmte mit den Principien des reizenden jungen Doctor Balthasar. Wir fühlen, daß das Eine drüben hingehört, während hüben andere Gesetze herrschen. Denn mag immerhin die Lauge des Spottes verdient seyn, mit welcher der stolze gräßliche Dichter den reimeschmiedenden Criminalisten in Weizenfels überschüttet, die Sache ist nicht zu ändern: mehr oder minder ist nur am Abend, wo wir feiern, der Zugang zum Helicon frei, am Morgen hält den Menschen der Actentisch gefesselt. Warum

aber gelingt es der Kunst nicht, völlig sich einzubürgern im Diesseits, warum nicht, die Wirklichkeit ganz zu durchdringen und durchdringend zu verklären? Weil die Musen nicht die Herrinnen sind des Himmels und der Erde, sondern nur Töchter des Olympiers, der alldurchdringend und allbeherrschend Alles bewältigt! Wir personifiziren die Künste nicht mehr, wie die Griechen, machen sie nicht zu Töchtern des Zeus. Daran aber, daß sie in einem töchterlichen Verhältniß stehn, zweifeln auch wir nicht, und könnten es auch nicht, wenn wir uns nicht gegen das Factum verblenden wollten, daß sie das Schönste was sie leisten, einer höhern Macht weihen, blumenlesenden Kindern gleich, welche die aller schönsten Blumen der Mutter in den Schooß legen. Bringt doch die Architectur Höheres nicht hervor, als den Tempel und den Dom, Höheres nicht die Sculptur, als das Götterbild, nichts Höheres die Malerei, als die Mutter Gottes und den Gottmenschen, und bekennen sie sich doch dadurch als Töchter einer gemeinschaftlichen Mutter. Diese ihre Mutter, die Religion, sie vermag was den Töchtern unmöglich war. Zwar scheint auch sie die Welt in zwei Hälften zu scheiden, indem sie dasselbe Wort spricht, was wir oben vernahmen: Arbeitet und feiert — ihr Feiern ist Beten —, sie ist aber nur ein Schein diese Trennung, denn ohne

sich zu widersprechen, sagt sie: „Betet ohne Unterlaß“ und könnte eben so gut sagen: „Arbeitet ohne Unterlaß“, denn Arbeiten in ihrem Dienste ist Beten, und Feiern in ihrem Sinne ist Arbeit. Ich habe am Anfange meines Vortrags erklärt, ich wolle das religiöse Gebiet nicht betreten, herantreten aber an dasselbe mußte ich um die Grenzen zu finden, innerhalb deren die beseligende Macht der Kunst eingeschlossen ist. Ich mußte wenigstens hindeuten auf das Gebiet, wo wir nicht mehr bloß durch Illusion in eine Welt uns erheben, deren höhere Ordnung vor uns aufgeführt wird, an der wir darum nur Theil nehmen, indem wir uns selbst vergessen, um zu seyn wie im Himmel, sondern wo wir selbst die handelnden Personen sind, selbst eine höhere Ordnung verwirklichen, die uns sagen läßt, unser Wandel ist im Himmel, ich mußte wenigstens einen flüchtigen Blick werfen auf das Gebiet, dessen Freuden sich zum Kunstgenuße verhalten, wie zur Morgenröthe der helle Tag. Beide aber, sowohl die Aurora eines schöneren Tages, als seine hell aufgegangene Sonne, sie können uns, denke ich, trösten darüber, daß wir, den Maulwürfen gleich, unter der Erde wühlen, und werden uns berechtigen das Wort des ausgelassenen Dichters zu erweitern und es „wirklich allerliebste“ zu finden „auf“, unter und über „der lieben Erde.“ —



VII.

Apologie der Sophistik.

1855.

11

...

•

Der Ausspruch: „die Weltgeschichte ist das Weltgericht“, macht das Urtheil der Geschichte zum entscheidenden, hinsichtlich dessen keine Berufung mehr möglich ist. Mit Recht, wenn unter „Geschichte“ die Reihe der Begebenheiten verstanden wird und nicht bloß, wozu der Sprachgebrauch gleichfalls berechtigt, die Erzählung derselben. Nach dem Urtheil der Geschichte im ersteren Sinne ist der groß, dessen Werke sich im Verlauf der Weltbegebenheiten als nachhaltig und einflußreich erweisen, klein und unbedeutend dagegen, dessen Thaten Nichts bewirkten, Alles beim Alten ließen. Dabei wäre aber doch immer der Fall möglich, daß die, welche den Gang der Geschichte erzählen, von dem Ersteren behaupteten, er sey ohne Größe, von dem Letzteren, er sey ein großer Mann gewesen. Man kann, um nicht durch den doppelten Sinn des Wortes „Geschichte“ Mißverständnisse zu erregen, von dem Urtheile der Geschichte das Urtheil der Nachwelt unterscheiden, und wird dann sagen müssen: das Urtheil der Geschichte ist inappellabel.

wie das göttliche Endurtheil über alle Dinge, dagegen das Urtheil der Nachwelt ist einer Rectification fähig, und die Aufgabe des Historikers ist, an der Revision dieses Urtheiles mitzuarbeiten, indem er, wenn wir die Individuen der Vergangenheit anders beurtheilen als ihre Thaten es verdienen, stets darauf aufmerksam macht, wie schwer sie wiegen in dem Fortschreiten der Menschheit. — Zwei Fälle sind nun denkbar, die den gewissenhaften Historiker dahin bringen werden, darauf anzutragen, daß das Urtheil umgestoßen werde, welches man, weil so lange Zeit keine Berufung dagegen eingelegt wurde, als rechtskräftig anzusehn sich gewöhnt hatte: die Nachwelt kann eine geschichtliche Person ungerechter Weise überschätzen, oder wieder, gegen alle Billigkeit, unterschätzen. Im erstern Falle wird der Historiker dem vergötternden Wahne entgegenzutreten müssen. Ein trauriges Geschäft, denn wenn irgendwo der Spruch wahr seyn sollte: „Ein Wahn der uns beglückt, ist eine Wahrheit werth die uns zu Boden drückt“, so ist es hier. Die Zahl der großen und bewundernswerthen Individuen ist ohnedies nicht sehr groß, und ich denke es geht Vielen so, wenn sie sehen, wie vor dem kritischen Scharfsinn eines Historikers wieder ein lange verehrter Nimbus verschwindet, daß sie mit Göthe sagen: Wenn die Vergangenheit so groß war, daß sie das Große

and, so sollten wir die Größe haben, daran zu
haben. Viel belohnender dagegen ist es, wenn den
Historiker die Erforschung des Ganges der Geschichte
hin bringt, als Ehrenretter manches bis dahin ge-
terten Namens aufzutreten. Die richtige Würdi-
gung der Größe Gregors des Siebenten auch von
protestantischer Seite, die Anerkennung auch von
Seiten der Christen, daß Muhammed mehr war als
bloßer Betrüger, die sich immer mehr verbrei-
tende Ansicht, daß Cromwell ein Heros erster Größe,
Machiavelli nicht ein feiler freihetzmörderischer Für-
stenecht war, — dies Alles gehört zu den Triumphen
historischen Kritik, die nicht nur dem Scharfsinn
re machen, sondern auch dem nach Anschauen der
menschlichen Größe durstenden Herzen wohl thun. —
Es bisher Gesagte gilt nicht nur von der Weltge-
schichte im engeren Sinn, sondern findet seine An-
wendung eben so auf die Geschichte der Philosophie.
Gerade wie der Name des republikanisch gesinnten
venetianers Jahrhunderte lang zur Bezeichnung fer-
ren und perfider Politik gedient hat, gerade so ist
in viel längere Zeit hindurch der Name einer ganzen
Schule von Philosophen nur als Scheltwort gebraucht
worden, und wie Machiavellismus so gilt „Sophistik“
für einen Schmeichelnamen. Das Factum er-
weist sich leicht, wenn wir bedenken, daß es mit den

Nachrichten über die Sophisten ungefähr so gegangen ist, wie mit denen über die Pharisäer. Wie wir Alle diese letzteren zuerst kennen lernen aus den Reden Christi der sie bekämpft, und aus der evangelischen Geschichte, die uns zeigt wie sie Christo widerstanden, so verbinden wir mit dem Namen „Sophist“ immer das Andenken an das, was Plato und Aristoteles, diese weiter gehenden Bekämpfer der Sophisten, von ihnen und ihren Lehren fast immer im polemischen Interesse erzählen. Die historische Gerechtigkeit fordert, daß ohne ein solches Interesse ruhig erwogen werde, ob man nicht dem Pharisäismus Unrecht thut, wenn man in ihm bloß Heuchelei, und der Sophistik wenn man in ihr nur täuschende Überredungskünste sieht? Indem hier ein Beitrag gegeben werden soll zu einer gerechten Würdigung, bleibt natürlich (denn Niemand soll in des Andern Handwerk pfuschen) die Ehrenrettung der Pharisäer den Theologen überlassen, unser Jean Calas, der übrigens in den letzten Decennien schon sehr beredte Vertheidiger in Deutschland, Holland und England gefunden, sey die Sophistik und die Repräsentanten derselben, die Sophisten.

Dem Gerichtsgebrauche gemäß, der den Inquisiten selbst den eignen Namen angeben läßt, lassen wir uns von den Sophisten selber sagen, warum sie *sich* so nennen und was sie eigentlich wollen? Da

antwortet uns der Erste unter ihnen sowohl der Zeit als dem Range nach, indem er dies sogar durch die Ableitung des Wortes zu rechtfertigen sucht, Sophist isthe, Klugmacher, und er nenne sich deswegen so, weil er die Kunst übe, die Leute gescheidt und zu mächtigen Männern zu machen. Dies erscheint uns istfam, bloß weil der Ausdruck nicht der gewöhnliche ist. Hätte Protagoras gesagt, seine Aufgabe sey: Aufklärung und Licht zu verbreiten, so würden wir darin nichts Auffallendes finden, und doch bliebe die Sache dieselbe, denn worin der Unterschied zwischen dem Aufgeklärten und Gescheidtseyn bestehen soll, wäre schwer anzugeben, und so lange das englische knowledge is power Recht behält, wird man auch vom Aufgeklärten sagen müssen: er sey mächtig oder mächtig, oder wenn man die gewöhnlichere negative Bezeichnung vorzieht, er habe aufgehört beschränkt, von Unwissenheit und Vorurtheilen gefesselt zu seyn. - Im Grunde ist also, was jener Sophist als seine Aufgabe angab ganz dasselbe, was die Verbreiter des Lichtes und der Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich sowohl als in Deutschland zu erreichen suchten. Und nicht mit Unrecht, denn je mehr man sich mit der Wirksamkeit derer, die sich im Alter zum Sophisten nanuten, und andrerseits der Freunde des Lichtes und der Aufklärung im achtzehnten Jahr-

hundert bekannt macht, um so mehr springt die Ähnlichkeit in die Augen. Dort wie hier handelt es sich nicht darum, ein strenges System aufzustellen, welches durch die wissenschaftliche Form sich darauf beschränkt, Eigenthum eines geschlossenen Kreises, einer Schule, zu seyn, sondern vielmehr darum: im weiteren Kreise Einsichten aller Art zu verbreiten, „Philosoph für die Welt“ zu seyn, ein Name, den charakteristisch genug einer der Bedeutendsten unter den Aufklärern einer Sammlung seiner besten Aufsätze gab. Hier wie dort gehen die Verbreiter des Lichtes darauf hin, die Menschen innerlich frei zu machen, Freisinnigkeit zu verbreiten, einmal dadurch, daß sie ihn von den Vorurtheilen frei machen, die ihn bisher beherrscht hatten, dann aber wieder so, daß sie ihm zeigen, wie er, anstatt daß bisher er von Allerlei beherrscht wurde, Alles zu bewältigen suche; theoretisch indem er im Stande ist jeden Stoff zu beherrschen, z. B. über jeden aus dem Stegereife Reden zu halten, praktisch indem er einsieht, wie Alles unseren Zwecken dienstbar gemacht werden kann, so wie im Grunde Alles einzig und allein dazu da ist, daß es dem Nutzen des Menschen diene. Diese Gewißheit läßt den größten der Sophisten aussprechen, der Mensch sey das Maas, d. h. die bestimmende Regel, für alle Dinge, und macht es erklärlich, daß im achtzehnten Jahr-

hunderterte dies als der Zweck der Sterne angegeben werden konnte, daß sich der Mensch in dunkler Nacht an ihnen zurechtfinden könne. In dieses stolze Bewußtseyn, Alles als sich dienstbar zu wissen oder auch, indem man es benützt, sich wirklich dienstbar machen zu können, setzte Protagoras das, was er die Tüchtigkeit und Stärke nannte, ganz wie ja auch im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich und Deutschland als starke Geister die gepriesen wurden, welche im Stande waren, stolz sich über alles das hinwegzusetzen, was die Gemüther der Schwachen band und gefangen hielt, und auch hier kann man also kaum einen Unterschied finden zwischen dem Griechen, welcher sich rühmte, er könne durch seine Lehren die Zuhörer zu tüchtigen mannhaften Reden (zu wahren „Allerwelts-Kerlen“) machen, und den Deutschen die durch ihre Schriften Freisinnigkeit und Starkgeisterei zu befördern behaupteten.

Welches war nun weiter das Mittel, wodurch die Sophisten behaupteten, daß ihr Ziel erreicht werde? Auch hier können wir uns an ihre eignen Versicherungen halten, da mit dem was sie sagen, das Zeugniß ihrer Gegner ganz übereinstimmt. Beide nämlich sagen, jenes Mittel sey gewesen: „die Kunst in Gegensätzen sich zu bewegen“, oder „Widersprechendes zu behaupten.“ Plato gibt uns eine anschauliche

Beschreibung von dieser Kunst und von der Wirkung die es hatte, als sie zuerst in Athen geübt wurde. Er erzählt, daß einer der Sophisten vor einer großen Schaar der geistreichsten Jünglinge auseinandergesetzt habe, ein Mensch sey nur Einer, andrerseits aber, da er aus vielen Gliedmaßen bestehe, könne man auch sagen er sey nicht Einer sondern Vieles. Dieses soll nun ein wahres Entzücken und gar nicht endendes Beifallsjauchzen hervorgerufen haben. Wenn wir so etwas hören, und zugleich auch dies, daß viele der älteren Athener, als sie jene Beweisführung gehört, bedenklich den Kopf geschüttelt haben und gesagt, dergleichen Leute dürfe man nicht in die Stadt kommen lassen, denn sie würden die Jugend verderben, — so möchte man sich fast an den eignen Kopf greifen und sich fragen, ob man träumt oder wacht? Was hat solch läppisches Zeug mit dem Gescheidt-, Gewaltig- und Tüchtigmachen zu thun? Und wie können ferner die Zuhörer darauf solches Gewicht legen, daß die Einen jauchzen und die andern den Kopf schütteln? Freilich, daß ein Mensch viele Gliedmaßen habe, ist kein solcher Fund, daß darauf ein großes Gewicht zu legen ist. Dies aber ist auch gar nicht die Hauptsache in dem, was der Sophist zeigt, ein viel Wichtigeres und wirklich Bewundernswerthes ist, daß er, mag er nun einen

Menschen, mag er einen Tisch oder irgend etwas Andres betrachten, durch das Einerseits und Andererseits, je nach seinem Belieben verschiedene Seiten des Gegenstandes hervortreten läßt. Fragt man: was liegt darin so Großes? so ist zu antworten: jezt nicht viel, wo dies Allen so geläufig geworden ist, daß es in mancher Schule verpönt werden konnte, in den deutschen Aufsätzen die Trivialität vorzubringen, daß jedes Ding seine verschiedenen Seiten darbiete. So ist es jezt, wo ja auch jedes Kind das kann, was Jahrtausende hindurch die Menschheit nicht konnte, bis vielleicht das größte Genie, dessen Namen die undankbare Nachwelt vergessen hat, die Erfindung machte: Worte in Buchstaben zerlegen. Mit der Erfindung des Einerseits und Andererseits ist es ähnlich. Einmal gemacht, wird sie bald Gemeingut Aller, aber sie machen, war keine kleine und keine unwichtige Sache. Das Betrachten nämlich von mehreren verschiedenen Gesichtspunkten aus, macht der Einfalt in der Betrachtung ein Ende, da diese, wie das Wort ganz richtig andeutet, ganz einfach, von einem einzigen Punkte aus, Alles beurtheilt. Je mehr man sich an jene vielseitige Betrachtungsweise gewöhnt hat, um so seltsamer erscheint es uns, wo sie noch nicht angewandt wird, und mancher Vater ist schon, wenn sein Sohn ihn fragt: ob Hannibal

ein guter oder ein schlechter Mensch war, ungeduldig geworden über eine so „einfältige“ Frage; sie ist es wirklich, weil sie die mehrfältigen Gesichtspunkte, unter welchen der Vater den karthagischen Helden betrachtet, nicht ahndet. Nennt man nun das von mehreren Punkten aus betrachten, Reflexion oder auch Raisonnement, so wird man in dem Einerseits und Andererseits das eigentliche Fundament, und in den Erfindern derselben die wahren Väter des Raisonnements anerkennen müssen. Die Sophistik ist die Kunst des Raisonnements, und jeder stellt sich sobald er reflectirt, oder raisonnirt, auf den Standpunkt, auf welchen die Sophisten zuerst gelehrt haben, sich zu erheben. — Wenn aber dies, so ist der Zusammenhang zwischen dem Ziel welches sie sich versetzten, dem Gescheidtmachen, und dem Mittel dessen sie sich bedienten, dem Geltendmachen der verschiedenen Gesichtspunkte, ein sehr natürlicher. Die Vielseitigkeit macht den gescheidten Mann, und von jenem einfältig fragenden Knaben sagen wir mit Recht, er sey nicht recht gescheidt, weil er nicht scheidet, was der Vater zu distinguiren pflegt, und was in den Worten gut und schlecht, wie sie der Knabe braucht, ganz ungeschieden und confus vereinigt ist. Es ist dann ferner ganz begreiflich, warum die Sophisten des achtzehnten Jahrhunderts, wie wir die Väter der Aufklärung

•

nennen können, ihren Kampf gegen die finsternen Vorurtheile mit denselben Waffen führten, deren sich die Aufklärer im perikleischen Zeitalter bedient hatten, mit dem Geltendmachen der verschiedensten Gesichtspunkte. In der That, indem sie zeigen, wie es nur von unserem Raisonnement abhängt, ob die Aussicht von der Spitze des Ätna ein wunderschönes Panorama ist, oder ein Bild völlig erreichter Glückseligkeit, gewöhnen sie daran, aus Allem Alles zu machen, Nichts so zu respectiren, daß man es unverändert und unangetastet müßte stehen lassen, lehren sie Alles in den aller verschiedensten Weisen beurtheilen, worin ja eben das Gegentheil des Gebundenseyns durch feste Vorurtheile besteht. Nichts macht vorurtheilsloser als das Raisonnement, weil man dadurch von jeder Ansicht loskommt. Nichts aber am Ende auch mächtiger. Wer nämlich seinen Stoff so zu beherrschen weiß, daß er nach Gefallen jede mögliche Seite an demselben hervorheben kann, der hat damit auch die Fähigkeit erlangt, was ihm wünschenswerth erscheint so darzustellen, daß die, von denen die Erfüllung seines Wunsches abhängt, darin ihren eignen Vortheil oder aber auch Etwas sehn, was ihnen Ehre machen wird, kurz die Kunst der Überredung ist eigentlich nur die Kunst des Raisonnements, und man muß es als etwas ganz Natürliches ansehen, wenn

die Sophisten die ersten Lehrer der Beredsamkeit wurden. Es heißt diese Kunst nicht herabsetzen, wenn man sie Überredungskunst nennt, denn es ist ganz willkürlich und gründet sich auf gar kein Recht, wenn man bei dem Worte „Überreden“ nur an die Fälle denkt, wo ein Irrthum Einem glaublich gemacht wird. Ich habe den Anderen nicht weniger überredet, wenn ich ihm alle die Gründe auseinanderlegte, die zur Rückkehr zum Guten rathen, als wenn ich ihn durch meine Reden dahin brachte, den Pfad der Tugend zu verlassen. Eines wie das Andere aber wird nicht geleistet durch strenge mathematische Deduction, denn die läßt kalt, und bewegt zu keinem Thun, sondern durch Vielseitigkeit des Raisonnements. Man zeige die Seiten, durch welche sich eine That empfiehlt, und man wird zu ihr bewogen, man weise die auf, die sie verdammenwerth machen, und man wird vor ihr abschrecken, beides aber vermag nur, wer die Kunst des Raisonnements inne hat; je mehr er sie beherrscht, desto unwiderstehlicher wird seine Rede, je mehr wird er im Stande seyn, auch die aller Verschiedensten herum zu kriegen. War aber jene Kunst nur das geschickte Handhaben des Einerseits und Andererseits, so war es wahrlich nicht zu verwundern, wenn gerade die geistreicheren unter den *Athenischen* Jünglingen denen Beifall zollten, die auf

den Gebrauch dieser Zauberworte hinwiesen. Sie ahndeten, daß die Fertigkeit im Lehren dieser Worte nothwendig dazu führen müsse, jedem Dinge die Seite abzugewinnen, die darum so stark ist, weil sie den Zuhörer an seiner schwachen faßt.

Eben so wenig aber wird man sich darüber wundern dürfen, wenn der alte und ehrenfeste Bürger der Stadt den Kopf schüttelte und nichts Gutes ahndete bei diesen bis dahin unbekannten Kunststücken. Die Betrachtungsweise, welche der Einfalt den Krieg erklärt, sie muß früher oder später auch dem einfältigen Glauben und der Einfalt der Sitten gefährlich werden. In der That besteht alles das, was man unbefangene Pietät nennt, nur in der Reflexionslosigkeit und der Abwesenheit jeglichen Raisonnements. Für den frommen Glauben bietet die religiöse Wahrheit nur die eine Seite dar, daß sie von der Gottheit geoffenbarte Lehre ist, nur von der einen Seite sieht der rechtschaffene Bürger vom rechten Schrot und Korn die vaterländischen Gesetze an, daß sie seit unvordenklicher Zeit gelten, daß wir sie befolgen müssen, wie unsere Väter sie befolgt haben. Wer aber erst gelernt hat von Menschen und Tischen nachzuweisen, daß sie auch noch von einer andern Seite betrachtet werden können, was wird den hindern nun zu sagen, nur einerseits sey die Religion göttlichen

Ursprungs, andrerseits aber muthe sie uns allerlei Unbegreifliches zu, und eben so sey es nur die eine Seite an den vaterländischen Gesetzen, daß sie so lange gelten, eine andere Seite derselben sey, daß nur die Mächtigen von ihnen Vortheil haben? Es ist nicht ohne Grund, was man zu allen Zeiten gesagt hat, daß die Aufklärung auch ihre Gefahren hat, die Künste des Protagoras und Gorgias sie bieten eine Seite dar, nach der sie wirklich lose Künste sind, und daß die Worte Sophist im Alterthum, Aufklärer in der neueren Zeit, eine böse Nebenbedeutung bekommen haben, daß die redlichen Bürger dort, von einem Gewaltigwerden, und fromme Gemüther hier, von der Freisinnigkeit und Kühnheit der starken Geister Nichts hören wollten, wir können es ihnen nicht verdenken. Sene Gewaltigen, Freien und Starken sind nämlich zu einem solchen Bewußtseyn ihrer Fähigkeit, mit Allem umzuspringen gekommen, daß sie zuletzt gar Nichts mehr respectirten, daß im Alterthum der Eine sich erbietet, die Kunst zu lehren wie man vor Gericht die schlechte Sache als gut, die gute als schlecht darstellen kann, der Andere sich rühmt, ganz gleich überredend für oder wider jeden Gegenstand sprechen zu können, und in dem Zeitalter der Aufklärung Mancher mit ganz gleicher Virtuosität am Vormittage auf der Kanzel das Dogma verthei-



digt, daß er am Abend in fröhlicher Gesellschaft mit frechem Wize verspottet. Auch der Krieg gegen die Vorurtheile, um deßwillen die alten und modernen Sophisten sich, und um dessentwillen wir sie rühmen, er bietet, um die Aufklärer mit ihren eignen Worten anzugreifen, zwei verschiedene Seiten der Beurtheilung dar. Einmal entwurzelt er manchen inveterirten Irrthum, andrerseits aber sind auch die heiligsten Überzeugungen, sind Pietät der Kinder gegen die Eltern, des Kirchengliedes gegen die Kirche, des Bürgers gegen den Staat, so lange sie nicht wissenschaftlich geprüft sind, und das ist doch bei den Wenigsten der Fall, auch Vorurtheile, obgleich nicht irrige, sondern berechtigte und wahre. Allen Vorurtheilen den Krieg erklären, heißt eben darum die Gemüther alles wesentlichen Inhaltes entleeren, heißt, um die verdorbene Luft aus einem Raum zu schaffen, anstatt des Ventilators die Luftpumpe brauchen, und mit ihr zwar die mephitischen Dünste, zugleich aber auch alle Bedingungen des Lebens wegschaffen.

Gerade so doppelseitig wie die Sophistik und Aufklärung sich hinsichtlich ihres Einflusses überhaupt zeigt, gerade so zeigt auch ihr Verhältniß zur Philosophie ein Janusantlitz. Auf dieses Verhältniß ist um so mehr einzugehn, als nach dem hieher Gesagten der Anschein entstehen könnte, als hätten die Recht,

welche zwar den Sophisten zugestehn, daß sie für die Verbreitung allgemeiner Bildung, für Ausbildung der Sprache und Beredtsamkeit wichtig, dagegen für die eigentliche Philosophie ohne alle Bedeutung gewesen, ja die eigentlichen Repräsentanten der Nicht-Philosophie seyen. Obgleich sich unter denen, die dies behaupten, sehr berühmte Namen finden, so zeigt eine genauere Betrachtung der Entwicklung der Philosophie, daß die Geschichte anders geurtheilt hat, als diese Männer. Es ist nämlich kein Zufall, daß im Verlauf der Geschichte der Philosophie, die Aufklärung und der Kampf des Raisonnements gegen die Vorurtheile, zwei Mal als der Vorläufer eines ganz neuen Aufschwunges der Philosophie aufgetreten ist, daß die Sophistik im Alterthum als der Johannes Baptista des Sokratismus, die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts als der Vorläufer Kants erscheint. Der Gedanke liegt zu nahe, als daß er nicht hätte oft ausgesprochen werden sollen, daß zwischen Sokrates und Kant eine große Analogie Statt finde. Man hat sich aber gewöhnlich bei der Parallele zwischen beiden auf ganz Einzelnes beschränkt, anstatt vielmehr ihre ganze Stellung zu ihren Vorläufern und Nachfolgern ins Auge zu fassen. Zwei Punkte sind es hier besonders, die bei der richtigen Würdigung *beider im Auge behalten werden müssen*: Einmal, daß

krates sowohl als Kant darin Epoche in der Geschichte machen, daß sie von einem ganz neuen Punkte Alles zu betrachten lehren, daß der Erstere, indem er die Selbsterkenntniß als die höchste Weisheit setzte, t, wie man dem Cicero nachgesprochen hat, die Philosophie vom Himmel auf die Erde herabzog, wern umgekehrt, da die von den älteren Physikern vom Anaxagoras betrachteten Himmelskörper nur en sind, die Aufmerksamkeit von den Erden aber das hingelenkt hat, worin der Himmel (freilich die Hölle) zu finden ist, auf das eigne Ich, daß verum Kant den Versuch macht, den er selbst mit des Kopernikus vergleicht, nicht mehr wie bisher nehmen, daß sich unser Denken nach den Gegen- den richtet, sondern umgekehrt, daß sich die Gegen- de nach unserem Denken richten müssen. Beide nuthungen aber können nur zu einer Zeit gemacht den, wo das Raisonnement frei gemacht hat von m was bis dahin als fest und unerschütterlich ge- en hat, wo die Menschen eine solche Leichtigkeit ng haben, jeden möglichen Gesichtspunkt geltend nachen, daß ihnen auch zugemuthet werden kann, . Ausgangspunkt ihres Denkens zu machen, was , der an dem bisher Gültigen festhält, geradezu Aberwitz erscheinen muß. Nur dem vorausgegan- :n Einfluß der aufklärenden Raisonneur danken

es die beiden kühnen Neuerer, daß auch von ihren Lehren gesagt wird: „das lasse sich (gleichfalls) hören.“ Kant aber und Sokrates sind nicht bloß Neuerer, sondern die Größe dieser beiden Heroen zeigt sich zweitens darin, daß (wie namentlich die spätere Entwicklung gezeigt hat) Alles was die vorausgegangenen Philosophen gelehrt hatten, in ihre Systeme mit aufgenommen, darin verarbeitet und assimilirt ist. Wie viel Eleatisches und Heraklitisches im Sokratismus liegt, das haben die kleineren Sokratischen Schulen, wie viel Dogmatisches und Skeptisches in Kant, das haben die Kantianer, besonders Reinhold und Maimon gezeigt. Dazu aber, daß diese entgegengesetzten Elemente sich durchdringen, dazu ist zuerst nöthig, daß sie mit einander gemengt werden, und dies haben die Aufklärer der alten und neuen Zeit geleistet. In unsystematischer Vielseitigkeit verbinden sie das Heterogenste — (dort Eleatisches und Atomistisches, hier Wolffsche Philosophie mit den Lehren Berkeley's und Hume's) — zu einem bloßen Gemenge; wenn aber da der electriche Funke Sokratischen oder Kantischen Genie's hindurchblitzt, so ist an die Stelle des Gemenges etwas ganz Neues getreten, das freilich der geschickte Chemiker hernach wieder zerlegen kann, das aber mehr ist als jenes Gemisch. Man kann daher *gar nicht* treffender das Verhältniß jener Vorläufer

zu dem auf sie folgenden Philosophen aussprechen, als Plato es an demselben Orte thut, wo er von den Künsten der Sophisten spricht. Er tadelt es da, daß sie vom Menschen lehrten er sey Eines, und daneben auch Vieles, er verlangt von dem Philosophen, derselbe solle nachweisen, daß das Eine an ihm selbst Vieles ist, d. h. er will nicht nur Juxtaposition sondern Intususeption der verschiedenen Elemente, wie sie sein Meister, Sokrates, darbot. Man vergesse aber nicht, daß, damit sich eine solche innige chemische Verbindung bilde, zunächst eine mechanische Vereinigung vorausgehn muß. Auch der stärkste electrische Funke bildet kein Wasser, er bedarf dazu der unter einander gemengten Gase. Wie also die Vorurtheilslosigkeit, welche die Aufklärung schuf, die Vorbedingung war, daß die neue Lehre Boden gewinne, so ist die unsystematische Vielseitigkeit zu der die Sophistik bringt, die unerläßliche Bedingung dazu, daß eine Lehre Anklang finde, die allseitig ist und zugleich ein System. Mit einem Worte, die Sophistik und Aufklärung bildet die Brücke zu den neuen Standpunkten, durch jene muß hindurchgegangen seyn, ehe es möglich ist zu diesen zu gelangen.

Durch sie hindurch. Der Philosoph also, dessen Vorläufer die Sophisten waren, wird sie hinter sich lassen müssen. Was wird aber davon die Folge seyn

müssen? Daß den Altgläubigen, denen die Aufklärung bedenklich schien, der Philosoph als der Schlimmste unter den Gefährlichen erscheinen muß. So macht der, trotz alles seines Muthwillens, mit Ernst an alter Art und Sitte hängende Aristophanes zwischen dem Sokrates und den Sophisten keinen Unterschied, schiebt jenem in den Mund, was Protogoras gesagt hatte, und eben so zeigen die Maaßregeln des Wöllnerschen Ministeriums gegen Kant, als er seine Religionslehre veröffentlichte, daß die religiöse Reaction zwischen ihm und Eberhard oder irgend einem andern Repräsentanten der Aufklärung keinen Unterschied machte. Ganz anders wird dagegen das Urtheil der Aufklärer lauten; da der Philosoph ihren Standpunkt verlassen hat, stellen sie natürlich ihn zu den Nicht-Aufgeklärten, sind aber, obgleich sie stets vom Gescheidtsseyn sprechen, nicht gescheidt genug, den, der es noch nicht ist von dem zu unterscheiden, der es nicht mehr ist, weil er mehr ist als dies. Wenn des Sokrates Genius ihm vorschreibt, die vaterländischen Geseze zu befolgen, so lächelt der Sophist über den Beschränkten, der es nicht wagt, nur den eignen Nutzen und das eigne Belieben zu berücksichtigen, sondern Rücksicht nimmt auf die Vorurtheile der Masse; er vergißt, daß durch die Beistimmung des eignen Genius das Vorurtheil aufgehört hat Vorurtheil zu

seyn, daß es eine auf eigenem Urtheil beruhende Überzeugung wurde. Und wieder: Wenn Kant in dem Buche, welches ihm das Mißfallen der Censurkommission und des Ministeriums zuzog, nachweist, daß in den Lehren von der Erbsünde und der Erlösung viel mehr Vernunft liegt, als die Leute meinen, so erheben die Aufgeklärten ihre Stimme wider diese Nachgiebigkeit gegen den Wust des dunklen Mittelalters, oder überreden wenigstens alle Welt, Kant rede so nur, um es mit den mächtigen Herren nicht zu verderben. Oder aber, wenn er, der Mitarbeiter an der Berliner Monatsschrift, diesem Organ der Aufklärung, streng systematische Arbeiten in einer exacten Schul-Terminologie gibt, so wird er dafür von dem aufgeklärten Buchhändler, der das Privilegium für sich in Anspruch nimmt, Beurtheiler und Verleger alles dessen zu seyn, was Licht verbreitet, in einem witzig seynsollenden Roman als ein veralteter Pedant verspottet. Alle Urheber dieser Angriffe bedenken nicht, daß: ein Dogma um der Vernünftigkeit seines Inhaltes willen annehmen, nicht mehr heißt vom blinden Glauben beherrscht seyn, und wieder, daß das System des Kriticismus als ein neues, die veralteten Systeme und ihre veralteten Formen eben so hinter sich gelassen hat, wie der geschmackvolle Schriftsteller, welcher in der Sprache der

gebildeten Conversation die Fragen spielend beantwortet, an denen sich die Philosophen der früheren Generationen abgearbeitet hatten. — Der Philosoph wird es begreifen, eben darum aber auch ruhig ertragen, wenn gleichzeitig er Sophist geächtet und als Vertheidiger antiquirter Vorurtheile bezeichnet wird, ganz wie Sokrates darüber lächelt, daß er als Repräsentant der Sophistik auf die Bühne gebracht wird, und Kant den Ungrund darin nachweist, daß man ihn einen Anhänger Spinoza's oder Hume's oder irgend eines älteren Systematikers nennt. Wie aber wird er seinerseits die anschn, die ihm so entgegengesetzte Vorwürfe machen, und wie im Verkehr mit ihnen sich stellen? Dem Vorurtheil wird natürlich der Philosoph seine Unklarheit vorwerfen, wird fordern, daß es in Frage gestellt, dem Raisonnement unterworfen werde, und daß sich Niemand einseitig dem entziehe, auch die entgegengesetzte Ansicht unparteiisch zu prüfen. Dort wieder, wo sich Einer des rühmt: vorurtheilslos zu seyn, da wird der Philosoph zusehn, ob er nur das voreilige Urtheilen los wurde, oder ob er nicht gar jedes Urtheils, jeder Überzeugung sich entledigt hat. In diesem letzteren Falle wird er dem Aufgeklärten vorwerfen, daß sein Standpunkt hohl und leer ist, daß vor dem Lichte, welches *er so rühmt*, nicht nur das Dunkel, sondern auch alle

Pracht der Farben verschwand, und der starke Geist, der sich rühmt Nichts zu glauben, mit dem Irrthum auch die Wahrheit über Bord geworfen hat. In dieser Stellung es jenen Beiden recht zu machen, das darf der Philosoph nicht hoffen, dies aber ist ein Grund mehr, seinen Standpunkt hoch zu stellen: des zweideutigen Glückes, das dem juste milieu stets widerfährt, von entgegengesetzten Parteien zu den Ihrigen gezollt zu werden, schämt sich am Ende doch jeder ehrliebende Mensch, es macht ihn irre an seiner eignen Aufrichtigkeit. Ganz anders dort, wo Beide uns detestiren, da weiß man wenigstens, daß man nicht um Beider Beifall geworben hat, und es ist die Möglichkeit gegeben, daß man nicht die fade Mitte zwischen den Extremen bildet, sondern die vornehme Stellung über ihnen einnimmt. Diese kommt nun wirklich der Philosophie zu, deren Vorläufer die Aufklärung war, weil sie nämlich nicht nur, wie eben gezeigt ward, jedes der beiden Extreme von ihrer Einseitigkeit befreit, sondern weil sie jedem sogar in dem überlegen ist, worauf es sich besonders viel zu Gute thut. Die einfache Pietät, die nichts vom Raisonnement der Aufklärung wissen will, sie rühmt sich so gern der Festigkeit ihres Glaubens. Verdient sie wohl diesen Ruhm, wo sie jede Reflexion flieht, weil diese sie unsicher machen könne? Kann man solchen Unglauben an den eignen Glauben und an

die Festigkeit desselben, Sicherheit nennen? Ist nicht vielmehr der seiner Sache viel sicherer, der weil er ihn in seiner Schwäche kennen lernte, gewiß ist, daß kein Zweifel ihm seine Überzeugung rauben kann? Der Vorurtheilslose wieder, er prahlt mit seiner Aufklärung, weil er Nichts glaube. Hat er noch niemals die Erfahrung gemacht, daß die Ungebildeten am Schnellsten damit bei der Hand sind, wenn sie von einer neuen Entdeckung hören, ungläubig den Kopf zu schütteln, während der aller Aufgeklärteste der seyn möchte, der Alles untersucht, d. h. ehe es widerlegt ist an die Möglichkeit glaubt? Das leichtgläubige Annehmen des Vorurtheilsvollen, das leichtfertige Absprechen des Vorurtheilslosen, dem Urtheilsvollen ist beides zu leicht, ihn lockt nur das Schwere, das Gediegene und Erprobte.

Wo darum die Sophistik die Philosophie vertreten will, wo anstatt der in das innerste Wesen dringenden, allseitigen, Deduction, das die verschiedenen Gesichtspunkte geltend machende, vielseitige bloße Raisonement allein Wissenschaft seyn will, da wird man freilich gegen sie auftreten müssen. Es fragt sich aber, ob jene tiefeindringende Deduction überall am Platz ist, und ob es nicht Gebiete gibt, in welchen das Licht verbreitende Raisonement das *allein passende* Verständigungsmittel ist? Vorhin warb schon auf die oratorische Thätigkeit hingewiesen. Auf

der Kanzel, auf der Tribüne, vor den Geschwornen wäre es nicht am Platz, schulmäßige Deductionen zu geben, hierher gehört, mit Hegel zu sprechen, „die geistreiche Reflexion die den Begriff hindurchscheinen läßt“, nicht ihn selber entwickelt. Eben so dort, wo man sich den Zweck gesetzt hat, nicht sowohl die Wissenschaft vor den Augen des Lesers oder Zuhörers entstehen, die Wahrheit resultiren zu lassen, sondern die gefundenen Resultate mitzutheilen und annehmbar zu machen. Je mehr der Seiten hier aufgezeigt werden, je überraschender die verschiedenen Gesichtspunkte hervortreten, um so fesselnder wird der Vortrag seyn, um so mehr wird er interessiren, um so sicherer seinen Zweck erreichen. Auch wer die Ansicht nicht theilt, die heut zu Tage oft ausgesprochen wird, daß die Zeit der philosophischen Systeme vorüber sey, was consequent festgehalten zu dem Resultate führen würde, daß zum dritten Male die Zeit gekommen sey, wo die Sophistik, indem sie alle bisherigen Systeme in geistreiches Raisonnement verwandelt, den Boden zu mischen habe, damit eine bis dahin unbekannte Blume ihm entwachse, auch wer diese Ansicht nicht theilt, wird dort, wo es sich darum handelt, außerhalb der Schule zu besprechen, was die strenge Wissenschaft deducirte, in dem lichtvollen aufklärenden Raisonnement d. h. in der Sophistik, das einzig passende Mittel sehn. Einem Gegner den Namen

eines Sophisten beilegen ist, obgleich es sehr häufig geschieht, überhaupt etwas unvorsichtig, denn die Erwiderung liegt ihm doch zu nahe, man zeige durch seine Einwände, daß er die Gabe des Geheidtmachens gerade gar nicht habe. Wird nun aber gar dieser Ausdruck dort gebraucht, wo Einer gar nicht die Absicht hat, streng wissenschaftliche Beweise zu geben, sondern wo er, sey es in einer Rede, sey es in einer für ein größeres Publikum berechneten Auseinandersetzung, einen Gegenstand beleuchten, Aufklärung über ihn geben will, so ist jener Name geradezu ein Eospruch. Was wollte man auch mehr verlangen als daß einer Betrachtung, wie z. B. die vorstehende ist, zugestanden würde, sie habe manches Vorurtheil gegen die Sophisten zerstreut und habe dies geleistet, indem sie dazu brachte dieselben nicht mehr einseitig zu verurtheilen, d. h. sie habe das Ziel der Sophisten mit ihren Mitteln erreicht? So weit ihr dies gelungen ist, so weit ist sie auch gewesen, als was sie sich angekündigt hat, eine Ehrenrettung der Sophistik, und wenn sie ihre Aufgabe in der Form einer Selbstvertheidigung löste, so wird das Bedenken, daß von Sokrates bis auf Eugen Aram die sich selbst vertheidigten wenig Glück hatten, durch den Trost aufgewogen, daß man ihre Vertheidigungsreden wenigstens *aufmerksam* anhörte und noch liest.



VIII.

Über das

Heidnische im Christenthum.

1854.

In den letzten Monaten ist in den Zeitungen, und zwar den allerverschiedensten, so viel gegen die Marmorgruppen auf der Berliner Schloßbrücke gesprochen worden, daß sie es auf dem Gewissen haben, wenn es Manchem, der als Fremder Berlin besuchte, gegangen ist, wie mir: mein erster Gang galt jener Brücke. Zuerst überraschten mich, da ich doch gelesen hatte, ein sitzames Mädchen müsse, wenn es über die Brücke gehe, die Augen niederschlagen, die zimmerhohen Sockel, auf welchen die anstößigen Gegenstände stehn, denn nur Goliaths Töchter oder Gargantua's Enkelinnen laufen jetzt Gefahr, wider Willen Etwas zu erblicken, was sie nicht sehen mögen. Bei dem gewöhnlichen Wuchse der Berliner Damen braucht eine strenge Vestalin durchaus nicht herunter-, sie braucht eben nur nicht hinauf zu blicken. Als ich dann weiter, auf die Gefahr hin, mir den Nacken zu verrenken, die Gruppen genauer betrachtete und dabei mich auf das besann, was die Civis und Unus pro multis gegen das Nackte gesagt hatten, kam mir der

Gedanke, Berlin sey zu der Prüderie amerikanisch Damen gelangt, die ihren Flügelpianofortes Inexpressibles anthun sollen, oder zu der Züchtigkeit des Papstes, der einer antiken weiblichen Statue im Vatican ein Hemde von Gips anziehen ließ, welches noch jetzt trägt, da sein Nachfolger, obgleich ihn diese Sache ärgern soll, nicht den Muth hat, im entgegengesetzten Sinne der Schönen bei ihrer Toilette helfen. Indeß, diese meine Furcht, Berlin sey unverschämt geworden, verlor sich bald. Denn da noch an demselben Abend sehen konnte, wie im Theater die Männer ihre Augen bewaffneten, damit ihr Nichts von Pepita's herrlichen Gliedern entgehe, und dabei hören, wie die Frauen mit Entzücken die Schönheit dieser Formen zergliederten, da sah ich ein, daß ich mich ganz unnütz geängstigt hatte. Kurz, habe mich sehr bald überzeugt, daß alle die Recitationen gegen die Gruppen, die im Namen der Züchtigkeit und Tugend aufgetreten, Nichts mehr als Symptome der Lust, Alles zu bekritteln, die so da sich regt, wo ein kunstsinziger Fürst der eigne Stadt ein Geschenk macht, um die uns jede andere Hauptstadt beneiden kann. — Viel wichtiger als die Stimmen, die übrigens schon selten geworden sind und bald verhallen werden, sind die, welche von einer andern Seite her sich erheben, und nicht dieselbe

; nackte Gestalten, sondern daß mythologische Gegenstände dargestellt wurden, durch deren Anwesen der, ohnedies zu sehr herrschende, heidnische Sinn genährt und verbreitet werde. Ich nenne diese immer viel wichtiger, weil sie neue Symptome der sehr weit verbreiteten Ansicht sind, die immer mehr um sich greift, nach welcher alle Übel unserer Zeit nur darin ihren Grund haben sollen, daß unsere Art- und Anschauungsweise so viel Heidnisches enthalte. Als vor einiger Zeit ein hochgestellter Gelehrter in Frankreich den Vorschlag machte, man solle in gelehrten Schulen nicht mehr die heidnischen Schriftsteller lesen lassen, zog er eigentlich nur die falsche Folgerung aus dem, was in den verschiedensten Formen, auch bei uns, sehr oft ausgesprochen worden ist. Bald hat man uns erzählt, wir hätten wegen keine Anhänglichkeit an unsere Fürsten, wir auf der Schule nur die Republik und die römische Bürgertugend verehren lernten, bald redeten uns vor, daß nur deswegen Mancher durch die Naturwissenschaft vom Glauben abgeführt werde, weil noch immer nach den Grundsätzen des Aristoteles, jedes Erzheiden, getrieben werde, bald endlich soll Beschäftigung mit der reizendsten aber eben darum gefährlichsten Form des Heidenthums, mit dem Griechenthum, zu einer Vergötterung der Schönheit führen,

deren Cultus immer mehr an die Stelle der R
trete. Wenn sie dann Alle sich zu der einen B
tung vereinigen: dem, leider verfallenden, G
thume sey nur zu helfen durch Entfernung al
heidnischen, was sich allmählig eingeschlichen h
gehört Muth dazu, einem solchen Unisono geg
nicht zu schweigen. Ich will es dennoch wagen
weil ich meiner Lunge die Kraft zutraue, ei
mächtigen Chor zu überschreien, sondern w
weiß, daß auch ein schwacher Ton unter vi
kern vernehmlich wird, wenn er mit ihnen i
Consonanz steht. In der That möchte, wenn
Frage aufwerfe, ob an jener eben erwähnte
hauptung Etwas dran ist? die Antwort in
dender Dissonanz stehn mit dem, was Solche k
ten, die gewohnt sind, in Sachen des Christe
und der Christlichkeit das große Wort zu
Dies schließt aber nicht die Möglichkeit aus, i
Antwort, zu der wir gelangen, richtig ist und
so alt, wie das Christenthum selbst.

1.

Das Christenthum. Obgleich dieses Wort z
gehört, die, wie das Wort Freiheit, Keinen
gültig lassen, da auch des Gegners Blut an
wo es ausgesprochen wird, so geht es ihm dr

am. Gerade wie das andere, mit dem es eben zusammengestellt wurde, wird es fortwährend gebraucht, wirkt in dem Einen Begeisterung, in dem Andern Empörung, ohne daß sie doch wissen, was es eigentlich besagt. Wie viele verstehen nicht unter Freiheit nur das negative Nicht-gebunden-seyn, was sie auch, was sie aber nicht allein ist? Gerade so dient das Wort Christenthum sehr Vielen nur dazu, einen Theil dessen zu bezeichnen, was darin besagt ist. Schon die Analogie mit gleichgebildeten Worten sollte vor solcher Beschränkung warnen. Würde man es nicht seltsam finden, wenn man unter Ritterthum oder Römerthum nur einen Theil des ritterlichen oder römischen Wesens verstünde, wenn man sagen wollte, Deutschthum heißt deutsche Sprache, Griechenthum griechische Kunst, Alterthum bedeutet so viel wie antike Erziehung? Und doch begeht man diese selbe Seltsamkeit, wenn man unter Christenthum nur eine einer Äußerungen, die Religion nämlich, versteht, die, sey sie auch immerhin die vornehmste unter den Erscheinungen des christlichen Lebens, doch nicht für sich allein den Namen in Anspruch nehmen kann, der allen Erscheinungen des neuen Lebens, oder vielmehr diesem neuen Leben selbst in seiner Ganzheit und Fülle, zukommt. Dieses neue Leben erscheint zuerst in seiner concentrirtesten Gestalt in dem Einen, der

eben deshalb nicht an diesem Leben nur Theil hat, sondern es selbst ist und sich mit Recht das Leben nennt. Es entwickelt sich und wächst, indem es nicht mehr nur in Ihm allein existirt, sondern immer mehr Alle und Alles durchdringt, bis endlich es, und eben darum Er, der dieses neue Leben ist, überall sichtbar seyn wird, wie der Blitz, der vom Aufgang bis zum Niedergang leuchtet. In diesem seinem vollen Sinne, als das ganze neue Leben, wie es in Allem sich zeigt, in der neuen Religion, in der neugestalteten Sitte, in dem erneuten Familienleben, in der aus dem neuen Geiste erzeugten Kunst und Wissenschaft, in den durch den neuen Geist verklärten Rechts- und Staatsverhältnissen, in diesem nehmen wir das Wort Christenthum, wenn wir uns die Frage zu beantworten suchen, wie es sich zur heidnischen Weltanschauung verhält und wie sie zu ihm?

Da gibt uns sogleich einen bedeut samen Wink die Art und Weise, wie sich zu dem ersten Erscheinen des neuen Lebens die Heidenwelt verhält. An die Krippe von Bethlehem treten nicht nur fromme jüdische Hirten, denen die Boten ihres strengen und eifrigen Gottes ankündigten, daß die Zeit des Zuchtmeisters vorüber, die des Friedens und der Freude gekommen sey, sondern zu demselben Ziele werden die heidnischen Magier von der Macht hingewiesen,

die ihnen als Gott gilt: das Weisß der Gestirne hat ihnen geboten, den König des neuen Reiches aufzusuchen. In der That, wenn man sieht, wie in der heiligen Schrift das, was die Heiden in den Sternen lasen, ganz eben so als ein Wegweiser auf Christum hin behandelt wird, wie der Engelsruf, den die jüdischen Hirten vernahmen, wenn man bedenkt, daß in einem der ältesten und schönsten Kirchenlieder das sich erhalten hat, neben den Alttestamentlichen Sängern der Psalmen die heidnische Sybille als Prophetin von des Herren Tag gestellt wird, wenn wir in dem merkwürdigen Gedicht des theologischsten unter allen Dichtern die heidnischen Weisen stets neben den Propheten des alten Bundes erwähnt finden, so müssen wir gestehn: als die ursprüngliche kann die Ansicht nicht angesehen werden, nach welcher das Heidenthum nur von dem Christenthum abzieht. Viele Jahrhunderte galten, und es gelten bei einem großen Theil der Christenheit noch heute die Heidenthümer als heilige Zeugen für's Christenthum und als Vorläufer desselben, und fromme Künstler hielten es nicht für einen Raub an der Göttlichkeit des heiligen Kindes, wenn sie es greifen ließen nach den Opfergaben, die das Heidenthum zu seinen Füßen ausbreitete, nicht für eine Versündigung an der Heiligkeit der Jungfrau, wenn sie dieselbe darstellten mit den Perlen geschmückt, die eine

Gabe der heidnischen Sterndeuter waren. Es ist erst die Neuzeit, die so mißtrauisch geworden ist gegen alle Gaben des Heidenthums; erst sie fürchtet Alles, was nicht seinen ersten Ursprung innerhalb der christlichen Anschauungen hat, erst sie ist so puristisch in ihrer Christlichkeit, daß sie — den Berliner Glauben gefährdet erachtet, wenn nicht auf jedem Granitblock der Schloßbrücke ein Crucifix steht anstatt der Siegesgöttin oder einer andern heidnisch erdachten Gruppe.

Sollte aber nicht die Neuzeit hierin ganz Recht haben? Recht gerade wegen des eben Ausgesprochenen, daß das Heidenthum auf das Christenthum hinweise als sein Vorläufer? Darin liegt doch, daß es eben nur vor der christlichen Zeit, nicht in ihr, eine Berechtigung hat, ganz wie die heidnischen Proselyten des Thors vor dem Heiligthum, nicht in ihm, ihren Platz hatten. Mit Recht, so scheint es, muß jede heidnische Anschauung innerhalb der christlichen Welt als reactionär im schlechtesten Sinne des Wortes gelten, da sie ja zurückbringe; dahin zurück, wo die Menschheit noch von den Schranken des Irrthums wie eine Festung von ihren Mauern und Wällen umschlossen war, während ja der Fortschritt, den die Menschheit an der Hand des Christenthums gemacht hat, darin bestehe, daß sie jene beengenden Mauern *hinter sich* ließ. — Wäre wirklich die Menschheit

nach das Christenthum dazu angeleitet, so möchte man versucht werden, dies eine Verleitung zu nennen, wenn es bleibt stets eine bedenkliche Taktik, einen festen Maß, anstatt ihn einzunehmen, hinter sich zu lassen. Das Christenthum verdient aber diesen Vorwurf nicht; vielmehr hat es durch die Einnahme der feindlichen Bollwerke seine Eroberungen gesichert. Es hat sie in-, d. h. wirklich in sich aufgenommen, sie bilden jetzt einen seiner festen Punkte; zu einem andern ward ihm das, dem Heidenthum diametral entgegengesetzte Judenthum, welches wir aber hier nur insoweit zu berücksichtigen haben, als dadurch unser eigentlicher Gegenstand, das Verhältniß des Christenthums zum heidnischen Wesen, klarer wird. Wir können dieses Verhältniß so formuliren: das Christenthum schließt das Heidnische nicht aus, sondern ein, es findet sich wirklich in ihm nicht nur etwas, sondern viel Heidnisches, es hat sich dasselbe aber nicht, wie die heutige Heidenfurcht meint, in das Christenthum eingeschlichen, sondern dieses hat ihm geoffentlich Thor und Thür geöffnet, und ernährt und erhält zu seinem eignen Frommen die heidnischen Elemente; sie sind der Knecht des Hauses, oder besser: der Tempeldiener, wenn es in seinen Dienst und seine Pflicht genommen. Obgleich diese Sätze eigentlich von Keinem bestritten werden können, welcher behauptet, daß das Christen-

thum des Heidenthums Herr geworden sey und immer mehr werden solle, worin doch gewiß liegt, daß das letztere zu seinem Diener bestimmt ist, so wird man doch mit ihnen nicht so leichten Kaufes durchkommen. Ihre völlige Rechtfertigung aber finden sie in dem Nachweise, daß das Christenthum zwar nicht aus dem Heidenthume allein, aber doch auch aus ihm, vermittelt seiner Durchdringung mit dem Judenthum, entsteht und sich entwickelt, und daß fortwährend an diese Durchdringung das Sein und der Bestand des Christenthums gebunden ist.

Die Entstehung des Christenthums ist durch das Heidenthum und seine Vereinigung mit dem Judenthum bedingt. Wo beide ihre spröde Stellung gegen einander aufgeben, wo griechische Weltweise ihre vornehme Verachtung der Wunder und Weissagungen vergessen, wo römische Hauptleute in den heiligen Schriften der verachteten Juden Belehrung suchen und wo wieder fromme Juden nach den Naturgesetzen zu forschen, sich zu Ärzten auszubilden anfangen, wo ein Mann priesterlichen Standes, und so fromm wie der Jude Philo, zu griechischen Philosophen in die Schule geht, erst da ist jene Erfüllung der Zeit eingetreten, vor welcher das Christenthum nicht kommen konnte. Und weiter, als es nun gekommen ist, als *in dem Stifter desselben der Funke hervorgesprungen*

, der die ganze Welt entzünden sollte, da ist bei nem Anfachen zur Flamme nicht nur das Judentum, nein! eben so sehr der heidnische Geist thätig gewesen. Selbst wenn wir nur die religiösen und ethischen Erscheinungen betrachten, müssen wir das an zugestehen. Versteht man nämlich unter Kirche die religiöse Gemeinschaft, die einen bestimmten, ethisch anerkannten Lehrbegriff, ein Bekenntniß oder z. B. ein Symbol hat, so muß man einräumen: da auch im Neuen Testamente niedergelegt, ohne die Lehren des jüdischen Volkes unverständlichen, ja unmöglichen Offenbarung, mit Hülfe griechischer Wissenschaft der Lehrinhalt oder das, was außerdem es Geschichte, auch ewige Wahrheit ist, herausgezogen wird, diese Lehre aber vermitteltst römischer Rechts- und Staats-Einrichtungen bindende Kraft, wie die sich zu ihnen bekennende Gemeinschaft ethische Normen erhält, — so haben im Verein mit dem Judenthum beide Formen des Heidenthums dazu beigetragen, daß die Gemeinde sich zur Kirche entwickelte. Gehen wir aber nun gar über den Kreis des religiösen und Kirchlichen hinaus, und denken an das Christenthum als Ganzes, d. h. an alle Erscheinungen des christlichen Wesens, bedenken wir, wie sich die unsere Ideen vom Recht an die der Römer, von Kunst und von Schönheit überhaupt an die der Gre-

chen anlehnen, so werden wir in dem Christuskinde, wie es die Anbetung der jüdischen Hirten und der heidnischen Könige empfängt, eine Weissagung darauf hin anerkennen müssen, wie sich das Reich dieses Friedensfürsten zu den beiden andern einmal verhalten wird: wie sein Stifter, so hat auch das Christenthum sich angeeignet, was Judenthum und Heidenthum im Verein zu gewähren vermögen. Dies heißt nun aber nicht, der christliche Geist und die christliche Anschauungsweise sey nur ein Gemisch von jüdischen und heidnischen Ideen. Ich habe geflissentlich die Vereinigung beider Durchdringung genannt und nicht Gemisch, um nicht zweierlei zu confundiren, dessen Verschiedenheit uns schon Vorgänge der sichtbaren Natur zeigen. Aus dem bloßen Gemenge zweier Gase wird, wenn der electrische Funke hindurchschlug ganz etwas Neues, das reine Wasser in dem sie sich durchdringen. Oder aber: Zwei klare, sich entgegengesetzte Substanzen werden zusammengegossen. So lange die kleinsten Theilchen jeder derselben die der andern nur suchen, höchstens berühren, so lange haben wir ein bloßes Gemisch oder Gemenge. Es ist trübe und in einer der Gährung ähnlichen Unruhe. Endlich wird Alles ruhig und am Boden finden wir, abermals durchsichtig aber fest und in schöner regelmäßiger Form, das Salz, in welchem die Atome

jener beiden nicht mehr neben einander liegen, sondern sich ganz durchdringen, so daß nirgends nur eine jener Substanzen, überall beide oder — wie man eben so gut sagen kann — keine von beiden sich findet. Gerade so geht der Entstehung des Christenthums jenes Gemenge heidnischer und jüdischer Ideen voraus, von welchem ich vorhin gesprochen habe, in welches der zündende Funke der Geburt des Herrn fällt, um etwas Neues an seine Stelle zu setzen, jene wüste und trübe Unruhe, welche der Krystallbildung vorausging, und gerade wie bei der Salzbildung nur ein kleiner Theil der zusammengebrachten Flüssigkeiten dazu verwandt wird, das Übrige aber ein fades Phlegma bleibt, das, wenn es nicht rechtzeitig weggegoßen oder abgedampft wird, die schon gebildeten Salzkryrstalle fährden kann, gerade so geht nur ein Theil der heidnisch gebildeten Juden und vom Judenthum ergriffenen Heiden zum Christenthum über, die Übrigen hat die Gemeinde mit Recht als nicht ihr angehörig angesehen, oder gar als ihre Feinde zu fürchten gehabt. Daß aber auch nur jenem kleinen Theil die Vermischung heidnischer Ideen mit jüdischen zur Brücke werden konnte, über die sie zu den Anschauungen des christlichen Geistes gelangten, ist ein historischer Beweis, daß sich das Christenthum zu jenen Ideen so verhält, wie das Salz zu den Substanzen, die in ihm gebunden sind.

Wirklich ein Beweis? Kann wirklich, wenn mit und aus dem Zusammentreffen des Judenthums und Heidenthums der christliche Geist hervorgeht, daraus ohne Weiteres gefolgert werden, daß an ihre Existenz das Seyn des Christenthums gebunden, daß sie integrirende Bestandtheile desselben sind? Stahl und Stein treffen auch zusammen und der Funke, der daraus hervorgeht, wird, wenn er zündet, zur Flamme, in der doch weder vom Stein noch vom Stahl Etwas zu entdecken ist. Vielleicht verhält sich so auch mit dem Christenthum, und wir hätten besser gethan, bei dem zuerst gebrauchten Vergleich mit dem Funken und der Flamme, die durch das Heidenthum angefacht wurde, stehen zu bleiben, als zu dem mit dem Salze überzugehn? Wir müssen, ich gestehe es zu, um die Behauptung zu begründen, daß nicht nur das Entstehen, sondern auch Seyn und Bestand des Christenthums an jene Durchdringung gebunden ist, uns nach einem Beweise umsehn. Vielleicht verhilft uns dazu unser, eben getadeltes Gleichniß: Wie der Chemiker, wenn er uns beweisen will, daß das Salz keine einfache Substanz ist, es uns in dem Momente der Zersetzung vorführt, wo sich die Bestandtheile trennen und das Gebundene frei, das bisher Latente offenbar wird, so haben wir das Christenthum dort zu betrachten, wo es in einen Zersetzungs- und Ver-

wesungsproceß hineintritt, um die Elemente wahrzunehmen, die es im gesunden Zustande in seinem Schooße birgt, die aber, wo die Zersetzung beginnt, frei ans Licht treten. Das Jahrhundert, welches der Reformation vorausgeht, zeigt einen solchen Zersetzungsproceß in der christlichen Welt. Die ausgebildete Priesterherrschaft, die Wertheiligkeit, der gesetzlich geregelte Ceremonialdienst, alles dieses zeigt ein rein jüdisches Wesen. Und zugleich ist in ihren weltlichen Tendenzen und in ihrem götzendienerischen Bilderdienst die katholische Kirche zum Heidenthum herabgesunken. Diesem, frei und offenbar werdenden, heidnischen und jüdischen Sinne treten die Reformatoren entgegen. Mit Recht ist bemerkt worden, daß Luther und die sich ihm anschließenden deutschen Theologen besonders das jüdische Wesen, die exclusive Heiligkeit des Priesterstandes, die Wertgerechtigkeit u. s. w. bekämpften, während Calvin und die sich ihm anschließende französische und schottische Kirche vorzüglich das heidnische Element, den Bilderdienst, die sinnliche Existenz des Heiligsten als ein sichtbares Ding, u. s. w. angriffen. Ignoriren wir hier diesen Gegensatz unter den Reformatoren, der es erklärlich macht, warum den Anhängern des Genfer Bekenntnisses unser Luther, wie er im Kreise der Seinigen beim Lautenspiel Wein, Weib und Gesang preßt, zu

weltlich, zu heidnisch-leichtfertig für einen Reformator erscheint, während der, seine Stadt streng regierende Calvin oder der starre Schotte Knox mit seiner Vorliebe für das alte Testament und seinem Rigorismus gegen jedes Bild in der Kirche, für uns leicht etwas Judaisirendes hat, — ignoriren wir, sage ich, diesen Gegensatz, so beweist doch, wenn in dem Verweigungs- und Zersetzungsproceß des Christenthums die beiden Elemente sich geltend machen, die Luther und Calvin bekämpfen, dies ganz klar, daß auch in dem gesunden Zustande des Christenthums sie in ihm enthalten waren. Zwar so nicht, wie in dem Momente der Zersetzung, sondern so wie die zerfressende Säure und das äßende Alkali im Salze sind, das weder äßt noch zerfrißt, weil sie beide sich gegenseitig binden und von einander gebunden werden. Seltsam! Hier, bei dem Salze, findet man es ganz in der Ordnung, daß das Äßende und Zerfressende sich gegenseitig calmiren, und wenn Einer, damit das Salz weniger scharf sey, den Versuch machen wollte, ihm alles Äßende zu entziehen, so würde man es natürlich finden, wenn die scharfe Säure, die dann allein übrig bliebe, dem Thoren Kleider und Hände zerfräße, bei dem Christenthum aber räth man solche Thorheit an und nennt sie Weisheit, als wenn nicht, was man *dort beim Salz* sieht, natürlich, d. h. ein allge-

meines Weltgesetz wäre, und als wenn nicht das Christenthum auch Salz wäre, Salz der Erde nämlich, wie es (wahrscheinlich doch nicht ohne guten Grund) genannt wurde! Gelänge es wirklich, was Viele heut zu Tage für nothwendig erklären, allen Paganismus zu vernichten, den das Christenthum in sich gezogen hat, so bliebe nichts übrig als der kaustische Judaismus. (Natürlich hat wieder der Krieg gegen Alles, was man jüdische Vorstellungen im Christenthum genannt hat, zu einer Apotheose des zerfressenden puren Heidenthums geführt.) Man bedenke darum die Folgen, ehe man Stimme und Hand erhebt, um Maßregeln zu unterstützen, welche gerade das Christenthum zerstören müßten, da sie solche Mächte freimachten, die das Christenthum nur so lange nicht zu fürchten hat, als es sie bindet und also bändigt.

2.

Es wäre nicht unmöglich, daß diese unsere Warnung denen, an welche sie gerichtet ist, so erschiene wie die mächtigen Streiche, welche der edle Ritter von der traurigen Gestalt gegen die Windmühlen führte, als das nicht treffend, dem sie gilt. Alles das nämlich, was bisher gesagt wurde, können sie zugeben, können gleich uns zugestehn, daß die geistige Gestaltung der Welt, die wir Christenthum nennen, alle früheren,

darum auch das Heidenthum so in sich birgt und bindet, wie der lebendige Menschenleib Phosphor und andere ihm schädliche Substanzen, und können dennoch ihren Kreuzzug gegen den Paganismus, gegen die Wiederbelebung der heidnischen Anschauungsweise, fortsetzen. Bei diesem ihrem Kriege nämlich handle sichs gar nicht um das Heidenthum, welches ein Bestandtheil sey im Christenthum als Ganzem, wie es eine geschichtliche Macht, wie es die geistige Beschaffenheit der ganzen Menschheit bezeichnet, sondern um die Christlichkeit des einzelnen Menschen, um sein Christenthum, und darum, daß er nicht zum Heiden gemacht werde. Sey es immerhin wahr, daß das Christenthum sich durch Aufnahme und Verarbeitung auch heidnischer Ideen gebildet habe, und daß also die Entziehung alles Heidnischen ihm gefährlich wäre, wie dem lebendigen Leibe die Entziehung alles Phosphors; so viel aber des Heidnischen und so verarbeitet, wie es dem Christenthum nothwendig, nehme der Einzelne ja in sich auf, indem er christlich erzogen wird, und nur christliche Eindrücke empfängt. Dagegen, seinem Geiste noch außerdem rein heidnische Kost bieten, wäre ja, als wollte man dem Leibe, weil er doch auch aus Phosphor gebildet ist, nun noch Phosphor als Nahrung reichen. — Ich könnte darauf erwidern, daß dies auch wirklich geschehen

muß, und daß er phosphorhaltiger Nahrung bedarf, indeß eine Argumentation durch ein Bild, welches noch dazu ich selbst dem Gegner in den Mund legte, würde schwerlich überzeugen. Statt dessen werde darauf aufmerksam gemacht, daß der Einzelne seines Christenthums nur dadurch theilhaft wird, daß das Christenthum in ihm von Neuem entsteht, daß es in ihm — die heil. Schrift nennt es Gestalt gewinnen — reproducirt wird, und daß eben deswegen sein Christlichwerden alle die Stadien durchlaufen muß, welche das Christlichwerden der Welt durchlief. Wer daran zweifelt, oder wer es mystisch nennt, bedenke, daß es ganz eben so ist schon bei jeder Kunstfertigkeit. Die Kunst des Clavierspiels z. B. ist so fortgeschritten, daß, wer vor hundert Jahren ein Virtuos war, heut zu Tage von manchem Knaben würde übertroffen werden. Und doch wird auch heute Keiner mit der Kunstfertigkeit eines Vint oder Thalberg geboren; Jeder muß den Gang vom stümperhaften Gecklimper bis zur Virtuosität, den die Kunst des Clavierspiels durchgemacht hat, in sich abermals durchmachen, nur daß die vervollkommnete Lehrmethode und die Gelegenheit, von der Wiege an gute Musik zu hören, heut zu Tage alle diese Stadien sehr schnell durchlaufen läßt. Gerade so kommt auch der Mensch zur Fertigkeit im neuen Leben nur dadurch, daß er

ihm der Gang sich wiederholt, auf welchem die Menschheit dieses neue Leben gewann, seine Erziehung zum Christen ist eine Wiederholung der Erziehung der Menschheit zum Christenthum. — Wenn doch die, welche in ihrem Eifer gegen das moderne Heidenthum stets die alte gute Zeit loben, in der noch die Menschen zu Christen erzogen wurden, einmal anfangen anstatt zu preisen daß, auch einmal zu lernen wie damals die Kinder in den christlichen Ideentreis eingeführt wurden? Das Mittel, welches, so lange es Kinder gibt, das einzige ist, sie zu Ideen zu bringen, daß man ihnen mündlich oder nach einem Buche Solches erzählt, worin sie durch eignes Nachdenken die Idee, d. h. den Wahrheitsgehalt auffinden, zuerst ahnden, dann erkennen sollen, war auch das Hauptbildungsmittel für Kinder in der „guten alten Zeit.“ Wenn wir dann aber weiter zusehn, was den Kindern erzählt, was vor ihnen und später von ihnen selbst gelesen ward, so finden wir, daß damals die sogen. Kindergeschichten, d. h. die expreß für Kinder ausgesonnenen Geschichten, nicht existirten. Diese unselige Erfindung der Neuzeit, die „Erzählungen für Kinder“, welche für Kinder die schlechtesten Erzählungen sind; war der guten alten Zeit fremd; vielmehr anerkennend, daß das Kind auferzogen, d. h. heraufgezogen, *nicht aber die Eltern oder sonstigen Erzähler herunter-*

zen werden sollten, erzählte und las sie, zum
ern Nutzen und größeren Genuße der Kinder,
nur Solches, was ursprünglich nicht für Kinder
rieben war. Und dieses war? Erstlich die bibli-
:, namentlich die Alttestamentlichen Geschichten,
welche das Kind, gleich einem Kinde Israels,
simisch wurde in den Vorstellungen des alten
des. Gleichzeitig aber ward zweitens das Kind
geführt in die mittelalterliche Welt der Märchen
in die fabelhaften Sagen des Alterthums, die
nicht zur Kurzweil erfonnene Phantasiespiele;
weige denn für Kinder erdacht, sind, sondern in
n das klassische und germanische Heidenthum durch
kessinnigsten Männer, seine religiösen und sonsti-
Weltanschauungen niedergelegt hat. Welch eine
rung mußte nicht in dem Kopfe eines Kindes in
guten alten Zeit entstehen, wenn es von der
ter in eine Welt eingeführt, welche ursprünglich
war, wo Odin herrscht und Balder stirbt, vom
er wieder, durch dem Homer Nacherzähltes, zur
wunderung von des Peleus und der Thetis Sohn
leitet, von Vater und Mutter dazu geführt ward,
aham zu verehren und, trotz seiner Schwächen,
id zu lieben? Ja wohl, eine Gährung, aber die
alte Zeit wußte, was ihre heutigen Vobredner
essen, daß nur aus kräftiger Gährung ein Kaxer,

keiner Trübung ausgesetzt, Trank hervorgeht, und sie hatte in ihrer Erziehungsmethode die Autorität eines Größern als alle Pestalozzi für sich, Dessen, der durch die Gährung heidnisch-jüdischer Ideen die Menschheit in den christlichen Ideenkreis hineingeführt hatte.

Wir billigen die Art, wie die alte gute Zeit ihre Kinder zum Christenthum anleitete, weil ganz wie in der Menschheit, so auch in dem einzelnen Menschen das Christenthum aus dem Gemische des Heidenischen und Jüdischen hervorgeht. Wir fügen aber noch hinzu, daß auch darin im Einzelnen das Ganze sich abspiegelt, daß sein Christenthum nur durch die Durchdringung beider Elemente sich erneut und erhält. Nur an einem, aber dem vornehmsten, Förderungs- und Erneuerungsmittel des christlichen Geistes werde dies nachgewiesen, an dem Cultus, der Erhebung durch gottesdienstliche Feier. Das Heidenthum ist zu seinem Culminationspunkt in den Griechen gelangt. Da ihre Religion eigentlich Anbetung der Schönheit ist, so ist's natürlich, daß ihre religiöse Erhebung zusammenfällt mit dem gesteigerten Genuß des Schönen. Daher der heitere Charakter ihres Cultus, in welchem (ähnlich war es im germanischen Heidenthum) das fröhliche Mahl, das Wettspiel, in dem die Kraft und Schönheit der Kämpfer die Zu-

schauer entzückt, der Tanz und die sich daran anschließende dramatische Aufführung, fast den ganzen Tag der festlichen Feier ausfüllen. Ganz anders verhält sich bei dem Juden. An die Stelle der Schönheit trat bei ihm das strenge Gesetz in seiner erhabenen Majestät; sein Cultus ist darum nicht das heitere Spiel, sondern die ernste Entsagung; nicht mit duftenden Salben schmückt er sich zur fröhlichen Feier, sondern Saß und Asche deuten die innere Zerknirschung an; man sieht ihn nicht auf offenem Markte schmausen und jubeln, weil es Festtag, sondern ihn mahnt der Sabbath, sich in sein Haus und in sich selber zurückzuziehen. Alle äußere Thätigkeit ist untersagt: das fromme Volk hat Einen gesteinigt, weil er Holz laß am Sabbath und hat sich nicht vertheidigt gegen den die Stadt erobernden Feind, denn es war Sabbath. Ganz der Stellung entsprechend, die wir dem Christenthum anwiesen, hat sich in der christlichen Kirche sehr früh die Sache so gestaltet, wie wir sie in katholischen Ländern noch heute finden: Ein Theil des Feiertages ist den kirchlichen Handlungen gewidmet, an welchen Theil zu nehmen gesetzliche Vorschrift ist, der übrige Tag gehört dem Genuße des Schönen überhaupt, vor Allem der schönen Geselligkeit und den Genüssen, welche die Kunst darbietet. Als nun in der Reformation die strenge

Scheidung zwischen Geistlichem und Weltlichem, wie sie in dem Gegensatz der Priester und Laien fixirt war, vernichtet ward, da war es natürlich, daß auch die strenge Sonderung des dem Himmel geweihten Vor- und des der Erde angehörenden Nachmittags aufhören mußte. Auch hier aber zeigte sich der schon früher angedeutete Unterschied zwischen der Genfer und der deutschen Kirche. Jene nämlich schied das, dem Heidenthum verwandte Element so strenge aus der Feier des ganzen Tages aus, daß man es charakteristisch finden muß, wenn in ihr die Alttestamentlichen Ausdrücke Sabbath, Sabbathfeier, sich einbürgerten, ganz als klinge es zu heidnisch, wenn der Tag nach der Sonne genannt, zu leichtsinnig-heiter wenn er als ein sonniger Tag gedacht wird. Anders gestaltete sich und mußte sich gestalten bei Luther und denen, die sich zu ihm gesellten: Seine ganze Eigenthümlichkeit, besonders aber daß er einen ganz anderen Punkt an der katholischen Kirche angriff, mußte ihn dahin bringen, dem Schönen seine göttliche Abstammung, der Kunst ihr töchterliches Verhältniß zur Religion nicht abzustreiten; eine Kirche weiter, welche besonders den Ton legte auf die frohe Botschaft, die uns verkündigt worden, mußte hinsichtlich des heiteren, man kann sagen heidnischen, Elementes in der Sonntagsfeier der katholischen Kirche

ähnlicher bleiben. Dabei aber mußte in einer Kirche, die jedem Thun nur in sofern einen Werth beilegt, als es Bethätigung einer Gesinnung ist, und allem Gottesdienst nur in sofern, als er uns der Gnade theilhaft macht, die gesetzliche Verpflichtung zum sonntäglichen Kirchenbesuch um so mehr aufhören, als allmählig in dem Gottesdienste die Predigt, wenn auch nicht zum einzigen, so doch zum hauptsächlichsten Erbauungsmittel wurde, und es doch vernünftiger Weise Keinem zugemuthet werden kann, er solle unter jeder Bedingung in die Predigt gehn, also auch dort, wo er gewiß weiß, sie wird schlecht seyn und ihn mehr ärgern als erbauen.

Freilich hat es jezt, gerade in lutherischen Ländern so weit kommen können, wie es gekommen ist: daß die Sonntagsfeier in einer continuirlichen Sonntagsentweihung besteht, indem entweder das prosaische Werktagaleben oder ein unsittliches Todschlagen der Zeit an die Stelle des Gottesdienstes getreten ist. Wollte man dies ein heidnisches Wesen nennen, so thäte man den Heiden Unrecht, denn so haben sie es nicht gemacht. Ihre heitern Spiele waren wirklich eine Erhebung über das Niveau des gewöhnlichen Lebens und dürfen darum nicht mit dem Beharren auf diesem Niveau, geschweige denn mit dem Herabsinken unter dasselbe, verglichen werden. Eben des-

wegen wäre es auch ein falsches Heilmittel für unser krankes Sonntagsleben, wenn man anstatt des sündigen Wesens, welches der Krankheitsgrund ist, und eben sowohl jüdische als heidnische Form annehmen kann, das heidnische Element in ihm, die ästhetische Lust, die Freude am Schönen, unterdrücken wollte, wie z. B. Diejenigen möchten, welche, obgleich sie den Besuch von Gesellschaften, Gemäldegallerien, Concerten und Theatern für kein Unrecht halten, doch alles dieses am Sonntag untersagt wünschen. Ein solches Verfahren würde unser Sonntagsleben nicht gesund, sondern nur jüdisch machen, wie ich es denn ganz in der Ordnung finde, daß mit den Angriffen gegen alle ästhetischen Genüsse am Sonntage auch unter uns sich die Vorliebe für das Wort Sabbath anstatt Sonntag eingestellt hat, und nicht leugnen will, daß, als in Berathungen über die Sonntagsfeier auch die Frage ventilirt wurde, ob es dem Christen erlaubt sey, sich am Sonntage zu rasiren? dies mich sehr an das erinnert hat, was ich als Knabe in einer kleinen Judenstadt gesehen habe, und was uns in der h. Schrift von dem Mückenstich der Pharisäer gesagt wird, die dabei Kameele verschlucken. Es ist nun wahr, daß man uns stets darauf verweist, jenseits des Canals sey es doch gelungen, das heidnische Element aus dem Sonntagsleben so auszu-

merzen, daß am Sonntage keine Tasse auf dem Clavier angeschlagen, kein Spaziergang zum Anschauen der schönen Natur gemacht, kein durch Geselligkeit gewürztes Mahl eingenommen wird. Dabei werden dann immer Londons und Edinburgs am Sonntag nach der Kirchenzeit verödete Straßen voll Bewunderung den Massen entgegengestellt, die in Paris und Wien sich Vormittags in die Messe, Nachmittags in die Vergnügungslokale drängen. Vielleicht aber thäten diese Anglomanen und Scotomanen gut, nicht nur auf die Straßen, sondern auch in das Innere der Häuser zu blicken. Sie könnten da bei den höheren Ständen fast auf die Ansicht kommen, daß das Gähnen zu den frommen Gebährden gehöre, so häufig kommt es dort am Sonntage vor, was aber die niedere Volksklasse betrifft, so würden sie wohl erschrecken, wenn sie auf Anstalten träfen, wo für einen bestimmten Preis der Arbeiter am Sonnabend sich so be- rauschen kann, daß er den größten Theil des Sonntags, an dem doch „Nichts zu machen“, d. h. kein Vergnügen zu haben ist, im soporösen Zustande verschläft. Diese raffinirte Bestialität wird uns schwerlich mehr gefallen als die, freilich nicht sehr idealen, Lustbarkeiten unserer Arbeiter. Höchstens einem nur an Gewinn denkenden Fabrikbesitzer könnte es scheinen, als sey jene Einrichtung in England gar nicht so

übel, denn der Kagenjammer des wöchentlichen Raufes, ohne den jene Klasse einmal nicht scheine auskommen zu können, verderbe dort nicht den Montag Vormittag, sondern nur den Sonntag, und an dem sey ja „nichts zu machen“, was hier so viel heißt als: kein Geld. Ich denke — freilich besitze ich keine Fabrik — es wird am besten seyn, wir suchen das Heilmittel für das kranke Sonntagsleben nicht bei den, überhaupt etwas judaisirenden, Engländern, sondern suchen uns zurecht zu finden an der Bestimmung des Christenthums. Dieser gemäß wünschen wir, daß jedem Versuch, den Sonntag zu den Werktagen herabzuziehn, wenn die Sitte zu schwach ist, das Gesetz entgegentrete mit dem Alttestamentlichen Worte: Sechs Tage sollst du arbeiten, aber der siebente ist Ruhetag. Wo aber man uns verbieten will, am Sonntage uns alles Schönen zu freuen, dem Genuße eines Kunstwerks oder der schönen Geselligkeit uns hinzugeben, wozu wir in der Woche nicht Zeit hatten, da wollen wir es uns nicht rauben lassen, daß der Sonntag ein Fest- d. h. ein Freudentag ist. Er sey Beides; nicht in katholischer Weise nacheinander jüdischem Ceremonialdienst und heidnischem Weltfinne gewidmet, sondern Beides durchdringe sich so, daß in dem ernstesten feierlichen Gottesdienste auch der Schönheitsinn stets seine Befriedigung finde, daß

kein disharmonischer Gesang das Ohr zerreiße, kein unschöner Anblick das Auge verlege, daß die Predigt ein vollendetes, bis ins Einzelne durchdachtes und abgerundetes Kunstwerk sey, in dem Nichts den Geschmack beleidigt, zu welchem Allen freilich Vieles anders werden muß, als es ist. Eben so aber erhalte auf der andern Seite die gesellige Lust eine höhere geistige Weihe, so daß wir mitten in der Freude und dem Jubel des Sonntags uns gehobner fühlen als sonst, und — um noch einmal auf die alte gute Zeit zurückzukommen — der Ausdruck, den man damals oft hörte, wenn von einer Lustbarkeit die Rede war: „wir waren fröhlich in dem Herrn“, uns nicht nur wie eine alte Redeweise erscheine, sondern auch als eine gute, d. h. der Sache entsprechende.

Ich bin weit abgekommen von dem, womit ich begann. Ich kehre zurück. Vor den Marmorgruppen auf der Schloßbrücke warnte man uns, wir sollten ja nicht das Gift der ästhetischen, hellenischen Anschauungsweise in uns saugen. Andere mögen wohl diesen Warnungsruf auch vernommen haben, denn wir sehen Viele, ohne einen Blick hinaufzuwerfen, über die Brücke rennen und dann quer über den Lustgarten. Wir folgen ihnen und erreichen bald mit ihnen einen Bau, der, wie er schon von Außen durch-

ans nicht an den heidnischen Cultus der Schönheit erinnert, so inwendig nur die geschäftige Wirksamkeit des Geistes zeigt, den wir (wie der Apostel Paulus) dem hellenischen diametral entgegensetzten. Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß ich nicht auf den Dom stichle, sondern von dem Hause spreche, welches vom Dom durch das campo santo getrennt ist. Angewidert von diesem Geiste sehnen wir uns bald nach seinem Gegensatz, nach Hellas. Um diese Sehnsucht zu stillen brauchen wir nicht zur Mife zurückzugehen; hinter der griechischen Säulenreihe die hier neben uns steht, finden wir, schöner als auf der Schloßbrücke, was wir suchen. Wir treten hinein in die unteren Räume des Museums, suchen uns unsere alten Lieblinge wieder auf, steigen auf der schönen Treppe, die jetzt der Adorant schmückt, ins höhere Stockwerk hinauf, und um den Eindruck nicht zu verlieren, den die alten Sculpturen auf uns machten, wollen wir, ohne ein Gemälde anzusehen, sogleich die Haupttreppe herabsteigen. Da fesselt uns in der Rotonde unter den, nach Raphaels Cartons gewebten Tapeten die eine; nicht nur, weil sie uns plötzlich nach Hampton-court versetzt vor den schönsten unter jenen Cartons, sondern, weil hier Raphaels Pinsel vollbracht hat, was seit einer Stunde eine trockne Deduction zu leisten versuchte. Die Gruppe nämlich mit dem Opferthier,

vor dem Apostel Paulus, ist nicht von Raphaels eigener Composition, sondern er hat sie einem alten griechischen Meister entlehnt und seinem Gemälde einverleibt. Wirklich einverleibt, denn Keiner wird in ihr eine fremde Zuthat sehn, so schließt sie sich, als ein zum Ganzen gehöriges Glied, an das Übrige. So wie dieses Raphaelische Bild, das nicht verunstaltet sondern gehoben wird dadurch, daß es ein Erzeugniß heidnischer Phantasie in sich aufnahm, so ist, behaupten wir, das Christenthum und so, wünschen wir, sey auch unseres! Diesen Wunsch nehmen wir auch nicht zurück, wenn wir sagen hören: daß Raphael so eine heidnische Composition in sein Gemälde aufnehmen konnte, sey ein neuer Beweis dafür, daß er seine Werke nicht in dem christlich frommen Geiste concipirte, wie die älteren Meister ihre kirchlich typischen Figuren, daß er schon dem Paganismus in der Kunst Eingang gewährte, die dann nach ihm immer mehr paganisirt sey. Dies schreckt uns nicht. Wir können die Meinung nicht aufgeben, daß, wer nicht nach Theorien, sondern nach seinem ästhetischen Gewissen urtheilt, von dem Anblick der Madonna di Fuligno, oder wenn er sich durchblicken läßt von den Augen des Kindes, die Raphael in der Madonna della Sedia oder der Sixtina auf die Leinwand hauchte, sich mehr erhoben fühlen wird als durch den schönsten

Simabue. Dies ist Meinung. Mehr aber als dies, wahr und gewiß ist, daß eine Weltanschauung, die das sich einverleibte, was das Heidenthum Herrliches (und eben darum des Herrn Würdiges) hervorbrachte, großartiger und weitherziger ist als die, welche es ausschließt. Und zugleich auch des Namens einer Christlichen würdiger, denn für die Anwartschaft auf diesen Namen ist uns das entscheidend, daß erst dann und erst dort, wo Heiden in die Gemeinde der Gläubigen aufgenommen werden, der Name, den die Anhänger des Herrn bis dahin geführt hatten, der Name der Nazaräer, verschwindet und dem Platz macht, den wir heute noch führen, dem Namen Christen. —





Die oft ausgesprochene Behauptung, daß es keine Absurdität gebe, die nicht von einem Philosophen vertheidigt wäre, trägt zwar ihre Widerlegung in sich selbst, indem eben sie eine ist, die schwerlich an einem Philosophen einen Vertheidiger gefunden hat, doch aber ist sie nicht völlig aus der Luft gegriffen. Man kann sie nicht eine böshafte Erfindung, sondern nur eine Übertreibung nennen, denn wirklich haben Philosophen sich oft in Paradoxien gefallen, ja ihre Ansicht auf Grundsätze gebaut, deren Unhaltbarkeit leicht zu entdecken. Beispiels halber seyen hier zwei Sätze erwähnt — wenn man sie nicht lieber als einen und denselben ansehen will — deren Anwendung einmal in Frankreich, einmal in Deutschland, der Philosophie eine eigenthümliche Richtung gegeben hat. In der bedeutendsten Schule Frankreichs, der des Descartes, wurde früh der Grundsatz ausgesprochen, der Mensch könne nur hervorbringen, wovon er einsehe wie es entstehe und was es sey, und es ward daraus gefolgert, daß unmöglich wie selbst ~~wären~~

Arm bewegen, sondern daß Gott mit seiner wunderthätigen Macht ins Mittel trete und sich zum Exekutor unseres Willens mache. Nicht minder, nur in umgekehrter Weise, wurde in Deutschland von den Anhängern F. H. Jacobi's die Solidarität von Erkennen und Hervorbringen festgehalten und, weil jenes nicht ohne dieses Statt finde, behauptet: der Mensch erkenne nur wo er schöpferisch sey, und darum könne von Gott und göttlichen Dingen Nichts gewußt werden. Daß der Grundsatz der Cartesianer, nach welchem das Machenkönnen das Begreifen in sich schließt, daß dieser unhaltbar, davon machte ich die praktische Erfahrung als ich den Gegenstand meines heutigen Vortrags zu überdenken anfang. Ich hatte dazu die Langeweile erwählt von der ich wußte daß ich sie machen könne, ja in deren Hervorbringung ich mir eine Art Meisterschaft zuschreiben darf, und ich bemerkte bald, daß mir ihr Wesen und ihre Entstehungsart durchaus nicht ohne Weiteres klar werden wollte. Sey es nun, daß das ertappen einer philosophischen Autorität auf einem Irrthum mich gegen die andere unempfindlicher machte, sey es daß ich nie große Sympathien für eine Schule gehabt habe, die von dem was dem Menschen das Höchste ist, „nichts wissen will“, genug ich ließ mich von den Bedenklichkeiten nicht hindern, die einen Anhänger dieser

Schule von seinem Vorsatz hätten abbringen müssen. Trotz ihres warnenden Rufs: was du begreifst bringst du in dir, was du verständlich machst in Andern hervor, wage ich es den gefaßten Vorsatz festzuhalten und zu einer Betrachtung der Längenweile einzuladen die uns zeigen soll was sie ist, wie sie entsteht und wie sie beurtheilt werden muß. Schlimm genug wäre es freilich, wenn mein Vortrag jener Schule Anhänger verschaffte, indem sie nach Beendigung desselben sagen müßten: Jene haben Recht, das Begreiflich machen der Längenweile ist wirklich ein Hervorbringen derselben.

Die oben gemachte Bemerkung, daß selbst Häupter von Philosophenschulen oft Unhaltbares behaupten, dabei der Umstand, daß sie unter sich selten übereinstimmen, macht es rathsam nicht bei einem derselben Belehrung zu suchen. Gäbe es dagegen eine Autorität, vor der sie alle sich beugten, so hörte alle Bedenklichkeit auf und der Philosoph, zu dem alle Meister hinaufblickten wie ihre Schüler zu ihnen, und dessen Entscheidung Alle sich gefallen ließen, der wäre unser Mann. Einen solchen Philosophen über allen Philosophen, der eben darum mit mehr Recht als Aristoteles im Mittelalter den Namen des „Meisters“ führen sollte, einen solchen gibt es: es ist der welcher, weil er nicht der Mann nur einer oder der andern Schule

ist, ohne jede nähere Bestimmung „Man“ genannt wird. Diese größte aller Autoritäten deren Name bei uns geschlechtslos ist, weil sie als der neutrale Schiedsrichter über Allen steht, über Männern und Frauen, sie, von welcher die Engländer stets in der Mehrzahl sprechen, weil sie nicht die Macht eines Einzelnen ist, sie welche überall wo es einen Namen für sie gibt mit dem Gattungsnamen Mensch bezeichnet wird, (Man, men, on d. h. homme) — sie spricht das letzte entscheidende Wort auch in den Händeln der Philosophen. Wovon Einer überzeugt ist, daß „Man“ es fordern dürfe, das glaubt er nicht verweigern zu dürfen, und umgekehrt, will er eine Lehre recht siegreich darstellen, so stellt er sich hinter die Ägide jener Macht und sagt nicht: Ich, sondern „Man“ weiß. Wüßten wir darum was „Man“ von der Langenweile zu halten hat, so wären wir mehr geborgen, als wenn uns bekannt wäre: was Kant und Spinoza nach ihren Prinzipien davon halten müßten. — Nun scheint's freilich viel leichter, die Ansichten jener beiden Meister der Wissenschaft zu vernehmen als die unseres Meisters der Meister. „Kant und Spinoza haben ihre Gedanken laut werden lassen, sie haben gesprochen, der eine im engen Freundeskreise im Haag, der andere auf seinem Katheder in Königsberg, ja sie sprechen noch heute zu Jedem der die

Ethik lieft oder die Kritik der reinen Vernunft.“ Dies ist richtig, aber glücklicher Weise ist unser Philosoph nicht schweigsamer gewesen als jene Philosophen, „Man“ ist nicht stummer als jene beiden Männer. Fragt man aber: ja wo spricht denn „Man“, so ist in der Frage die Antwort enthalten: „Man“ spricht wo man spricht; in der Sprache sind Seine Gedanken laut geworden. Wie in der Sprache des Einzelnen seine Gedanken sich offenbaren, in Lessings Sprache sein klares Denken sich spiegelt, so in der d. h. der allgemeinen, Sprache das Denken nicht eines sondern des Menschen, den wir ja eben „Man“ nannten. Die Sprache zeigt wie „Man“ d. h. der Mensch, die deutsche Sprache wie „Man in Deutschland“, d. h. der deutsche Mensch denkt. Darum ist es eigentlich einfacher, hinter das was „Man“ denkt zu kommen, als hinter Kant's und Spinoza's Gedanken. Was beide gesagt haben, hat man nicht immer zur Hand, hat man es aber vor sich, so muß man zweierlei lernen: was sie sagen und ihre eigenthümliche Sprache, in der sie es entwickelt haben. Dagegen bei unserm Autor fällt das Werk worin er lehrt und das Idiom worin er spricht zusammen, und dieses sein Werk hat Jeder der sprechen kann, stets bei sich, den voluminösen „deutschen Sprachschatz“ als ein bequemes und glücklicher Weise unverlierbares Wörterbuch, ~~war~~

nicht in der Tasche aber im Kopf. Wer in diesem Werke umherblättert läßt sich von dem belehren, der die Sprache schuf, wer auf den Sprachgebrauch achtet sieht wie „Man“ zu denken pflegt, wer einsieht, daß man nicht anders sprechen kann, gewinnt die Überzeugung, daß man in einer bestimmten Weise denken muß. — Zwar mit ganz unbedingtem Vertrauen darf man nicht erwarten, daß der Sprachgebrauch uns alle Räthsel lösen und die Mühe des eignen Denkens abnehmen werde. Denn wie ein sonst ernsthafter Mann sich wohl erlauben darf, scherzend seine Meinung hinter Worte zu verbergen, die das Gegentheil besagen, so ist auch „Man“ kein Pedant und unsere, wie alle Sprachen, bieten manche seiner Späßchen dar. Wenn man z. B. von dem reinigen Verbrecher sagt, er habe ein schlechtes Gewissen, und von dem verstorbenen dem sein Gewissen keine Vorwürfe macht, er habe ein gutes, obgleich doch gerade das des Letztern nichts taugt, so ist dies eben so seltsam wie, worauf Fichtenberg aufmerksam gemacht hat, daß wenn ein Mensch durch Zuhalten der Nase es unmöglich macht, daß die Töne durch die Nase gehn, daß man gerade dann sagt er spreche durch die Nase, anstatt zu sagen, er spreche gar nicht durch dieselbe. Dergleichen wird uns nicht dahin bringen mit dem Franzosen zu sagen *On est un sot*, wohl aber berechtigen zu sagen *On*

est un farceur und verpflichten, bei unsern Anfragen an den Sprachgebrauch auf unserer Hut zu seyn. — Glücklicher Weise ist bei unserm Gegenstande der Schöpfer des Sprachgebrauchs hübsch ernsthaft gewesen und wenn wir, mißtrauisch gegen Jacobi und die Cartesianer, ohne Vertrauen zu Kantianern und Spinozisten, fragen was „Man“ als das Wesen der Langenweile anzusehn habe, so antwortet uns der Gefragte obgleich indirect, doch deutlich und richtig. Bekanntlich sagt man, wo Jemand sich der Langenweile entledigt, daß er sich die Zeit vertreibe. Er vertreibt sie sich, denn an sich kann die Zeit, dieser Fluß der Vergänglichkeit in dem wir die Dinge schwimmen sehn, eben so wenig vertrieben werden wie die Dunkelheit die gegenwärtig unsere Hemisphäre deckt; wie aber diese Jeder sich vertrieben hat der in diesen erleuchteten Saal trat, so mag der Mensch auch die Zeit sich vertreiben, indem er sie sich unmerklich macht. Wer im Unmerkbarwerden des Zeitverlaufs das Aufhören der Langenweile sieht, kann ihr Wesen nur in das Gegentheil setzen, also in die Aufmerksamkeit auf den bloßen Zeitverlauf. Daß aber diese Ansicht, welche jenem Sprachgebrauch zu Grunde liegt, die richtige ist, wird von der eignen Selbstbeobachtung bestätigt. Alle Gegenstände werden vom Strom der Zeit an uns vorübergetragen ~~was~~

die schwimmenden Blumen vom Waldbach, ihr Vor-
überschwimmen nennt man Geschehen. Je mehr das
was geschieht unsere Aufmerksamkeit reizt, d. h. je
mehr sie gefesselt wird durch die Gegenstände die
jener Verlauf darbietet, um so weniger achten wir
auf ihn selbst ganz wie, wenn sich dort die far-
bigen Blumen drängen, die schwimmende Blumen-
Insel das Wasser verbirgt. Je seltner sie werden,
desto sichtbarer werden die Wellen und der harrende
Knabe klagt daß der Bach „nichts“ mehr bringt, wenn
statt der erwarteten Blumen der Bach nur sich selbst
d. h. die Wassermasse ihm darbietet. Gerade so quält
es uns, wenn die Zeittheilchen, welche zwischen die
Gegenstände fallen und also leer sind, sich mehren
und ausdehnen, so daß uns ist als wenn „nichts“
mehr geschieht; wir haben dann Langeweile deren
naivster Ausdruck der Wunsch der Kinder ist: ach
möchte doch Etwas geschehn! ganz wie jener Knabe
sagte: ach möchte doch wieder Etwas (d. h. eine
Blume) kommen. Langeweile ist also ganz was dort
das Sehen des bloßen Wassers, und wenn ich sage,
je mehr Wasser um so mehr Langeweile, so werde
ich sicher alle die auf meiner Seite haben, die jemals
wägrige Reden gehört haben, in denen nur selten
das Blümchen eines neuen Gedankens hervortauchte.
Ja ich möchte den Vergleich mit dem Waldbach noch

weiter ausdehnen: Regengüsse ließen ihn anschwellen und führten von allen Seiten ein schmutzig graues Wasser ihm zu, er wird zum Fluß, er wird zum rasenden Strom, da erreicht er die Höhe wo die zwingenden Dämme nachgeben, er durchbricht sie und ein ungeheurer See ist da, in dem der Strom selbst unsichtbar wird weil, so scheint es, die Wasser ihn selbst verschlangen. In allen Beziehungen gleicht ihm die Langeweile, auch ihr Colorit ist ein gräuliches Gräulich wie seines, auch sie kann zur rasendsten Langeweile werden wie Mancher erfahren, glücklicher Weise aber hat auch sie wie jener Strom ein Maas, denn ist ein gewisser Punkt erreicht so hört Alles auf bemerkbar zu seyn, darum auch die leere Zeit, indem der Mensch alles Bewußtseyn verliert, hat die Langeweile sich selbst verzehrt wie dort den Strom seine Fluthen; an die Stelle ihres Grau ist das Schwarz der Bewußtlosigkeit, der Schlaf, getreten. — Sollte die Behauptung richtig seyn, daß die Langeweile nur im Bemerken der leeren Zeit besteht, so wäre es nicht glaublich, daß dieser Zustand isolirt da stünde. Denn da die Zeit zu ihrem Zwillinge Bruder das gleich räthselhafte Wesen hat, das wir Raum nennen, so wäre es seltsam, wenn es nicht einen Zustand gäbe quälend wie die Langeweile, der im Bemerken des leeren, bloßen, Raumes bestünde. Der Umstand, daß

es wirklich ein solches Seitenstück zur Längenweile gibt, spricht offenbar für unsere These, es ist — der Schwindel. Er entsteht da, wo sich die Gegenstände im Raum der Wahrnehmung entziehen und anstatt ihrer die bloße Räumlichkeit wahrgenommen wird. Darum erregt es Schwindel, wenn wir im Mittelpunkte uns umgebender Gegenstände, oder wenn sie um uns gedreht werden: wie beim schnellen Drehen der Farbenscheibe das Grau d. h. die Unfarbe entsteht, so hier das Grau der Gestaltlosigkeit, weil alle bestimmte Gestaltung und Gegenständlichkeit verschwindet und schwindet. Ähnlich erklärt sich der Schwindel auf Höhen. Im Zimmer des Thürmers, und sey der Thurm noch so hoch, empfindet man ihn nicht, die Wände und die umgebenden Gegenstände fixiren den Blick; jetzt denke man sich die Wände fort, denke sich den Fußboden immer mehr sich verengend, wir stehn nicht mehr auf einem solchen, wir stehn auf einem schmalen Brett, jetzt nur auf einem fein gespannten Draht in Thurmeshöhe, jetzt verkürze sich dieser Draht: wir stehn nur noch auf einer Nadelspitze, so daß wir nichts mehr sehen was unsere Füße stützt, jetzt denke man sich auch diese Nadelspitze weggenommen — bei der bloßen Vorstellung kann uns Schwindel anwandeln, weil wir in uns hervorbrachten *was ihn bewirkt*, die Anschauung der Leere. Über

dem Abgrunde des Nichts zu schweben muß das Maximum des Schwindels seyn, welches dem Punkte nahe stünde, wo die Stune vergehn, denn auch hierin zeigt sich der Schwindel als Geschwisterkind der Langanweile, daß beide aus ihrem Grau in das Schwarz der Bewußtlosigkeit übergehn können. Die Zusammengehörigkeit beider Zustände, die es erklärlich macht, daß man die Langanweile ein Gefühl innerer Leere nennt oder auch sagt: vor Langerweile drehte sich alles vor mir, diese hat übrigens der praktische Menschenverstand längst geahndet, und lange ehe der geistreiche Markus Herz in seinem Buche vom Schwindel fast wider Willen auf die Langanweile kam, haben Ammen und Kindermägde den Kindern einförmige wenig modulirte Weisen vorgesungen und zugleich sie geschaukelt, d. h. gleichzeitig sie gelangweilt und schwindlig gemacht, Beides um den einen Effect der Bewußtlosigkeit hervorzubringen.

In der Langanweile macht sich also die bloße Zeit wahrnehmbar. Mit diesem Satz aber gerathen wir in Gefahr gegen den alten Grundsatz zu verstoßen, daß Nichts keinen Effect habe. Denn die Zeit allein, ist sie Etwas? Wir müssen es verneinen, und dürfen es trotz unsrer Behauptung, daß wir die Zeit den Fluß nannten, in dem wir die Dinge wahrnehmen. Wir sprechen ja auch vom Wasser im Flusse, sehen

die Kugel im Rollen, den Stein im Fallen, die Tänzerin in der Pirouette, ohne daß daraus folgt, daß wenn nun das Wasser, die Kugel, der Stein, die Tänzerin verschwände, der Fluß, das Rollen, das Fallen, die Pirouette bliebe und für sich Etwas wäre. Die Zeit ist nichts Anders als solches Fließen, Rollen, Fallen, Pirouettiren, eben darum aber auch Nichts ohne die, welche pirouettiren und fallen. — Wie aber? Die leere Zeit soll Nichts seyn, und doch sollen wir sie bemerken in der Langeweile? Das ist ja ganz wie jener Schullehrer in den fliegenden Blättern, welcher sagt: ich bemerke abermals sehr Viele, die nicht da sind. Warum nicht? Wer weiß ob nicht Jeder, der sich langweilt wirklich ganz in der Lage jenes Schullehrers sich befindet? Eins wird man nemlich dem armen Schelm gewiß zugeben: daß an dem was er sagt Etwas dran ist. Wenn er auch nicht die Abwesenden sieht, so bemerkt er doch daß heute nicht, wie sonst doch, die bekannten pausbäckigen Gesichter ihm die Schultische unsichtbar machen, er bemerkt also und fühlt einen Mangel. Gerade so ist die Langeweile ein Gefühl des Mangels, wir vermissen Interessantes, und dies heißt eigentlich nur: wir bemerken unser eignes Nicht-Interessirt seyn. — Was heißt aber eigentlich Interessirt seyn und Interesselosität? Es ist durchaus kein Zufall, wenn wir

durch die reflexive Form Sich interessiren, daß einer sein Interesse findet, als seine Selbstthätigkeit bezeichnen. Interesse ist wirklich, was es ursprünglich auch heißt, dabei- oder darunter-seyn, unser Interesse an einem Gegenstande besteht nämlich darin, daß wir uns ihm hingeben und von ihm ganz in demselben Sinne sagen können, „ich bin dabei“, wie wir es sagen wenn uns ein Vorschlag gemacht wurde. So wenig Einer von seinen Freunden gezwungen werden kann, bei einer lustigen Partie „dabei“ zu seyn — nähmen sie ihn mit Gewalt mit, so würden sie bald bemerken, daß er „abwesend“ ist — eben so wenig kann es ein Gegenstand erzwingen, daß man sich für ihn interessire, dazu gehört der gute Wille dessen, der es thut. Jener Thierschädel im Walde, vor dem ein genialer Naturforscher in Interesse versunken steht, ist an sich ganz uninteressant und dem vorübergehenden Förster- oder Handwerks-Burschen verübelt es Niemand, wenn er sagt: „da liegt der langweilige Knochen noch immer.“ Der Forscher spricht nicht so, denn die längst gehegte Ahndung eines allgemeinen Naturgesetzes wird ihm durch einen, sonst unsichtbaren, Spalt an diesem Schädel bestätigt, er sieht also in der Schädelform Vernunft, und wie sollte er nicht jetzt an dem woran der Handwerksbursche Nichts oder einen bloßen Knochen findet, wie

sollte er nicht daran sein Interesse, d. h. sein eigenes dabei- und darin-seyn finden, da er selbst ja Nichts seyn will als Vernunft, und Vernunft wirklich in dem Schädel sichtbar ist, und aus demselben heraus zu ihm redet? Man sagt von jenem Forscher, daß er den Schädel mit Geist betrachtet, weil es die Bestimmung des Geistes ist, nirgends wie in der Fremde, überall heimisch d. h. dabei und zu Hause zu seyn, sich in Alles d. h. in Allem sich, oder ihm verwandtes Wesen, zu finden. Ist aber solches Dabeiseyn Interesse, so ist Interesse-haben auch Geist zeigen, und begreiflicher Weise nennt man den einen Mann von Geist oder von Kopf, der es vermag im Selbstgespräch oder im Gespräche mit Andern Allem Interesse abzugewinnen, umgekehrt aber nennen wir den beschränkt, oder auch einen Idioten, der so wenig im Stande ist aus den Schranken des eignen Meinens herauszukommen, daß er unfähig ist, „dabei“ zu seyn, wenn ihm eine partie — nicht de plaisir sondern, was viel lustiger ist, de raison — angeboten wird. — Fragen wir aber nun, indem wir zu unserm Gegenstande zurückkehren, zu welchen von jenen Beiden der zu stellen sey, der sich langweilt, so bleibt uns keine Wahl: War es ein Verdienst Interesse zu finden, weil man wirklich sich interessirt, so ist auch die Langeweile nur eigne Schuld und

nicht ohne Grund ist wie *s'intéresser* so auch *s'ennuyer* ein *verbe réfléchi*. Man braucht darum nicht mit Kant zu behaupten, daß die Zeit nur in uns selbst ist, und wird dennoch sagen können: wer die bloße Zeit wahrnimmt, bemerkt nur seinen eignen Zustand, einen Zustand der mit Recht als innre Leere bezeichnet wird; als innre weil er in uns liegt, als Leere weil er Kopf- und Geistes-leer ist, so daß wenn oben gesagt ward, dem Belangweilten gehe es so, wie jenem armen Schullehrer, wir jetzt hinzufügen müssen: er ist auch nicht geistreicher als jener. — Wie das Interesse Geist verrieth, so die Langeweile den leeren Kopf. Da nun aber in allem Übrigen Kopf und Herz nicht zwei von einander getrennte Besitzthümer des Menschen sind, sondern vielmehr so zusammen gehören, wie die concave und convexe Seite eines Kreisbogens, so fragt sich, ob nicht auch die Langeweile neben ihrer intellectuellen Seite auch eine habe, welche die Gesinnung betrifft? Der Franzose bejaht dies indem sein *ennui* auch einen Herzenszustand bezeichnet. Indirect weist der deutsche Sprachgebrauch eben dahin, indem das Gegentheil der Langeweile, das Interessirtseyn, eben so wohl eine intellectuelle Anregung andeutet, als auch die beginnende Liebe. In dieser Zusammenstellung der ersten Anfänge des Erkennens und der Liebe hat der Sprach-

gebrauch nicht nur den tieffinnigen Philosophen auf seiner Seite, der das Erkennen eine intellectuelle Liebe nannte, nicht nur die Erfahrung des Forschers, der nur den Gegenstand zu begreifen vermag, den er mit Liebe betrachtet, sondern das Zeugniß Aller, die es erfuhren, daß zwei Herzen sich nur verstehen, wo sie sich lieben, nur lieben wo sie sich verstehen. Verhält sich aber Kopf und Herz wie Interesse finden und Interesse nehmen, so hat die Interesselosigkeit oder Langeweile viel mehr mit dem Herzen zu thun, als Viele meinen. Wofür man ein Herz hat, und dem man sich liebend hingiebt, das langweilt nicht. Umgekehrt aber, je mehr Einer sein Herz verschließt, und anstatt liebend Allem sich hinzugeben, sich auf sich beschränkt, um so mehr wird die Langeweile hervortreten. Dasselbe sich auf sich Beschränken, welches den Idioten oder beschränkten Kopf machte, ist, von seiner Gemüthsseite angesehen das, was das Wesen des Egoisten macht mit seinem engen Herzen, welches so wenig faßt, daß es eben darum sich stets leer und einsam fühlt. Dies quälende Gefühl des Alleinseyns, das die meisten Egoisten als von der Umgebung verschuldet betrachten, hinsichtlich dessen Einige sich dazu erhoben, daß sie es als Strafe ihres früheren Betragens ansehen, ist — das aber ahndet Keiner — ist selbst der Egoismus, darum schwindet es in dem

Augenblick, wo der Mensch mit Liebe auf die Welt blickt, weil sie sich dann, wie durch Zauber, mit Brüdern und Schwestern bevölkert. Der ideenlose Kopf klagt, daß nichts ihn interessire, und das kalte lieblose Herz accompagnirt dazu mit der Klage, es sey verlassen und einsam. Denkt man sich Beides vereint, stellt man sich einen Zustand vor, wo das erstarrte Herz klagt: „auf dieser weiten Erde Niemand, Niemand“, und das ausgebrannte Hirn verlangend ruft: „ach nur eine Idee, nur einen neuen Gedanken“, so kann uns ein Schauer überlaufen, bei der Vorstellung dieses völligen Alleinseyns mit seiner tödtlichen und doch nicht tödtenden Langeweile. — Zeigt sich aber in ihr neben dem leeren Kopf auch das lieblose Herz, so ist die gewöhnliche Art, in der Langeweile nur etwas Unangenehmes zu sehn, ein Seitenstück zu der sogenannten Humanität, die in dem Verbrecher nur einen armen Kranken sieht; und die kaum anders unschädlich zu machen ist, als dadurch, daß man sich auf ihren Standpunkt stellt, und nun das Gefängniß Charité nennt, den Strafcoder als Pharmacopee, den Richter als Arzt bezeichnet, und die Hinrichtung bei Leibe nicht als Todesstrafe, sondern als ein erprobtes *specificum* gegen die Mörderkrankheit empfiehlt. Wie das Verbrechen noch etwas mehr ist als ein Fieberdelirium,

so ist es auch mit der Langeweile eine ernstere Sache, als die Meisten im Sinne haben, wenn sie sagen: es wäre besser, man langweilte sich nie. Nicht nur besser wär' es, sondern das allein Gute. Was vor geraumer Zeit in einem geistreichen Briefe mich frappirte, ohne daß ich sogleich Alles erkannte was in diesen Worten liegt, daß was die Einen Satan und Teufel, Andere Ahriman, noch Andere Typhon nennen, daß dieses Alles nur Eines sey, nämlich die Langeweile, dies ist vollkommen richtig. Die Langeweile ist der wahre böse Dämon, denn wer sich langweilt ist von dem Dämon des Personalismus und Egoismus befallen, der ihn verhindert Anderes interessant zu finden und zu lieben als sich, von dem Dämon, der sein Hirn verbrannte, so daß er nicht mehr in den Gegenständen sich, Vernunft, erkennt, der sein Herz erkältete, daß es nicht mehr vermag, in den Angelegenheiten Anderer die eignen zu finden. In der That, wenn man sieht wie dieser Dämon nicht nur die Kinder unartig und toll macht, sondern wie er eben so den Erwachsenen ein Versucher wird, der zu den dummsten, ja zu den schlechtesten Streichen bringt, so ist gar nicht zu begreifen, warum nicht öfter gegen die Langeweile gepredigt wird. Das Thema verdiente es, ganz abgesehn von dem Vortheil den es darbietet, daß man den Zuhörern ins

Gewissen schieben könnte, sie dürften sich nicht langweilen.

Gewiß war es nicht die Furcht, durch Predigten gegen die Langeweile alle Regeln traditioneller Homiletik zu verletzen, welche dieses Thema von den Kanzeln verbannt hat, sondern die Ansicht, daß dergleichen Auseinandersetzungen im Munde eines Geistlichen unpassend seyen, oder auch die Furcht, daß sich Mißanwendungen ergeben möchten, die in keinem Zusammenhang stünden mit den Angelegenheiten des Himmels. Beides ist vielleicht nicht richtig. Das Erste wohl gewiß nicht, denn wie sollte gegen Leere des Geistes und Mangel an Liebe zu predigen, denen nicht ziemen, die von dem Geiste ihren Namen führen, und mit Recht sich rühmen die Lehre der Liebe zu verkündigen? Aber auch das Zweite möchte ich bestreiten, daß dergleichen Betrachtungen profan seyen, und ohne Beziehung auf die himmlischen Angelegenheiten. War es einmal gewagt, die Langeweile als das wahre Inferno zu bezeichnen, so scheint schon die Konsequenz zu fordern, ihr Gegentheil in der Region zu suchen, die Dante im dritten Theil seines Gedichtes schildert. Wer es thäte, müßte der Zustimmung aller derer gewiß seyn, die uns erzählen wie „höllisch“ sie sich gelangweilt, wie „himmlisch“ unterhalten hätten, und denen es nie einfällt, diese Aus-

brücke zu vertauschen. Eine etwas zweideutige Autorität für Jeden, der es weiß, daß der Gebrauch von Kraftworten gewöhnlich nicht mit der Stärke der Gedanken parallel geht; glücklicher Weise aber bedürfen wir ihrer auch nicht, da das bisher Gesundene hinreicht, um ein wenig den Vorhang zu lüften, der uns die himmlische Welt verbirgt. Die innere Leerheit, die Nichts wahrnehmen ließ als Zeit und Vergänglichkeit, sie verschwand in dem Maße, als der Mensch sich interessirt, d. h. als er in das Wesen der Gegenstände eindringt, und sie liebend umfaßt. Jetzt steigere man Beides in Gedanken bis zur Idee des vollendeten Menschen, des Seeligen oder Heiligen, versuche man noch höher sich zu erheben, und denke ein Wesen, dessen Einsicht ein Alles durchschauendes Verständniß ist, bei dem die Stelle des Interesses, der anfangenden Liebe, die Fülle der Liebe vertritt, und man wird einsehn, man wird wenigstens ahnden, was es für eine Bewandniß hat damit, daß es für Gott und daß es für die Seligen keine Zeit gebe. Wie oft hört man: bei diesen Worten denke sich Niemand Etwas. Das Wort Niemand (mit dem man überhaupt etwas sparsamer seyn sollte) sagt hierzu viel. Denke man sich nur eine Mutter, welchen Erzählungen des eben aus der Fremde zurückgekehrten Sohnes lauscht, die sich nicht satt hören kann,

daß er in Freuden und Leiden stets ihrer gedacht hat, die ganz erstaunt schon Mitternacht schlagen hört, da ihr die Stunden wie Minuten verlaufen sind, — denke man, diese Mutter hörte in diesem Augenblicke das Wort: „bei Gott sind Tausend Jahre wie Ein Tag“, — ich glaube sie würde sich bei diesem Worte sehr viel denken, und in diesem Augenblicke würde es ihr gar nicht unverständlich seyn. Und so möchte die Liebe, die Löserin so vieler Räthsel, weil sie das Ur-Räthsel offenbart, wie Zwei Eins seyn können, sie möchte sich auch als der Räthsel lösende Metaphysiker erweisen in den Fragen nach Zeit und Ewigkeit! Wer es je erfuhr, wie als er liebte sein Blick Alles verschönte — der Sonne gleich, die, wenn ihre Strahlen wirklich das wären, wie wir sie oft nennen: Blicke, nie einen dunklen Punkt erblicken könnte, weil ihr Erblicken Erleuchten wäre — wer dieß an seiner schwachen Liebe erfuhr, wie sollte der es absolut unverständlich finden, daß es für die unendliche Liebe keinen Raum (d. h. keine Leere) gibt, weil, wo sie hinblickt, sie Alles mit ihren Kindern bevölkert, und keine Zeit und Vergänglichkeit, weil sie stets beschäftigt ist, und Alles „befestigt mit ewigen Gedanken.“ Und so muß ich am Ende selbst jenen Kraftausdrücken, von denen ich vorhin Nichts wissen wollte, zugestehn, daß ihnen eine Abndung des Wah-

ren zu Grunde liegt: wie die Geistes- und Herzens-Leere Hölle, so ist Liebesfülle himmlische Seligkeit. Wer mir aber sagen wollte, daß ich frevelhafter Weise Gott vermenschliche, oder aber ich sey frivol, da ich Seligkeit und Amüsement verwechsle, für den habe ich meine Antwort bereit. Auf das Erste erwidere ich, daß das Entmenslichen Gottes zuerst die Vorstellung eines unmenschlichen Gottes hervor-gebracht, dann die Menschen gottlos gemacht hat, auf das Zweite aber, daß wenn ein französischer *roué* in einem sittlichen deutschen Hause ein Gespräch über die Herrlichkeit der Liebe angehört hat, und nun sagt, es sey von *amours* und *distractions*, kurz von *frivolités* die Rede gewesen, der Grund solches Verständnisses vielleicht nicht in denen liegt, die das Gespräch führten.

Nach einer so strengen, vielleicht *ultra-rigori-*stischen Beurtheilung der Langeweile, wird wohl Nichts weniger erwartet werden als eine Apologie derselben. Und doch — trotz dem, daß es mir schwer wird den Wink nicht selbst zu befolgen, den ich dem etwanigen Prediger über die Langeweile gab — doch wird mir eine solche *advocatura Diaboli* aufgedrungen, nicht nur durch die Gerechtigkeit, die sogar diesem Angeklagten einen Defensor bewilligt, sondern durch die Gewalt von Thatfachen, die Keiner leugnen kann,

und welche zu beweisen scheinen, daß es mit der Langeweile nicht nur eine furchtbare, sondern auch eine recht hübsche Sache sey. Zunächst frappirt das Factum, daß die bloßen Naturwesen, die Thiere — ich spreche nur von den wilden, da die Hausthiere halbe Kunstproducte und mit vielem Menschlichen inficirt sind — also daß die Thiere die Langeweile nicht kennen, sondern entweder beschäftigt sind oder schlafen, also im erstern Falle sich noch nicht, im zweiten Falle nicht mehr, langweilen. Das scheint zu beweisen, daß zu den Unterscheidungszeichen zwischen Mensch und Thier, als welches die Einen die Vernunft, die Andern, denen dies zu geringfügig schien, dieses ansehen, daß der Mensch kochen kann, noch ein neues hinzugefügt werden kann: die Fähigkeit nämlich, sich zu langweilen. Sich langweilen ist menschlich. Damit allein wäre freilich noch lange nicht der infernale Character aufgewogen, denn es könnte dies nur ein Beweis mehr seyn, daß der Mensch nur über oder unter dem Thiere stehen kann, nie auf einer Linie mit ihm, das keine Hölle kennt, freilich auch keinen Himmel. Aber ein noch viel besseres Vorurtheil für die Langeweile erregt der Umstand, daß sie bei dem Menschen im unvollkommneren Zustande nicht, im vollkommneren wohl vorkommt. Das neugeborne Kind hat keine: wo es nicht arbeitet.

— seine einzige Arbeit ist Essen — da schläft er Annäherungsweise Gleiches findet Statt beim Menschen der dem Naturzustande nahe. Auch dieser unterhält sich, indem er arbeitet, freilich im Schweiß seines Angesichts, weil er nicht mehr, wie das Kind in dem Lande der Verheißung lebt, wo die süße Nahrung ihm zufließt; hört die Unterhaltung der Arbeiter auf, so schläft er ein, und um zu sehen, daß das Natürliche ist, hat man nicht nöthig, zu Hotte totten oder Australnegern zu gehn; wer den Niern oder gar die Duna überschreitet, wird sehen, wie der Bauer dort, nachdem die Werkstage vorüber, den Vierteltheile des Sonntags verschläft, nicht weil er so wie der verkünstelte englische Fabrikarbeiter, für ein Sixpence künstliche Bewußtlosigkeit schafft, sondern weil die Langeweile ein so unnatürlicher Zustand ist, daß, wo sie sich bei dem Naturmenschen einstellt, sehr schnell der Punkt erreicht ist, wo der Strom der Dämme durchbricht und sich selbst verschlingt. Wenn also vorhin gesagt wurde, daß bei dem vollendet Menschen die Langeweile nicht mehr vorkommen kann, so zeigen diese Erfahrungen, daß sie bei dem anfangenden Menschen gleichfalls fehlt, freilich dort, wo der Mensch sich zu unterhalten weiß, hier, weil unterhalten wird von seiner Arbeit oder von seinen Eltern, die den amüßten, der sich zu belustigen no



nicht vermag. Wie von jedem andern Wesen, so sagen wir auch von dem Menschen, wo er sich zwischen dem Anfangs- und dem Vollendungspunkte befindet, er sey in seiner Bildung begriffen. Findet nun aber bloß in dieser Zwischenperiode die Langweile Terrain, so werden wir nicht nur denen Recht geben, welche sagen, es verrathe Bildung, wenn man sich mit guter Manier zu langweilen wisse, sondern wir werden viel weiter gehn müssen: Ob es mit guter oder schlechter Manier geschieht, das macht hier keinen Unterschied, das sich Langweilen überhaupt, die Langweile an sich, ist Begleiterin der Bildung. Und zwar begleitet sie die Bildung nicht so, wie das Regenwetter die Jahrmärkte begleiten soll, rein zufällig, auch nicht wie der Schatten das Licht als ein mit ihm verbundenes Gegentheil, sondern sie verhalten sich wie Licht und Glanz: sich Langweilen ist Bildung. Den Beweis für diesen Satz liefert wieder der Ehrenmann, dem wir heute schon manche Belehrung verdanken, der Schullehrer, der so Viele bemerkt die nicht da sind. Welchen Eindruck mag diese Bemerkung wohl auf jenen kleinen Knaben machen, der heute zum ersten Male in der Schule sitzt, der sich gewundert hat über die neuen Umgebungen, und über die vielen fremden Gesichter, und welcher sieht, daß dem Lehrer alles das nicht imponirt, ja daß er noch

mehr Anabengesichter erwartet hat? Gewiß wird ihm er selbst als der Unerfahrene vorkommen, der Lehrer aber als Einer, der an Erfahrung ihm weit überlegen ist. Nun, in der Lage jenes Neulings in der Schule befindet sich Jeder, den die Gegenstände unterhalten, weil sie ihm neu sind, so wie jener Lehrer aber ist der, welchen alles dieses langweilt, weil es ihm längst bekannt, weil Alles längst dagewesen ist. Je weniger er Erfahrung hätte, je weniger er bekannt wäre mit den Gegenständen, um so mehr würden sie auch ihn, als neu, unterhalten, je unterrichteter er ist, desto weniger findet Jenes statt und desto mehr langweilen sie ihn. Wenn aber so sein Langweilehaben das Maas ist für sein Erfahren- und Unterricht-seyn, so ist es kaum ein Wunder, wenn der, welcher sich langweilt bei dem was Andere unterhält, in seinen, ja selbst in ihren Augen einen höhern Werth erhält. Überall imponirt, der sich langweilt, denen die es nicht thun. Hier sitzen einfache Bürgerseute an einem öffentlichen Ort, kannegießern und unterhalten sich vortrefflich. Auf ein Mal wird es still, Einer nach dem Andern sucht nach seinem Hut. Alles um jenes Fremden willen, der zuerst sie gar nicht störte, der aber jetzt deutlich zeigt, daß er sich langweilt, und ihnen dadurch den Gedanken aufdrängt, er verstehe das Alles besser, und es sey eigentlich kindisch, sich

mit Etwas zu unterhalten worüber Jener längst hinaus ist. Der Fremde hat ihnen das Spiel verdorben, und dennoch können sie sich einer gewissen Ehrfurcht nicht erwehren, und Mancher wird seiner Frau erzählen, der Fremde sey ein vornehmer Herr gewesen. Woher weiß er das? Er sah ihn sich langweilen. — Aber ist es wohl in anderen Kreisen anders als dort, wo der Kleinbürger kannegießert? In heiterer Gesellschaft werden Anekdoten erzählt, Witze gemacht, Musik getrieben und Alles geht vortrefflich. Warum fängt es an zu stoßen, warum sieht man, ehe man über eine lustige Geschichte lacht, verlegen auf jenen Einen, warum versagt dem Witzling seine Zunge, und der jungen Dame, die doch so hübsch sang, ihre Stimme wenn sie auf jenen Einen blicken? Weil auf seinem gelangweilten Antlitz leserlich geschrieben steht: wie kann man sich damit amüsiren? und weil unwillkürlich jetzt Jeder glaubt, diese Geschichten seyen ihm alle bekannt, und man müsse sich schämen sie neu zu finden, weil der Witzbold zu fürchten anfängt, der Gelangweilte habe bessere Witze gehört oder gemacht, und dem jungen Mädchen die furchtbare Ahndung kommt, Jener habe alle ihre Lieder von der schwedischen Nachtigall gehört. So beugt sich Alles vor ihm, und doch ist der einzige Rechtstitel unter dem er solche Superiorität in Anspruch nimmt, und der

von Allen respectirt wird, nur der, daß er sich langweilt. Wir haben darum gar keinen Grund darüber zu lachen, daß jener Bürger auf den vornehmen Stand jenes Fremden schloß, wie das sich Langweilen Prerogative des Menschen war, wie es Bildung verrieth, so hat es endlich wirklich etwas Vornehmes.

Unsere Anklage gegen und unser Plaidoyer für die Langeweile ergibt also das Resultat, daß das Urtheil über sie von dem Standpunkte des Beurtheilenden abhängt. Was verdamulich erschien, ja als die Verdammniß selbst, wenn man es maß an dem vollendeten Menschen, erfreute sich einer viel humaneren Behandlung, wenn es verglichen ward mit dem Anfangspunkte menschlicher Entwicklung. Wir mußten es erklärlich finden, wenn Einer vornehm sich brüstet, weil er sagen kann: „wie kann man sich dabei amüsiren“, obgleich er die Antwort schuldig bleiben möchte, wenn ein noch Vornehmerer ihm sagte: „Wie kann ein Mann von Geist sich jemals nicht unterhalten?“ Es ist mit der Langeweile wie mit dem, der auf einer mittleren Höhe steht: vom Golf von Neapel angesehen, erscheint das Fort von St. Elmo hoch, ja unersteiglich, aus dem Garten von Camaldoli sieht man es tief unter sich und es scheint flach zu liegen. Freilich um in das Camaldoli geistiger Vollendung hineinzukommen, dazu bedürfen Alle — im irdischen

Camaldoli bekanntlich nur die Frauen — eines höhern Dispenses. Hinsichtlich dessen, was von der Langeweile überhaupt gilt, kann es keinen Unterschied machen, ob sie als vorübergehende Stimmung, ob als habitueller das ganze Leben beherrschender Zustand erscheint. Das Letztere findet nur Statt bei denen, die man früher die Zerrissenen, heut zu Tage die Blasirten nennt. Der blasirte Mensch, in dem der Spiritus verflog und nur das Phlegma blieb, der, weil der perlende Schaum des Lebens verschwand, mit Recht émoussé genannt wird, den man so oft mit dem ausgebrannten Vulcan verglichen hat, daß der Vergleich altmodisch geworden ist, der zerrissene oder blasirte Mensch ist der Virtuos in der Langeweile, und ich finde es natürlich, daß George Sand, wenn sie ihren Jacques oder ihren Voyageur sprechen läßt, stets von dem Ennui redet, von dem sie befallen sind. Wie schon die vorübergehende Langeweile ein vornehmes Air gab, so natürlich noch mehr das Blasirtseyn. Wenn Alfred de Musset seinen Sohn des neunzehnten Jahrhunderts so zerrissen darstellt, daß ich für ihn kaum einen andern Bestimmungsort als die Papiermühle wüßte, so hat er das Gefühl, eine vornehme Natur zu schildern, und der Blasirteste unter den Poeten und Poetischste unter den Blasirten ist „jeder Zoll ein Lord.“ Mit der vornehmen Stel-

lung aber, die der Zerrissene in Anspruch nimmt, und die ihm auch pſlegt eingeräumt zu werden, ſtreitet nicht, daß geſunde Naturen ſich abgeſtoßen fühlen, ja daß oft beide Gefühle der Erfurcht und des Entſehens gerade ſo in einem Herzen ſich beſammen finden, wie bei dem Kinde, wenn es eine grausen- haſte Geſchichte anhört und nun angſtvoll bittet, man ſolle, und man ſolle nicht weiter erzählen. Staunend und von Ehrfurcht erfüllt werden vor einem ſolchen de Muſſetſchen Heroſ Naturen ſtehn wie eine *petite ouvrière*, die ſlink mit der Nadel und ſlinker im Tanz ein Leben führt, das nichts iſt als Champagnerſchaum; — *grand moussaux*, darum imponirt ihr Nichts ſo ſehr wie ein *homme émoussé* — angewidert werden durch ihn ſeyn die es wiſſen, daß der Menſch ſich intereſſiren ſoll, daß er verpflichtet iſt, erkennend und liebend Alles zu umfaſſen; endlich angezogen und abgeſtoßen zugleich die ahndungsvollen Engel, welche beſchämt fühlen, daß ihr natürlicher Unſchuldszu- ſtand unreif iſt, zugleich aber auch, daß in dem Zer- riſſenen ſich die Unnatur der Schuld fixirt hat, und die ſo die doppelte Gewalt erfahren, die das Rains- zeichen der Bildung ausübt, welches der Blaſirte im Antliß trägt. Es iſt ein Rainszeichen, denn das Blaſirtſeyn iſt infernal, es iſt das Zeichen der Bil- dung, denn das Zerriffenſeyn iſt vornehm, wie die

Langeweile in der es besteht. — Daraus also, daß das Terrain, auf dem der Gelangweilte und Blasirte steht, eine Mittelregion bildet, ließ sich erklären warum der Eine es hoch, der Andere es tief stellte. Ebenso aber läßt sich nun umgekehrt aus den verschiedenen Urtheilen, die über jene Erscheinungen gefällt werden, auf den Standpunkt zurückschließen, auf welchem der Urtheilende steht, und dies kann ein praktisches Interesse für uns haben, indem nicht geleugnet werden kann, daß in unserer Zeit die Blasirten im Courszettel der Achtung anders notirt sind als früher. Es gab eine Zeit, wo Naturen wie George Sand's Jacques oder wie Waller in der Gräfin Dolores, wie Moquairoi in Jean Paul's Titan überall Bewunderung erregten, und man braucht noch nicht sehr alt zu seyn um es erlebt zu haben, daß, wie heut zu Tage auf ein Instrument so damals auf Zerrissenheit gereizt wurde. Gastfrei öffneten die Männer ihm das Haus, denn die Stätte, die ein Zerrissener betrat, sie war geweiht; so die Männer und die Frauen blieben nicht zurück: manches unschuldige Herz, dem der Zerrissene den Abgrund des seinigen aufschloß, schauderte vor der bodenlosen Tiefe, weinte über den Abbadonna, vielleicht mit der stillen Hoffnung, sein rettender Engel zu werden. Die Zeiten haben sich geändert. Was die gastfreien Männer betrifft, so

möchte ich Jedem der fremde Länder bereist, ratthen, statt der Zerrissenheit einen guten Creditbrief mitzunehmen, und hinsichtlich der Frauen haben tiefer Eingeweichte als ich, mir gesagt, ihr Urtheil über Männer habe sich ziemlich ins Gleichgewicht gesetzt mit dem über Kleider, — nicht so, als wenn sie immer neue wollten, sondern ein ganzer Mann soll ihnen lieber seyn als ein Duzend zerrissener. Verbürgen kann ich es nicht, aber ich bin so berichtet. Diese Veränderung nun, muß sie uns nicht mit Stolz erfüllen hinsichtlich unserer Zeit, denn daß die Blasirten uns nicht mehr so imponiren wie früher, scheint doch klar zu beweisen, daß unsere Zeit auf einem höhern Standpunkt steht als sie. Leider nicht ohne Weiteres. Gewiß hat, wer den höhern Berg erstieg, nicht mehr nöthig hinaufzublicken, wenn er den gewahren will, der auf dem Hügel steht, aber auch der hat es nicht mehr nöthig, der sich zu ihm gesellt, und mit ihm auf einem Niveau steht. Wenn darum unserm Stolz, daß wir die Blasirten und Zerrissenen nicht mehr so achten wie unsere Väter, der Skeptiker antworten wollte: das kommt daher, daß in eurer Väter Zeit, als die ersten Zerrissenen austraten, es der ganzen Männer viele gab, die Zerrissenen also die Ausnahme bildeten, während Ihr in ihnen nur Eures Gleichen, nichts Besonderes, seht — so ist die Möglichkeit, daß

er Recht habe, nicht zu leugnen. Und wenn meiner freudigen Behauptung, heut zu Tage werde eine ausgebrannte Jacques-Natur bei unsern Frauen kein Glück machen, derselbe Skeptiker die entgegenstellen wollte, dies habe seinen Grund darin, daß in unserer Zeit die Neulingsherzen, wie Fernando selten, dagegen die Naturen wie Lelia, die wegen ihrer Gleichheit mit ihm einen Jacques nicht hätte lieben können, häufig geworden seyen, — so würde ich mich zwar empört von dem Verläumber abwenden, aber um ihn zu widerlegen, dazu würde die Empörung nicht ausreichen, dazu bedürfte es einer besondern Untersuchung über den Punkt, auf welchem unsere Zeit steht. Es ist gewiß, sie staunt das Blasirtseyn nicht mehr an, wie ein furchtsamer Bewohner des Flachlandes den, welcher den Aschenkegel des Vesuv bestieg, es fragt sich aber, wie ist sie dazu gekommen, den Respekt davor zu verlieren? Geschaß es so, daß sie auf den Vesuv der Blasirten ihnen nachtroch, oder wie mancher bequeme Reisende thut, sich nachtragen ließ und nun mit ihnen dieselben erstickenden Schwefeldämpfe einathmet? Oder aber hat sie, als ein kühner Bergsteiger, den Monte St. Angelo erstiegen, athmet sie hier reine Luft und sieht mit einem Gefühle, das dem Namen ihres Standpunktes entspricht, den wüsten Krater als unfruchtbaren Aschenhügel zu ihren Füßen liegen?

Und so hat selbst die unverfängliche Frage, was Langeweile ist, und wie sie beurtheilt werden muß, uns unvermerkt zu der hinübergeführt, bei der heut zu Tage die meisten Untersuchungen anzulangen pflegen, zu der Frage: was haben wir für eine Zeit? Diese Frage aber werde ich schwerlich beantworten können, da ich eben sehe, daß wir — gar keine haben.

Druckfehler.

Seite 18. Zeile 7 und 8 von unten statt: Labourdonnaie und Et.

Amand lies: Labourdonnais und St. Amant.

Seite 28. Zeile 8 von unten statt: aufhört lies: aufhöre.

- 67. - 5 - oben - nach - auch.

- 192. - 6 - - - o - so.

- 219. - 2 - - - Lehren - Brauchen.



4

Glaube und Wissenschaft.

Akademische Rede

zum Geburtstage S. M. des Königs

gehalten

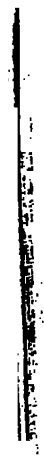
von

Dr. Erdmann,
Professor in Halle.

Halle,

Druck und Verlag von G. W. Schmidt.

1856.





Hochzuverehrende Versammlung!

In einer aus den verschiedensten Gefühlen gemischten Stimmung stehe ich heute vor Ihnen. Betraut mit der ehrenvollen Vollmacht, der Freude Worte zu verleihen, mit der unsere Körperschaft zum siebzehnten Male diesen Tag als das Wiegenfest ihres Königs und Herrn feiert, habe ich zugleich, daß ausnahmsweise mir dieses Recht ertheilt wurde, durch den Hinweis auf einen schmerzlichen Verlust zu entschuldigen, in Folge dessen der Lehrstuhl bei uns erledigt ist, dem jenes Recht gesetzmäßig zusteht. Ist nun aber dem, welcher dieses Verlustes erwähnt, nicht nur ein tüchtiger Amtsgenosse, sondern ein

nahe stehender Freund hingegangen, so richtet sich unwillkürlich sein Auge auf die nächstliegende Vergangenheit, wobei es freilich klar wird, wie viel leichter es war bei dieser freudigen Gelegenheit für den Kränkenden, als es ist anstatt des Gestorbenen zu reden, wie viel genußreicher, zu vertreten, als den Versuch eines Ersatzes zu machen. Indeß, nicht länger darf der Blick auf jenem Ereigniß ruhen, nicht länger der Mißklang dauern, den die traurige Erinnerung mit dem Genuß der freudigen Gegenwart, und den das Lautwerden persönlichen Empfindens mit der Aufgabe bildet, nicht als Einzelner sondern als Glied des Ganzen zu sprechen. Beides hört auf durch die Erhebung in die Region, in der vor dem klaren Denken die trübsten Gefühle und vor dem allgemeinen Inhalt alle bloß persönlichen Interessen zurüdtreten, in die Sphäre, welche die Univer-



fität als die ausschließlich ihrige ansieht, durch die Erhebung zur wissenschaftlichen Betrachtung. — Wie aber, hat nicht durch diese Behauptung der im Namen der wissenschaftlichen Körperschaft sprechen sollte, die Wissenschaft und mit ihr Alles, was für die Wissenschaft ist, unter anscheinendem Lobe vielmehr verklagt und bitter getadelt? Und ist nicht durch eine Anklage gegen die Wissenschaft, gerade hier und jetzt, ein neuer Mißklang hervor gebracht, schneidender als jener, den eine Klage um einen hingeschiedenen Freund an des Königs Ehrentage hervorbrachte? Wirklich gleiche einer Anklage gegen die Wissenschaft, was eben von ihr gesagt ward, wenn der Sinn dieser Worte seyn sollte, daß die Wissenschaft jene Uner schütterlichkeit und apathische Ruhe gibt, welche mancher Weise des Alterthums anstrebte, jene Gleichgültigkeit, die ungebeugt auf den Trüm mern der Welt steht, weil sie Nichts bewundert

und Nichts liebt. Hätten also meine Worte dieses sagen wollen, so wäre wirklich gegen die Wissenschaft ein Anathem ausgesprochen von der Stelle herab, an der man erwartet, daß nur ihr Lob gesungen werde. — Und wenn mir nun dies wirklich geschehen wäre, Verwunderung dürfte es eigentlich kaum hervorrufen. Die Zahl derer, welche heut zu Tage diese Weise anstimmen, ist so groß, der Klang ihrer Stimmen so laut, daß man gegen den nachsichtig seyn muß, der sich von der Wucht des ihn umgebenden Chores mitreißen läßt. Wenn es nun bei mir nicht so ist, so ist dies nicht mein Verdienst, es ist Gabe, oder vielleicht Schuld, der Natur. Wem sie das feine Ohr versagte, daß jede Einbiegung in eine andere Tonart sogleich wahrnimmt, und die biegsame Kehle, die jedes angestimmte Lied begleiten und verstärken kann, den hat sie auf der andern



Seite davor sicher gestellt, daß es ihm wider Willen geschehe ganz so zu singen wie alle Welt, und nie etwas Anderes im Ohr zu haben als das zuletzt Gehörte. Will nun ein Solcher nicht, was vielleicht das Klügste wäre, schweigen, sondern ist, wo alle Welt singt, auch ihm nach Gesang zu Muth, so wird ihm kaum etwas Anderes übrig bleiben, als ein altes Wiegenlied vor sich hinzusummen, dessen Weise in seinem Ohre so fest sitzt wie die, die es ihm zuerst sang, in seinem Herzen. Freilich darauf muß er gefaßt seyn, daß die ihm zunächst Stehenden, welche die Mode-Arie singen, von ihm sagen, er singe falsch. Sie haben in gewisser Weise Recht, etwa so wie beim Westwinde die Windfahnen Recht haben von der Magnetnadel zu sagen: sie zeige falsch. Woher der Wind weht, das zeigen jene Gewandten, stets Neumodischen wirklich viel besser, als die arme, so stereotype

Nadel, — und daß sie etwas Anderes zeigen will, fällt ihnen nicht ein. Auf die Gefahr hin, daß es mir gehe wie jener Armen, sey es erlaubt ein altes Lied ins Gedächtniß zurückzurufen, das mir von lieber Stimme an der Wiege meines wissenschaftlichen Lebens gesungen ward; es singt davon, daß die Wissenschaft die heiligsten Interessen der Menschen nicht fährde. — Alle Anklagen, welche das Gegentheil behaupten, lassen sich als auf ihre gemeinschaftliche Formel auf den Vorwurf zurückführen, der eben, weil er der gemeinschaftliche Ausdruck für alle der Wissenschaft gemachten Vorwürfe ist, am meisten berühmt geworden ist, auf den Vorwurf nämlich, daß die Wissenschaft den Glauben zerstöre. Denn, welche Bewandniß es auch haben möge mit dem Zusammenhange des Wortes Glauben mit dem Worte Geloben, so viel ist gewiß, daß der Sache nach das Halten der gelobten Treue und der

Verlaß auf das Gelobte, mit dem Glauben zusammenfällt, und daß eben deswegen, um von den äußerlichsten Verhältnissen unter Menschen zu beginnen und zu den innigsten überzugehen und bei den heiligsten zu schließen, durch Vertrauen und Glauben allein es Gläubiger und Schuldner gibt, durch den Glauben an den Gatten das Ehegelöbniß einen Sinn, durch den Glauben an sein Volk der Bürgersinn eine Stätte hat, daß durch den Glauben an den Versöhner die Menschen zu Gläubigen im eminenten Sinne des Wortes werden. Darum aber heißt: den Glauben zerstören, jedes Band zerreißen, welches Menschen an Menschen knüpft, und wieder: es gibt keinen Krieg gegen das, was das Heiligste und Größeste ist unter den Menschen, der nicht im Grunde darauf hinausginge, die fides und pietas, das heißt den Glauben, zu untergraben. Darum aber ist es auch eine Anklage auf Leben

und Lob gegen uns, die in jenem Vorwurf enthalten ist, daß die Wissenschaft den Glauben vernichte oder auch nur fährde. — Gegen uns, sage ich, denn wähne doch Niemand, daß es im Grunde doch nur eine unter den Wissenschaften sey, der solcher Vorwurf gemacht wird; wenn irgendwo so hat sich's hier gezeigt, daß der Brand des Nachbarhauses eines Jeden eigne Angelegenheit ist. Zwar vorzugsweise ist es, und der Zeit nach zuerst, das Fundament aller Wissenschaften gewesen, welches des Unglaubens geziehen wurde, und bekanntlich hat man bei uns (nicht sehr originell) siebenzig Jahre später als bei den Franzosen die Entdeckung gemacht, ein Philosoph und ein Ungläubiger seyen gleichbedeutende Ausdrücke. Aber die anderen Wissenschaften und die, welche sie treiben, sind gleichfalls an die Reihe gekommen. Der schon vor Jahrhunderten den Physikern und Aerzten gemachte Vorwurf der Ungläubigkeit fin-

det heut zu Tage sein Echo in der Art, wie im Namen des Glaubens gegen die Naturwissenschaften geeifert wird. Daß das böse Sprichwort noch immer besteht, welches den Rechtsgelehrten dem gläubigen Christen entgegensetzt, scheint zu beweisen, daß auch die glänzendsten Ausnahmen unserer Tage vom Volksbewußtseyn nur als solche betrachtet werden, welche die Regel bestätigen. Sprach- und Alterthumskunde, so wird uns gesagt, bilde uns von Jugend auf zu Heiden, und Herders sündhaftes Wort, daß der Hauptvorthail der Bibelverbreitung im Mittelalter darin bestanden habe, daß dadurch die griechische Sprache bekannt blieb, wird heute durch die (vielleicht eben so sündhafte) Behauptung abgebüßt, daß man Griechisch nur lernen müsse, um die Bibel in der Ursprache zu lesen. Kurz, es scheint als wollte man nur die Theologie unangetastet lassen. Aber selbst diese wird

von denen, welche das lauteste Wort führen, nur in so weit gebuldet, als sie nicht Wissenschaft ist, als sie sich dazu hergibt anderen, als wissenschaftlichen Zwecken zu dienen. Es ist darum die Angelegenheit aller Wissenschaft, und darum unser Aller Angelegenheit, wenn wir zu einer Zeit, wo so Vielen Wissenschaften und Glaubensstärke gleichbedeutende Worte zu seyn scheinen, das Verhältniß zwischen Wissenschaft und Glauben näher ins Auge fassen.

Da zeigt sich nun ganz zuerst der genaue Zusammenhang so, daß weder der erste noch die folgenden Schritte auf der Bahn zur Wissenschaft möglich sind ohne Glauben. Nur wer sucht und forscht, kommt zur Wissenschaft; was aber heißt Suchen anders als glauben, daß Etwas erst noch zu finden ist? Ehe dieser Glaube, diese wirkliche Gewißheit von Etwas,

das man nicht sieht, in dem Menschen entstanden ist, begnügt er sich mit dem Augenschein, mit dem, wovon man nur Kunde hat, nicht aber ein Wissen, weil dieses letztere den Gegenständen auf den Grund geht. Weiter aber, wenn in dem Glauben, es gebe einen solchen, zunächst verborgenen, Grund der Dinge, oder, wie man sich gewöhnlich auszudrücken pflegt, es sey etwas dahinter, zu dem man gelangt, indem man es herausbringt oder indem man selbst dahinter kommt, wenn man, sage ich, in diesem Glauben, zu suchen angefangen hat, was ist es, was uns vor Ermattung schützt, uns nicht sogleich ablassen und sagen läßt, das ist einmal nicht herauszubringen? was anders als der Glaube, dieser innere Grund könne nicht immer verborgen bleiben, die feste Zuversicht, er müsse an's Licht kommen. Und endlich, wenn nach längerem Suchen sich in dem Dunkel das

Licht zeigt, was bringt dazu, mißtrauisch zu prüfen ob man sich nicht getäuscht habe, ehe man der Welt seine Entdeckung mittheilt? Was anders, als daß man sich wie ein Mensch ohne Treu und Glauben vorläme, wenn man von dem Gelöbniß abließe, das man sich gab, nicht zu ruhen, bis Alles zweifelsfrei fest steht. — Ist es aber so, zeigt sich, daß Anfang, Mitte und Ende des zur Wissenschaft führenden Forschens ein Glauben ist, so müssen uns als höchst thöricht die erscheinen, welche, um sich als Heroen in der Wissenschaft darzustellen, sich dessen rühmen, sie hätten nie, oder auch nur in den Tagen jugendlicher Beschränktheit, dem Glauben in sich Gewalt eingeräumt. Ist dem wirklich so, desto schlimmer für ihr Wissen, dem es sicherlich sich wird anfühlen lassen, daß sie nicht mit allem Ernste sich dem Gegenstande gelobt, nicht dem Gelöbniß Treu und Glauben gehalten

haben, kurz, daß sie ohne fides forschten. So seltsam es auch solchen, die alles Glaubens spotten, erscheinen mag, wenn als Muster ihnen Männer vorgeführt werden, von denen sie nur als von Helden des Glaubens gehört haben, so könnten sie doch, gerade was das Wissen und die Wissenschaft betrifft, von einem Augustin und Anselm gar viel lernen. In dem berühmten Ausspruche des Ersteren, den der Andere sich angeeignet hat: „Ich glaube um zu wissen,“ werde ich eine Unterordnung des Wissens unter das Glauben erst dann anerkennen, wenn man daraus, daß Einer sagt: Ich baue, um ein Haus zu haben, wird folgern müssen, daß ihm das Bauen die Hauptsache, das Haus bloße Nebensache ist, und bis dahin wird wohl noch einige Zeit verstreichen. Heute aber schon werde ich, und muß Jeder, in jenem Satze die Behauptung finden, daß nur durch den Glauben man zur

Wissenschaft gelangt. Die Richtigkeit dieser Behauptung haben jene beiden Kirchenfürsten, die man mindestens mit demselben Rechte Helden der Wissenschaft nennen kann wie Helden des Glaubens, durch die That bewiesen. Denn hätte Augustin nicht geglaubt, daß die Zweifel, welche die Vernunft aufzuwerfen vermag, auch gelöst werden können, so hätte er nicht seine tief sinnigen wissenschaftlichen Erörterungen versucht, sondern sich vielleicht mit der heute so beliebten bequemen Auskunft des Nichtwissens befriedigt, daß die Lehre der Kirche unlösbare Widersprüche enthalte, daß dies aber Nichts thue, da sie ja kein logisches System seyn wolle. Und hätte Anselm nicht geglaubt an die Kraft der Wissenschaft und an die Erkennbarkeit des Wesens der Seele, er wäre nicht der erste Dialektiker seiner Zeit geworden, und hätte nicht im neunundsiebzigsten Jahre um noch einige Jahre



gebeten, um die Lehre von der menschlichen Seele ganz ins Reine zu bringen. Sie haben beide nur deswegen so viel gewußt, d. h. gefunden, weil sie so viel gesucht d. h. geglaubt haben. — Wie wir auf jene beiden Männer alle die verweisen, welche ihre Glaubenssicherheit als Beweis ihrer Wissensstärke zur Schau tragen, gerade so werden wir den vermeintlich Glaubensstarken, die aber in Wirklichkeit nur wissenssicher sind, jenes Augustinisch-Anselmische: „Durch Glauben kommt man zum Wissen“ entgegen halten. Ist der Glaube wie die Arbeit des Bauens, so werden wir mit demselben Rechte, mit dem wir von dem vollendeten Hause sagen: welche Arbeit steckt in diesem Bau! — wo das Wissen erreicht ist, und je mehr Wissen erreicht wurde, um so mehr sprechen: welchen Glauben muß doch dieser gehabt haben, da es ihm gelungen ist, im Wissen und in der Wissenschaft so viel

zu leisten! Dies ist so wenig eine paradoxe Art zu folgern, daß vielmehr der unbefangene gesunde Sinn seit Menschengedenken so zurückgeschlossen hat. Denn woher käme es, daß im gewöhnlichen Sprachgebrauche dem, der viel erforscht und eine gründliche Wissenschaft sich erworben hat, das Beiwort eines redlichen gewissenhaften Forschers, dem Ungründlichen dagegen der Name des Leichtsinrigen, Unsoliden beigelegt würde, wenn nicht der, der den Sprachgebrauch schuf, der gesunde Sinn, es fühlte, daß sich in der Wissenschaft um Redlichkeit und Gewissen, das heißt um Treu und Glauben handelte? Ja daß alle Welt nur dem Wissenden Glauben schenkt, dem aber, der sich als unwissend erweist, den Glauben entzieht, ist eigentlich ein Beweis, daß alle Welt nur Jenen als Einen ansieht, der Glauben hat, denn hier wie überall gilt der Spruch, daß gegeben nur

dem wird, der da hat, genommen nur von dem, der nicht hat.

Es ist vorauszusehn, daß in dem, was bisher gesagt ward, Mancher mehr ein Spiel mit Worten sehen wird, als eine gründliche beweisende Erörterung. Der Glaube nämlich, von dem bisher gesprochen wurde, sey im Grunde nur Glaube an sich selbst, sey stolzes Verlassen auf den eignen Scharffinn. Daß dieses zur Wissenschaft gehöre und durch das Wissen genährt werde, das möge wohl seyn. Wenn man aber von der Gefahr spreche, die dem Glauben von der Wissenschaft drohe, so meine man gerade das Gegentheil von jenem stolzen Selbstvertrauen, man meine ein demüthiges Sichhingeben an eine höhere Macht. — Hätten die, welche so sprechen, je mit der Gewißheit zu finden, nach Wahrheit gesucht, je mit der Sicherheit des Gelingens wissenschaftliche Versuche gemacht, so hätten

sie auch erfahren, daß diese Gewißheit und Sicherheit durchaus nicht ein Vertrauen auf die eigene Kraft ist. Was die Sprache der Griechen in beneidenswerther Sinnigkeit angedeutet hat, daß die Wahrheit das sich nicht Verbergende ist, dies fühlen während des Forschens nach ihr, wir Alle, und gerade wie der Betende der Erhörung gewiß ist, nicht weil er sich als so stark, sondern weil er den, zu dem er betet, als so barmherzig weiß, so ist, was uns mit siegesgewisser Freudigkeit forschen läßt, der Glaube nicht an unsere Scharfsichtigkeit, sondern an die sich offenbarende Lichtnatur der Wahrheit, vermöge der sie auch uns sich nicht verbergen wird. Nicht ein Verlassen auf uns selbst, sondern ein Verlassen auf die siegreiche Kraft der Wahrheit ist jener suchende Glaube, von dem wir sagten, daß ohne ihn kein Wissen möglich sey. Eben darum aber ist auch die Freude, die uns er-

fällt, wenn dem Suchen das Finden folgte, nicht eine eitle Lust an der eignen Geschicklichkeit, und wer je das Glück erfuhr, daß ein bis dahin verborgener Punkt der Wahrheit sich ihm erschloß, der wird es verstehen, warum der große Meßkünstler, als er jenen Beweis zu Stande gebracht hatte, nicht ausrief: Dies habe ich gemacht, sondern: Ich hab's gefunden! und daß er nicht hinausging, um anbetende Verehrung für sich zu fordern, sondern daß er einer höheren Macht die Hefatombe schlachtete. Nenne man es Glück, nenne man es Fund, nenne man es Gnade, kurz man fühlt: es ist uns gekommen, gegeben als ein unverdientes Geschenk, und alle jene, zum Theil vielleicht erfundenen, Erzählungen von klingenden Ambosen, sonnenbeschiedenen Zinngefäßen, schwingenden Kirchenleuchtern, fallenden Aepfeln, nach welchen ein Zufall die größten wissenschaftlichen Ent-

bedungen vermittelte, sie haben darum etwas Einschmeichelndes, weil wirklich eine jede Offenbarung der Wahrheit, die uns zu Theil wird, ein Geschenk ist, das uns zufiel, eine Erleuchtung und Eingebung, die wir nicht verdienten, sondern die uns wurde. Eben darum durfte auch vorhin das Forschen und Suchen mit dem Beten verglichen werden, eine Zusammenstellung, in der uns ein Bibelspruch vorausgegangen ist, in dem zum Bitten und Anklopfen das Suchen als das Dritte gestellt wird. Uebereinstimmend mit dem wegen seiner Frömmigkeit gepriesenen Jakob Böhme werden wir daher nur in dem Nichtforschen Hochmuth sehen und die Behauptung aussprechen, daß nichts demüthiger macht als das Erforschthaben der Wahrheit, das heißt: das Wissen. — Man pflegt, um diese Behauptung zu widerlegen, sich auf die Erfahrung zu berufen, daß gerade sehr gründliches Forschen



und sehr ausgedehntes Wissen so oft zu vermessenem, ja wahnsinnigem Hochmuth bringe. Jener Sternkundige des vorigen Jahrhunderts, welcher, weil er den ganzen Himmel durchforscht hatte, Gott leugnete, mancher Anatom unserer Tage, den seine feinen Zerlegungen des Leichnams dahin gebracht haben das Daseyn einer Seele zu leugnen, viele Naturkundige, welche durch ihre mikroskopischen oder chemischen Untersuchungen dahin gebracht seyen, allem Ueberfinnlichen die Existenz abzuspochen, — sie sollen ein Beweis seyn, daß das Wissen zum vermessenem, absprechenden Hochmuth bringe. Beweisen sie dies wirklich? Zeugt ihr Hochmuth wirklich gegen das Wissen und gegen die Wissenschaft? Wenn dem Einen sein Fernglas immer nur Sterne zeigte und nie einen Gott, wenn das Scalpel des Anderen immer nur Nerven und Muskeln bloß legte und nie eine

Seele, wenn Mikroskop und chemische Reagentien dem Dritten nur sichtbare Stoffe und nie etwas Ueberfinnliches vor's Auge brachte — Facta, die nicht gerade unglaublich sind, — und sie nun daraus, daß sie Etwas nicht sahen, nicht bloß legten, nicht fanden, d. h. daß sie keine Wissenschaft davon haben, folgern, ~~es~~ existire nicht, so scheint es billiger, diese argumenta ab ignorantia der Ignoranz zuzurechnen als dem Wissen. Thun wir aber dies, so urtheilen wir abermals nur dem gesunden Sinne und der Erfahrung gemäß, welche uns lehren, daß die am wenigsten von Etwas wissen, am Rechtsten darüber zu urtheilen pflegen.

Darin also können wir den Unterschied zwischen dem Glauben, den die Gegner dem Wissen entgegenstellen und dem, von dem wir sagen, er sey der erste Schritt, oder das Eingangsthor, zum Wissen, nicht setzen, daß nur

jener ein demüthiges Sichhingeben sey; das ist der Glaube, von welchem wir sprechen, ebenso. Aber ein Anderes scheint zwischen beide eine Kluft zu legen: der Glaube des Forschers an die Wahrheit, sagen sie, sey nur ein Glaube des Kopfes, ihrer dagegen sey Sache des Herzens, sey Sache des ganzen Lebens. Obgleich es für uns etwas Seltsames hat, wenn Kopf und Herz sich so entgegengesetzt werden, und dann nur das Herz als der Sitz des Lebens angesehen wird, als wenn nur der sein Leben verlöre, dem das tödtende Blei das Herz zerreißt, und der nicht, dem das Fallbeil den Kopf vom Rumpfe trennt, — so wollen wir es uns hier doch gefallen lassen. Wir fragen dann aber, ob es etwa bloß ein Mißbrauch der Sprache ist, wenn von Einem gesagt wird: er lebe in der Wissenschaft, oder sie liege ihm am Herzen? Wenige werden den Muth

haben zu behaupten, daß bei der Vereblung der Sitten, welche der große römische Redner dem wissenschaftlichen Studium zuschreibt, das Herz unverändert und roh bleibe. Oder wenn man den, kürzlich als Greis verstorbenen, französischen Gelehrten, den nur sein angestrenktes Studium dahin gebracht hatte, blind und gelähmt mehr als zwanzig Jahre auf einem Schmerzenslager zuzubringen, sagen hört: er würde, hätte er sein Leben wieder zu beginnen, dieselbe Laufbahn ergreifen, denn sie biete Etwas, was mehr sey als Rang und Reichthum und Gesundheit, — wer will da leugnen, daß das Herz da mitspreche? — Will man aber statt bloßer Versicherungen, Thatfachen? hier sind sie: Gleich dem Kleantes des Alterthums, der Sklavenarbeiten auf sich nahm, weil sie ihm die Mittel zum Studium gewährten, wird jener französische Gelehrte gemeiner Soldat, um nach



Indien zu gelangen, unterwirft sich dem noch mühseligeren Knechtsdienste unter einem tyrannischen Braminen, durchwandert unter unsäglichen Mühseligkeiten das fremde Land, nur vom Wissensdurst getrieben. Wie Demokritus all sein ererbtes Gut zu wissenschaftlichen Reisen verwendet, und seinen Lohn darin findet, seinen Landsleuten als Greis seinen Diakosmos vorzulesen, so opfert unser großer Landsmann Vermögen und Gesundheit, um einst einem größeren Zuhörerkreise, den Gebildeten aller Zonen, seinen Kosmos vorlegen zu können. Haben diese Männer nicht der Wissenschaft gelebt, haben sie nicht mit ihrem Herzen sich ihrem Dienste gewidmet? — Wollte aber Jemand, um ihre Verdienste zu schmälern, die Vermuthung aussprechen Ehrliche und Ruhmsucht sey da mit im Spiele gewesen, wie werden sie denn das nennen, wenn Einer, dem es schon in den Jahren der Jugend ge-

lang, durch Aufstellen einer Theorie seinen Namen unsterblich zu machen, später öffentlich bekennt, ein Jüngerer habe ihn überzeugt, daß seine Ansicht nicht zu halten sey? Ich denke, in einer solchen Erklärung hat der Mann nicht seine Ehre gesucht, sondern der Wahrheit die Ehre gegeben, und das ist eine That, die nicht nur seinem Kopfe, die seinem Herzen angerechnet werden muß. — Vielleicht wird mancher Gegner der Wissenschaft in den eben angeführten Thatfachen eine Prahlerei sehen, und zwar die Prahlerei des Bettelstolzes, weil, was da erzählt wurde, nichts Erhebliches sey, sondern was sich bei einem ernstern und ehrlichen Mann von selbst verstehe. Nun dann wird es uns ja wohl erlaubt seyn, von ihm und seinen Genossen, ich will nicht sagen Größeres, nein, nur eben solche Kleinigkeiten zu erwarten wie diese. Ist nun etwa unter denen, welche meinen durch ihre

Diatriben gegen die Wissenschaft summos honores unter den Glaubensstarren überreichlich verdient zu haben, ist unter diesen wirklich die Zahl derer so groß, die dem, was sie predigen, ich sage nicht ihr Einkommen, nein, nur die Hoffnung eines vergrößerten Einkommens opfern? Wo sind sie denn, die Schaaren derer unter den Wissensfeinden, welche bereit sind, Wohlleben und gesicherte bürgerliche Stellung zu opfern — ich meine natürlich, ohne daß ihnen vorher durch Gesinnungsgeoffen ein Ersatz verbürgt war — und sich dem Ocean einer ungewissen Zukunft anzuvertrauen? Kommt es denn endlich so gar oft vor, daß Einer, um den sich eine Schaar bewundernder Anhänger gesammelt hat, welche das Zutrauen auf seine Lauterkeit, Festigkeit, Aufrichtigkeit ebenso fesselt wie dort die Theorie des genialen Naturforschers, daß dieser denen, die sich zu ihm ge-

stellten, offen erklärt, es sey eine Täuschung gewesen, um dessentwillen sie ihn so hoch gestellt hatten? — Wir werden nach dem, was wir eben über die *argumenta ab ignorantia* gesagt haben, uns hüten, daraus, daß wir von dergleichen erhebenden Erscheinungen unter den Wissensfeinden keine Wissenschaft haben, Folgerungen zu ziehen. Dagegen dürfen wir aus dem, was wir kennen und wissen, die Folgerung ziehen, daß der Glaube, ohne welchen es überhaupt kein Wissen gibt, eine Hingabe nicht nur einer Seite des Menschen, sondern seines ganzen Wesens mit Kopf und Herz ist, so daß er darin besteht, daß der Mensch überhaupt nicht mehr sich sondern einem Andern lebt.

Vielleicht haben wir, indem wir den Gegner aus einer Angriffsstellung nach der andern zu vertreiben versucht haben, dadurch, namentlich aber durch unsern letzten Ausdruck, ihn in



die gebracht, in welcher er den Kampf am siegreichsten zu führen vermag. Das ist es eben, wird er sagen können, warum die Wissenschaft dem wahren Glauben so gefährlich wird, daß sie ganz wie dieser eine völlige Hingabe des ganzen Menschen ist, aber eine Hingabe nicht an die rechte Macht. Sie ist wirklich eine fides im wahren Sinne des Wortes, aber eine mala fides, sie ist nicht Unglaube in dem Sinne, daß sie allen Glauben ausschlösse, sondern ganz mit Recht hat es Beifall gefunden, daß die Wissenschaft vielmehr zum Aberglauben, das heißt zum falschen Glauben, führe. Sie bringt nämlich zu einer abgöttischen Verehrung des Logischen, während der wahre Glaube das Christliche verehrt, sie ist ein wirklicher Götzendienst, indem sie an die Stelle der Liebe zum Herrn, worin der wahre Glaube besteht, die Wahrheitsliebe setzt, also wirklich einen anderen

HErrn neben den wahren stellt. Dagegen läßt sich doch Manches bemerken. Dem Vorwurf der Vergötterung des Logischen, von dem wir die Wissenschaft um so weniger befreien wollen, als viele Wissenschaften schon in ihrem Namen (Physiologie, Psychologie, Theologie) dieselbe zur Schau tragen, könnten wir entgegen setzen, daß ja die Gegner selbst von dem HErrn sagen, er sey der Logos und dieser sey göttlicher Natur. Wollten sie diesen Einwand dadurch entkräften, daß sie auf die verschiedenen Bedeutungen des Wortes Logos hinwiesen, so wenden wir uns zu ihrem zweiten Vorwurf, daß die Wissenschaft nichts Höheres gelten lasse als die Wahrheit und die Liebe zu ihr. Wie aber, wenn der HErr selbst sich die Wahrheit nennt, ist da nicht Liebe zur Wahrheit eben Liebe zu Ihm? Hier ebenso wie bei dem Worte Logos sagen: Wahrheit und Wahrheit ist zweier-

lei, ist etwas bedenklich, denn das gibt Verwickelungen nicht nur mit dem geduldigen Wörterbuche, sondern mit der Kirche, die bereits im Mittelalter gegen die Theorie von zweierlei Wahrheit ihre entschiedene Verwahrung eingelegt hat. Wollte endlich Jemand sich hinter sein protestantisches Gewissen verstecken und diese Entscheidung der mittelalterlichen Kirche nicht gelten lassen, so verweisen wir diesen auf das für den Protestanten entscheidende Bibelwort, nach welchem der von Christo gesandte Geist in alle Wahrheit leiten soll, woraus gefolgert werden muß, daß es keine Wahrheit gibt, in welche dieser Geist nicht leitete. Uebrigens bescheide ich mich gern, daß dieser Rückschluß nur nach den Regeln der Wissenschaft nothwendig ist, die ich vorzugsweise die meine nenne, der Logik, und will den Privilegien und Immunitäten der modernen Exegese durchaus nicht

zu nahe treten. Noch viel weniger freilich sie darum beneiden, und darum werde, ohne die beliebte Weise die Hauptsachen wegzuerklären, das Wort des Herrn festgehalten: „Ohne mich könnt Ihr Nichts thun,“ woraus, wenn man nicht sagen will, Nichts heiße hier Etwas oder Viel, sich ergibt, daß ohne Seinen Geist auch die wissenschaftlichen Thaten nicht vollbracht werden. — Diesen Ausspruch halten wir fest, nicht nur weil der heilige Buchstabe, sondern weil Vernunft und folgerichtiges Schließen darauf führt: Bis zum Ueberdruß hört man davon sprechen, daß Niemand sich der Macht des jedesmaligen Zeitgeistes zu entziehen vermöge, und es gehört in der That kein sehr scharfes Auge dazu, um zu sehen, daß es durchaus gar Nichts gibt, was im neunzehnten Jahrhundert gerade so wäre, wie im siebzehnten und achtzehnten. Dieses nun, was sie dem Geiste jedes Jahr:

hundert, ja jedes Jahrzehends, zugeflehnt, dieses dem Geiste abzusprechen, der in den neunzehn Jahrhunderten, seitdem er ausgegossen ward über die Welt, die Natur eines Ferments, welche der ihm zuschrieb, der ihn zuerst verkündigte, bethätigt hat, — dies wäre wie gegen alle Erfahrung so gegen alle Vernunft. Vielmehr, wie in dem leiblichen Leben, wo der giftige Krankheitsstoff übertragen ward, kein Atom des Körpers frei bleibt von der ansteckenden Pestnatur, so hat im geistigen Gebiete, das Ferment des christlichen Geistes, per infectionem vitae, wie ein tiefsinniger Mann dies genannt hat, Nichts unergriffen gelassen, Alles ergriffen, Alles neu gemacht. Daraus folgt gar nicht, wie Mancher, um uns durch die absurde Folgerung zu widerlegen, vielleicht einwenden könnte, daß nach einer solchen Ansicht es in der christlichen Zeit nur wahre Christen

und Gläubige geben könne. Denn dies hängt davon ab, wie sich Jeder zu dem Zuge des christlichen Geistes innerlich stellt. Was die Alten von dem Schicksale sagten, daß, je nachdem der Mensch will oder nicht will, die Macht desselben als Führung oder Zwang, als *ductio* oder *tractus*, empfunden werde, ist buchstäblich richtig von der Macht des christlichen Geistes. Unwiderstehlich jedem Kinde der christlichen Zeit, wird sie von dem, der sich ihr zu entziehen versucht, als eiserne Fessel schmerzlich empfunden, dem wieder, der sich völlig ihr hingab, erscheint sie als eine süße Last — (biblisch gesprochen: jenem wird Christus zum Fall, diesem zur Auferstehung) — gerade wie in der Ehe, mit welcher die Schrift das Walten des christlichen Geistes in dem Menschen vergleicht, dem Manne ohne Glauben das, Gesetz und Fessel ist, was dem, der seinem Gelöbniß treu blieb,

als Rosenkette erscheint. — Welche von diesen beiden möglichen Stellungen zu dem Gange des der Menschheit eingegossenen Geistes, der einnehmen wird, der sein Leben der Wissenschaft weihte, darüber kann nach dem bisher Gesagten kein Zweifel Statt finden. Im Leiten in alle Wahrheit bestand jener Gang und in dem Streben, d. h. selbst Verlangen, nach Wahrheit bestand die wissenschaftliche Arbeit, darum gehen beide nicht wider sondern mit einander. Das Verlangen nach Wahrheit fällt zusammen mit der Wirksamkeit des christlichen Geistes, es hat ein Recht sich ein christliches zu nennen, denn wie in seinem Empfinden und Handeln der Christ ein ganz Anderer ist als der Nicht-Christ, so auch in seinem Wissen. Dies gilt von allem Wissen, auch das macht keine Ausnahme davon, von dem man in unseren Tagen zu sagen pflegt, es sey ganz unberührt vom christlichen Geiste,

das Wissen von den Gesetzen der sichtbaren Welt. Für uns ist es mehr als ein Zufall, daß das Heidenthum bei einem unbekannten Gotte anlangte und daß es ihm als ein Frevel erschien, den Schleier, der das Naturleben deckt, gewaltsam zu heben, während nach der christlichen Anschauung Gott gewußt wird als sich offenbarend und erst in der christlichen Zeit der Mensch es gewagt, der Natur ihre Geheimnisse, nicht nur wo sie dieselben zeigen wollte, abzulauschen, sondern im wissenschaftlichen Versuche gewaltsam zu entreißen. Beides geht mit einander. Wird, wie die Schrift sagt, in der Wahrnehmung und Erkenntniß der sinnlichen Welt Gottes unsichtbares Wesen offenbar, so kann das Erforschen derselben die Gottheit nur ehren, denn wie der schon einmal erwähnte Kirchenfürst gesagt hat: Gottes Ehre ist, daß er erkannt, daß sein Wesen offenbar wird.

Daß im Dienste der Wissenschaft die Ehre Gottes gefördert wird und also dieser Dienst ein wahrer Gottesdienst ist, dies erscheint trotz der Autorität eines Anselm, und trotz dem, daß unser Gewissen, diese Stimme Gottes in uns, uns nie Vorwürfe macht, wenn wir diesem Dienste Alles, Vermögen, Gesundheit, Leben opfern, es erscheint furchtsamen Gemüthern als eine vermessene, ja frevelhafte Behauptung. Gerade wie sie erschrecken, wenn sie hören, daß das Licht mancher Sterne Jahrtausende bedurfte, um unser Auge zu treffen, weil dadurch die Welt so ungeheuer groß wird, und sie fürchten sie werde zu groß, um das Werk eines Gottes zu seyn — den, wohlbemerkt! sie doch allmächtig nennen — gerade so wird ihnen unheimlich, wenn sie die Behauptung hören, die Wirksamkeit Christi zeige sich nicht nur in der Umgestaltung des religiösen Lebens, sondern Sein

Geist habe gar nichts, nicht einmal die Größen- und Naturlehre unverändert gelassen. Es ist als meinten sie, daß so Großes selbst der Sohn Gottes nicht leisten könne, und als werde er beleidigt, wenn man von Ihm erwarte, was über Seine Kräfte geht. Wir nun theilen solche Bedenklichkeit nicht, glauben auch, daß die Gefahr, zu groß von der Macht des Christenthums zu denken, heut zu Tage nicht die am meisten zu fürchtende ist. Wohl aber gibt uns, daß wir wissen, welcher Geist der ist, der „alle Dinge erforschet, selbst die Tiefen der Gottheit,“ nicht nur beim Forschen nach den Tiefen der Gottheit, sondern beim Erforschen aller Dinge jene Gewißheit, daß das Ziel erreicht werden wird, die der hat, der da weiß, daß er nicht lebt und forscht, sondern ein anderer, höherer Geist in ihm, jene triumphirende Freudigkeit, die ich im Sinne hatte, wenn ich davon sprach, daß die Wissenschaft über alle

trüben Gefühle und alle bloß persönlichen Interessen erhebe, jenes Siegergefühl, das uns von der Seligkeit des Erkennens und Wissens sprechen läßt. Wer aber hier Anathema rufen wollte, weil wir hier dem Erkennen und Wissen zuschreiben, was nur richtig ist vom Glauben, der ja nicht erkennt und nicht weiß, — dem antworten wir, so steht es mit dem wahren Glauben nicht; nicht mit dem Glauben des Petrus, denn der hat erkannt, daß Christus ist der Sohn des lebendigen Gottes, nicht mit dem des Johannes, denn der lehrt, daß das ewige Leben sey Gott zu erkennen, nicht mit dem des Paulus, denn der weiß, an wen er glaubt, und weiß, daß nichts ihn scheiden kann von der Gnade Gottes. Anders freilich ist es mit denen, die jeder wissenschaftlichen Untersuchung das Ohr, vor jedem Buche eines ihnen nicht als fromm empfohlenen Verfassers das Auge

schließen, weil sie ja nicht wissen, ob der sie nicht von der Gnade Gottes scheiden wird. Ob aber dieser furchtsame Glaube, der nicht weiß, was Paulus so sicher mußte, ob dieses schwächliche Gläubchen nicht vielmehr Unglaube ist, Unglaube an sich, an der Wahrheit — — — — — Aber wo gerathe ich hin? Vertheidigen nur wollte ich und werde zum Ankläger, zu preisen was mir das Höchste von Allem, war meine Absicht und ich gerathe auf nichts weniger als Preisenswerthes und in keiner Weise Hohes! Mich wieder zurecht zu finden, dazu bedarf es nur eines Blickes um mich, und einer Besinnung darauf, als was und wozu ich hier stehe. Umgeben von Solchen, die, weil sie dem der Wissenschaft gegebenen Gelöbniß treu blieben, die Seligkeit des Wissens geschmeckt haben, vor mir Solche, die mit dem freudigen Glauben an die neidlos sich mittheilende Wahrheit den Lauf beginnen, dessen Ziel solche Seligkeit ist,

stehe ich hier im Namen einer der Anstalten, welche der Stolz unseres Vaterlandes sind, die bestimmt sind nur allein der Wissenschaft zu dienen, und denen, nur wenn sie selbst diesen Beruf vergaßen, andere Zumuthungen gemacht wurden. Ich stehe hier, im Namen dieser Pflanzstätte der Wissenschaft, Wünsche auszusprechen für das Wohl eines Königs, dessen offen und frei bekannter Glaube ein starker und siegreicher Glaube ist, welcher weiß, daß der Geist des Herrn nicht nur im Tempel und in den Augenblicken der Andacht mächtig ist, sondern Alles, auch Kunst und Wissenschaft, erneut hat, und der in diesem kühnen Glauben oft ängstlich Gefinnte den Kopf schütteln machte, wo er durch die That bewies, daß ihm bei dem Kunstwerk der Kunstwerth und die Schönheit, und bei dem Lehrer der Wissenschaft das Wissen die Hauptsache ist. Einen König soll ich feiern, an den wir glauben; an den selbst manche

Ungläubigen gelernt haben zu glauben, seit sie gesehen haben, daß dem gegenseitigen Jawort, daß an dem großen Trauungsmorgen vor nunmehr sechzehn Jahren zwischen ihm und uns ausgetauscht ward, Er treu geblieben ist, und daß er nicht wie andere Fürsten, in bösen Tagen, den Ring, der die Stirne der Könige schmückt, diesen Trauring, der sie mit ihren Unterthanen verbindet, ehebrecherisch weggeworfen, sondern daß er seinem Gelöbniß Glauben gehalten hat. Worte soll ich geben unseren Gefühlen für einen König, der in kaum vergangener bedenklicher Zeit, wo Alles ungewiß war, trotz dem, daß lautes Rufen und leises Flüstern hierhin oder dorthin zu verlocken suchte, gezeigt hat, er wisse, welche Pflicht vor allem Andern er habe, und von dem Mancher, der damals irre war, heute weiß, was er Ihm dankt und an Ihm hat. Diesen König erhalte Gott! —



5

Ueber

Gewohnheiten und Angewohnheiten.

Vortrag,

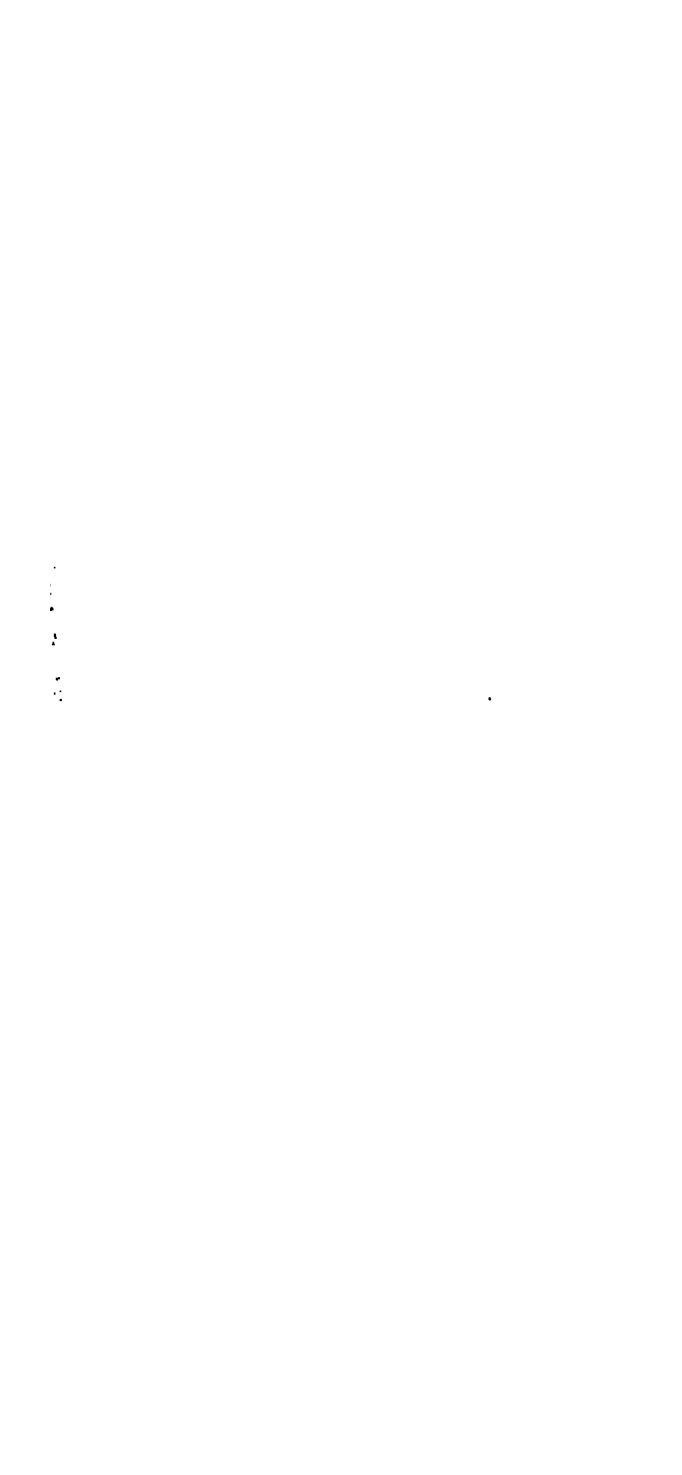
gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin

von

Dr. Erdmann,
Professor in Halle.

Berlin.

Verlag von Wilhelm Herz.
(Bessersche Buchhandlung.)
1858.





Hohe Versammlung!

Als vor Jahren ein berühmter Arzt die Kenntniß des Opiums für den Inbegriff der ganzen Heilwissenschaft erklärte, da fiel das auf und man nannte es jetzt, eine Uebertreibung. Es war eben noch nicht wie wo alle Tage ein neues Mittel, sei es nun kaltes Wasser oder trockene Semmel, sei es Electricität oder Apfelwein, als einziges und als untrüglich gegen alle Krankheiten ausposaunt wird. Damals aber schon und also noch mehr heute, wäre vor solchem Vorwurf der sicher gewesen, der, was jener Arzt von der Heilkunst, das von der Geisteswissenschaft behaupten wollte: daß es Einen Schlüssel giebt, ohne welchen man in ihr nirgends, mit dem aber man in jedem ihrer Gebiete fortkommt. Mit welchem Capitel derselben man sich beschäftigen möge, überall stößt man früher oder später auf die ungeheure Bedeutung der Gewohnheit. Sie herrscht schon dort, wo die Schwelle kaum überschritten ist, die in das irdische Leben hineinführt, denn von den Bewegungen des Kindes, die

man für angeboren hält, sind viele, vielleicht die meisten, angewöhnte, und wieder gelangt der Mensch an die andere Schwelle, über welche der Weg aus dem Leben hinausführt, dadurch, daß sich die Seele ganz in ihren Leib eingewohnt hat, und nun erfährt, was man zu erfahren pflegt, wenn Einem Hauskleid oder Schwert so recht bequem und gewohnt worden ist: es ist vertragen. In der Gewohnheit eines bestimmten Handelns besteht nach Aristoteles unsere Tugend, und ohne seine oder eine der seinen gleiche Autorität zum Rückhalt zu haben, wird man behaupten dürfen, daß die Ausdrücke: ich glaube dies, oder auch: das verstehe ich, in vielen, ja vielleicht den meisten Fällen, nur soviel heißen, als: ich bin gewohnt, daß man mir es vorredet und habe mich gewöhnt, es nachzusprechen. Ja über die Gebiete des Geistigen hinaus reicht ihre Macht. Daß die Dressur der Thiere, das Acclimatistiren der Pflanzen ein sie Gewöhnen ist, giebt Jeder zu, und kaum ließe sich etwas dagegen einwenden, wenn in einer gut eingespielten Violine oder einer verblasenen Flöte die ersten Spuren guter und schlechter Gewohnheit gesehen würden. Darum aber wäre auch der Versuch, in der hier zugemessenen Zeit das ganze Gebiet der Gewohnheit zu überschauen dem gleich, den Ocean mit einem Kinderlöffel auszuschöpfen. Statt seiner werde hier

nur der gemacht, zwei besondere Arten der Gewohnheit kennen zu lernen, über deren verschiedene, ja entgegengesetzte, Natur alle Welt einverstanden sein muß, da sonst die Sprache, in der, und durch die allein es ein Einverständniß unter aller Welt giebt, nicht beide einander entgegensetzen würde. Die Sprache unterscheidet die Fälle, wo ich mich an eine Sache, von denen, wo ich mir eine Sache angewöhnte, weist also dort mir, hier dagegen der Sache, die leidende Rolle zu. Wo, wie in dem ersteren Falle, ich (der Sache) gewohnt werde, bin ich als das Passive, wo dagegen, wie im zweiten, sie (mir) gewohnt wird, ist sie als leidend, und ich als das Active gesetzt, ein Gegensatz, den der Sprachgebrauch auch so fixirt, daß er wo der Mensch passiv ist, von Gewöhnung und Gewohnheiten, wo activ, von Angewöhnung und Angewohnheiten spricht. Indem wir es dem Schöpfer des Sprachgebrauchs überlassen, diesen Unterschied gegen den scharfsinnigen modernen Denker zu vertheidigen, welcher ihn leugnet, nimmt die gegenwärtige Untersuchung den Gegensatz von Gewohnheiten und Angewohnheiten als einen allgemein zugestandenen zum Ausgangspunkt, läßt sich durch ihn ihre Grenzen bestimmen, und fragt auch demgemäß nicht mehr ob, sondern sogleich wie sie von einander unterschieden sind?

1.

Von Gewohnheiten im Gegensatz zu Ange-
wohnheiten spricht man da, wo gewisse leidenschaftliche
Zustände, z. B. Empfindungen, ein Bedürfniß wur-
den, so daß ihre Abwesenheit unangenehm auffällt,
quälend ist. Die Gewohnheit des Einen zu bestimm-
ter Stunde seinen Kaffee zu haben, des Anderen all-
abendlich in lustiger Gesellschaft zu sitzen, des Dritten
den Dampf übelriechender Blätter einzuschlüpfen, sie
sind Beispiele davon, daß der Zustand eines Genie-
ßens oder Habens eine solche Macht über uns gewinnt,
daß wir ohne ihn nicht sein, von ihm nicht lassen
können. Ist aber dieses Nicht-lassen-können das
Wesen der Gewohnheiten, so ist es eigentlich auch
nicht richtig zu sagen, daß wir sie haben, als wenn
wir ihre Besitzer wären, sondern vielmehr haben sie
uns und wir sind von ihnen besessen, ein Ausdruck,
der auch für den höchsten Grad der Gewohnheit, die
Leidenschaft, ganz gebräuchlich ist. Wovon wir nicht
lassen können, dem stehen wir machtlos als unfreie
Sklaven gegenüber, und darum sind wir, je mehr
Gewohnheiten wir haben, um so unselbstständiger und
schwächer. Jener Mann, der so an seinem Morgen-
Kaffee hängt, muß sich den freundlichen Vorwurf ge-
fallen lassen, der Kaffee sei sein *faible*. Dem Andern

sagt man, nicht sehr freundlich, nach, der Wirthshausbesuch sei seine schwache Seite. Und was den Dritten betrifft, so ist zwar die Welt so tolerant geworden, daß sie seine Gewohnheit nicht mehr im Ernst als ein Laster ansieht und bestraft, sondern nur im Scherz so nennt; aber charakteristisch bleibt es doch, daß selbst leidenschaftliche Liebhaber des Tabacksgenusses dafür noch keinen andern Namen erfunden haben als das Wort Rauchen, das, wenigstens bei Schornsteinen und Kaminen, einen Fehler bezeichnet; ein demüthiges Bekenntniß mit dem sehr gut zusammenstimmt, daß wenn Einer sich von dieser Gewohnheit losmachte, er sich und Andern wie ein Heros erscheint, der Tyrannenketten zerriß. Wirklich ist, nicht nur diese sondern jede Gewohnheit, mehr oder minder eine Fessel; sie alle machen uns zu Sklaven, und wenn in jenem wundervollen Monolog des Wallenstein die beschränkte Masse, weil ihr das Gewohnte heilig ist, für so unselbstständig erklärt wird, wie der Säugling an der Amme Brust, so ist es nicht nur die Exaltation des Dichters die Beides zusammenstellt, sondern der praktische Menschenverstand läßt, so lange es Erziehung (d. h. ein Herausführen aus der Unselbstständigkeit und Befreien von der Unmündigkeit) giebt, dieselbe nicht nur mit dem Entwöhnen beginnen, sondern großen Theils nur darin bestehen, daß das Entstehen von Gewohnheiten verhindert, die entstandenen aber abge-

than werden. Dies Factum allein, daß jeder Erzieher ein Abgewöhner, alle Erziehung ein Befreiungskrieg gegen die Gewohnheiten ist, würde hinreichen, um uns sagen zu lassen: Gewohnheiten beschränken. Je weniger einer hat, desto freier ist er, je mehr, desto weniger ist er es. Und wieder: Je mehr er mit Gewohnheiten behaftet ist, desto mehr hat die Erziehung noch an ihm abzarbeiten, d. h. desto weniger ist er ganz und wohl erzogen.

Ziel vortheilhafter dagegen fällt, wenn wir, wie so eben, die Praxis des Erziehers zur Richtschnur nehmen, unser Urtheil aus hinsichtlich der Angewöhnungen. Dies Wort brauchen wir dort, wo irgend ein Thun uns so geläufig ward, daß es keiner Anstrengung bedarf, weil es ganz von selbst geht. Mindestens eben so viel Mühe, wie der vernünftige Pädagog sich giebt, um es zu verhindern, daß der Mensch sich an Dieses oder Jenes gewöhne und es durchaus haben müsse, wird darauf verwandt, dieses oder jenes Thun zu einem angewöhnten, zu einer Fertigkeit, wie man es nennt, werden zu lassen. Das Strecken der zarten Glieder wird durch die angelegten Bindeln, das Geradesitzen durch stets wiederholten Zuruf, das Auswärtsgehen durch das Marter-Instrument der ersten Tanzstunden eingeübt, d. h. angewöhnt, damit es von selbst geschehe, damit es Ratier, d. h.

unwillkürliches Thun werde, keine Mühe mehr mache. Es ist keine Inconsequenz, wenn derselbe, der sich eben als Abgewöhner zeigte, hier darauf ausgeht anzugewöhnen. Beides hat denselben Zweck, den Zögling tüchtig, kräftig, stark, frei — gleichviel! — zu machen. Darum wird einerseits verhindert, was ihn in fremde Gewalt bringt, also unmächtig macht, dies aber thut die Gewohnheit; darum auf der andern Seite gefördert, was das Maaß seines Könnens und seiner Macht ist, dies aber ist wirklich die Angewöhnung, denn nur wenn ein Thun mir gar keine Mühe macht, ganz von selbst geht, dann erst kann ich sagen, ich kann das, oder ich habe es in meiner Gewalt. Wer ein Thun sich so angewöhnt hat, daß es ohne die allergeringste Schwierigkeit sich ganz von selbst vollzieht, in dem hat sich das Können zu dem gesteigert, was mit dem ihm sprachlich verwandten Worte Kunst bezeichnet wird. Dem Künstler ist die Ueberwindung jeder Schwierigkeit gewohnt worden, seine geübte d. h. gewöhnte, Hand oder Stimme vollbringt Alles von selbst. Je mehr dies der Fall ist, desto mehr sagen wir, er habe seine Triller oder Coloraturen in seiner Gewalt oder sei ihrer Herr; und nicht nur von ihm sagen wir das, sondern alle Bewegungen nennen wir unfrei, so lange sie dem, der sie macht, ungewohnt sind, dagegen wo sie zur

Angewohnheit wurden und von selbst erfolgen, da sagt man, der Mensch habe sie in seiner Gewalt, bewege sich frei. Da die Gewohnheit des Thuns nicht, wie die vorher betrachtete des Habens, abhängig macht, sondern zum Herrn und frei, so spricht man auch hier nicht mehr wie dort von einem faible oder einer schwachen Seite, sondern vielmehr die force eines Künstlers und die Stärke einer Sängerin wird es genannt, wenn die Triller und Coloraturen von selbst erfolgen, und der Ausdruck Virtuosität, der die Fertigkeit oder das angewöhnte Thun, der Tugend zugesellt, ist ein merkwürdiger Gegensatz dazu, daß wir vorhin die Gewohnheit an einen Genuß ein Laster nennen hörten. Je mannigfaltiger das Thun ist, das ein Mensch sich angewöhnte, desto weiter das Gebiet, in dem er frei schaltet und waltet, desto mehr aber auch ist das Ziel der Erziehung erreicht oder er wohl erzogen.

Demnach scheint es, als müßten die Gewohnheiten in dem Capitel von den Krankheiten, die Angewohnheiten dagegen in dem von den Heilmitteln der Seele abgehandelt werden, ein Resultat das wir, außer seiner Einfachheit, noch wegen einer anderen Rücksicht willkommen heißen müßten. Vielleicht frappirt Manche die Behauptung, daß zu den vielen Gegensätzen, aus welchen der Unterschied der beiden Geschlechter besteht,

auch dies gehört, daß Männer viel mehr als Frauen dazu neigen, von Gewohnheiten beherrscht zu werden, dagegen Frauen weit leichter sich Etwas angewöhnen, und doch ist sie zu rechtfertigen. Am Leichtesten für den, der ein einzelnes Factum als Beweis für einen allgemeinen Satz gelten läßt; denn diesen würden wir auf jenen Mann verweisen, von dem wir erfahren haben, daß er gewohnt ist zur bestimmten Zeit seinen Kaffee zu haben. Da nämlich seine Frau, woran doch kaum zu zweifeln, sich angewöhnt hat, zu bestimmten Zeiten ihren Kaffee zu geben, so zeigt dies würdige Paar, indem sie gewohnt ist zu geben was er zu haben, gerade die Vertheilung von Gewohnheit des Habens und gewohntem Thun, die mein Satz behauptet. Wer also einem einzelnen Falle allgemeine Beweiskraft zugestehet, der muß sich zufrieden geben; da aber Wenige so gefällig zu sein pflegen, so wird nach einem Beweise gesucht werden müssen, der Allen genügt. Als solchen wird man wohl das Factum gelten lassen, das nicht nur Eltern und Erzieher, sondern jeder aufmerksame Beobachter bestätigen wird, daß jedes kleine Mädchen den Bruder, selbst wenn er älter ist, im Aneignen von Manieren, von Geschicklichkeiten aller Art weit hinter sich läßt, daß die künstlichsten Bewegungen (man denke an die beim Stricken, dessen Schwierigkeit dadurch bewiesen ist, daß

der Strumpfwirkerstuhl noch nicht vereinfacht werden konnte), ihm fast im Handumwenden zur Fertigkeit werden, kurz daß es viel früher wohlgezogen ist als er, daß dies Alles aber unter die Kategorie der Angewöhnungen fiel. Steht aber mein Satz fest, daß die Angewöhnungen vorzüglich der Frauen Sache sind, oder daß, naturhistorisch ausgedrückt, die Menschen in die zwei Arten der Gewohnheitsmenschen oder Männer, und Angewohnheitsmenschen oder Frauen zerfallen, so ist auch begreiflich, warum ich das Resultat unserer Untersuchung, nach welchem die Angewöhnung heilt, was die Gewohnheiten verderben, ein willkommenes nannte. Die trockne Untersuchung hat dahin geführt, wozu den Dichter die Muse: zur Hulldigung der Frauen.

Wie Schade nur, daß die Wissenschaft nicht galant ist! Ob deswegen nicht, weil sie weiblichen Geschlechts, Galanterie aber von Frauen nicht verlangt, ja nicht einmal gewünscht wird, entscheide ich nicht. Genug, daß eine genauere wissenschaftliche Untersuchung den Vorzug, den wir bis jetzt den Angewöhnungen einräumten, in Nichts verschwinden läßt. Er gründete sich darauf, daß, während man von einer Gewohnheit, die uns beherrscht, nicht lassen konnte, die Angewöhnung uns sagen ließ: Dies macht mir keine Mühe, daß *bin ich Herr*. Gilt dies aber wirklich von Allem, das

man sich angewöhnte? Man denke einmal an die Fälle, die, wo dies Wort gebraucht wird, den Meisten eher einzufallen pflegen, als die Geschicklichkeiten und Fertigkeiten, an die nämlich, wo Geberden, Mienen, Redensarten zur Angewohnheit wurden, indem die Organe derselben eine solche Fertigkeit im Hervorbringen derselben erlangten, daß sie nun ohne unser Wissen und Wollen von selbst erfolgen. Warum runzelt man da die Stirn, schüttelt den Kopf, wiederholt stets dasselbe Wörtchen? Weil man es nicht lassen kann. Wie seltsam also hat sich der Sprachgebrauch umgekehrt: Das Nicht-laffen-können, das bisher als Wesen der Gewohnheit galt, wird auf einmal zum Prädikate der Angewohnheiten, die damit auch den Ruhm einbüßen, den Menschen stärker und freier zu machen, und darum auch das Recht die gepflegten Lieblinge des verständigen Erziehers und das Maaß der Erziehung zu sein. Kant, der auf gute Erziehung sehr viel gab und, wie auf vieles Andere so auch auf Pädagogik sich gut verstand, will nicht nur, daß ein wohlerzogener Mensch, keine solche Angewohnheiten habe, sondern behauptet sogar, daß wenn Einer mit der Angewohnheit behaftet ist, Selbstgespräche mit heftiger Gesticulation zu begleiten, oder, wenn er allein, laut zu peroriren, daß er dann dort hingehöre, wo man alle anderen Beseffenen einsperrt. Zwar so weit wie Kant, der als Philosoph

verpflichtet war, Alles auf die Spitze zu treiben, geht der gesunde Menschenverstand nicht. Für complete Narren erklärt er die nicht, die dergleichen thun; aber für närrische Leute gelten sie auch ihm, und die für besser erzogen, die durch größere Herrschaft über sich selbst, sich davon frei erhielten. Was wir also eben noch als Maaß der Stärke eines Menschen ansahen, seine Angewöhnungen, das zeigt sich, genauer betrachtet, als Ketten, die ihm seine Freiheit rauben.

Eine ganz gleiche Umkehrung des früher Gesagten ergiebt die genauere Betrachtung der Gewohnheiten, die vorhin so schlecht wegkamen. Sehr starke Empfindungen, so lange sie neu sind, übermannen und beherrschen uns. Ein heftiger Lärm, das Knirschen des Sandes, ein widerwärtiger Geruch, sie machen uns unfähig, an irgend etwas Anderes zu denken. Ist Einer ein Müller oder ein Glaschleifer, oder bewohnt er seit Jahren eine Stadt, in der man nur mit Braunkohle heizt, so achtet er das nicht, denn er ist deß gewohnt worden. Die allerheftigsten Schmerzen, leibliche wie physische, sie machen dem, der sich an sie gewöhnt hat, keine Noth mehr, und daß wir von ihm sagen, er sei seines Schmerzes Herr geworden, ist ganz in der Ordnung, denn wir haben ja gesehen, daß man Herr dessen ist, was keine Mühe macht, jetzt hören wir, daß das Gewohnte keine Noth macht, Mühe machen

aber und Noth machen, liegt nicht weit auseinander. Wie merkwürdig, daß jetzt das passive Gewohntwerden eines Zustandes, das wir bisher als die eigentliche Sklavenkette des Menschen ansahen, sich als das erweist, was ihn zum Herrn macht und also mächtig und frei! Merkwürdig oder nicht, auch hier stimmt zu dem, was wir eben gefunden haben, die Praxis der Erzieher, welche darauf ausgeht, durch Abhärtung d. h. durch Stumpf machen gegen unangenehme Empfindungen, ihre Zöglinge frei zu machen von der Gewalt der Schmerzen. Das der Schmerzen Gewohntwerden, das Hart- und Stumpfwerden gegen sie, das ist das sicherste aller schmerzstillenden Mittel, und wer genauer zusieht wie und wodurch die meisten Menschen Schmerzen, Noth und Elend ertragen, die uns unsäglich erscheinen, der wird mich nicht tadeln, wenn ich, am Anfange, um auf die Gewohnheit zu kommen, vom Opium sprach: Die Aehnlichkeit zwischen Beiden geht leider zu weit, indem nicht nur das Ertragen des eignen sondern auch das Sehen fremden Leides zur Gewohnheit wird und diese zum Einschläferungsmittel gegen Mitleid und Dienstfertigkeit. Solcher, die dieses geistige Opium essen hat vielleicht unser Occident mehr als der Orient Solcher, die für ihren Leib von Europäern Opium — ich wollte sagen Civilisation — kaufen.

Ein Werthunterschied also findet zwischen beiden Formen der Gewohnheit nicht Statt; in beiden macht sie frei und macht zum Knecht, fesselt und bindet, löst und befreit sie. Daß uns diese Behauptung in Händel mit den Logikern verwickeln sollte, weil was wir sagten sich widerspricht, sie aber fortwährend predigen, was sich selber widerspreche, könne nicht gedacht werden, fürchten wir nicht. Es kann den Herren unmöglich Ernst sein mit ihrer Losung; denn da sie von dem, was sich widerspricht, so viel sprechen, und so Vieles, z. B. daß es undenkbar sei, davon zu sagen wissen, so nöthigen sie uns zu ihrer eignen Ehre vorauszusetzen, sie hätten das, wovon sie reden, auch gedacht. Eben darum geben wir ganz unbekümmert um jenen Zurf zu, daß in dem Begriff der Gewohnheit Entgegengesetztes vereinigt ist. Das aber hat der gesunde Menschenverstand längst gewußt, und demgemäß die Gewohnheit eine zweite oder andere Natur genannt. „Natur“, weil sie eine Beschaffenheit ist, von der wir uns nicht losmachen können, „andere“ oder zweite, weil sie eine hervorgebrachte, künstliche ist, Beides zusammen, weil sie keine natürliche Natur ist. Ein solcher sich widersprechender, Name war aber auch der passendste für Etwas, das wie sein Wesen sich widerspricht, so auch Entgegengesetztes zeigt in seiner Entstehung. Gewohnt sein und Abstumpfung tritt dadurch

ein, daß wiederholtes Empfinden Empfindungslosigkeit bewirkte, daß weil Etwas so lange eine Qual gewesen, es nicht mehr quält. Fertigkeiten wieder und andere Angewohnungen entstehen so, daß in Folge vorsätzlichen Thuns unvorsätzlich gethan wird, oder daß man sich so lange mit etwas abgequält hat, bis man sich damit nicht mehr abquält. Wer nicht immer Beides zugleich festhält, verzichtet darauf, das Entstehen der Gewohnheit zu erklären und ihr Wesen zu begreifen. — Aber noch mehr, zur richtigen moralischen Beurtheilung der Gewohnheit ist unerlässlich, daß keine der beiden Bestimmungen vergessen werde. Dieser Fehler wird oft begangen, wo die Gewohnheit als Entschuldigungsgrund herbeigerufen wird: Dem Bruder oder Gatten, der es eine Zeit lang angesehen hat, wie während einer Pause im Gespräch die Stirn gerunzelt, der Kopf geschüttelt, die Achsel gezuckt wird, und nun bittet, man möge die heftige Gemüthsbewegung unterdrücken, dem wird etwas spitzig geantwortet, „er täusche sich, man sei gar nicht heftig, man habe an etwas ganz Gleichgültiges gedacht und das Stirnrunzeln und Kopfschütteln sei eine bloße Angewohnheit, etwas Unwillkürliches rein Körperliches, wofür man Nichts könne.“ Wenn diese Antwort dem Warner Etwas sagt, das er wirklich bisher nicht wußte, so muß der Mann einen heillosen Schreck davon haben. Ein

Kopfschütteln als Geberde bei einer vereinzeltten Gemüthsbewegung ist am Ende keine große Sache, denn *une fois n'est pas coutume*. So hat er bisher gedacht. Jetzt aber wird ihm vertraut, es sei *coutume* und jetzt wird die Sache ernsthaft. Sehr ernsthaft! Denn wie viele heftige Gemüthsbewegungen müssen Statt gehabt haben, ehe die Stirnmuskeln die Fertigkeit erlangten, sich von selbst zu runzeln! Wie oft muß man in der Lage gewesen sein ärgerlich den Kopf zu schütteln, ehe das Schütteln zu einer körperlichen Nothwendigkeit wurde, wie das Athemholen! Wahrlich es ist die höchste Zeit, die freundlichen Gedanken, welche die Stirn glätten und den Kopf zur Ruhe bringen, auch so oft hervorzurufen, daß die glatte Stirn zur Angewohnheit werde, und zu einem rein Körperlichen und Unwillkürlichen, daß der Kopf sich ruhig hält. Jetzt, ehe jene Reparation eingetreten ist, hat man freilich Recht zu sagen: Ich kann ja Nichts dafür, aber nicht minder Recht hat der Bruder oder Gatte, wenn er erwidert: Liebes Kind, daß Du Nichts dafür kannst, dafür kannst Du, und sehr viel. Die Dame nennt dies vielleicht Unsinn, und doch wird sie gerade so urtheilen, wo ihr die eigne Situation an einem Anderen und in vergrößertem Maaßstabe entgegentritt. Jenem Verehrer des Bacchus, welcher sich darüber beklagt, daß man immer sein

vieles Trinken table, und nie ein Wort verliere über seinen unauslöschlichen Durst, wird sie in's Gesicht lachen wie alle Anderen. Warum? Weil gerade dies, daß sein Durst, in Folge der vielen Lösungsversuche, unauslöschlich und unwiderstehlich geworden ist, ihm zum Tadel gereicht, viel mehr als wenn er einmal ohne — man nennt es auch über den — Durst getrunken hätte. Oder aber, wenn ein Angeklagter sich so entschuldigen wollte, daß er nicht gestohlen habe wie ein Neuling, der dazu eines besonderen Entschlusses bedürfe, sondern er sei ein eingefleischter Dieb und könne das ihm zur Natur gewordene Stehlen nicht lassen, und der Richter würde ihn nun gerade strenger bestrafen als den, der es lassen kann, so wird jene Dame dies sicherlich in der Ordnung finden, und doch ist das Princip, welches den Richter leitet, gerade dasselbe, welches, wo es der Bruder oder Gatte gegen sie geltend machte, von ihr Unsinn gescholten ward. Sage man aber nicht, daß hier ganz Verschiedenes zusammengestellt werde: unschuldige Gewohnheiten und Beschaffenheit des Wesens, des ganzen Ichs. Erstlich giebt es keine unschuldige Gewohnheit, sondern an jeder Angewohnheit ist der Mensch schuld, oder er ist für sie verantwortlich. Das pflegt auch hinsichtlich der hübschen Angewohnheiten, des graciösen Ganges, des fertigen Clavierspiels u. s. w. Niemand in Abrede

zu stellen, indem er sich dieselben als sein Verdienst zurechnet. Also sei man consequent. Zweitens liegt Gewohnheit und Wesen oder Ich des Menschen gar nicht so weit auseinander, wie Manche meinen. Es ist nicht ohne Grund, wenn man von dem Complex seiner Gewohnheiten zu sagen pflegt, So oder Das bin ich einmal. Das Ich ist wirklich nur ein Gespinnst, in welchem Gewohnheiten und Angewohnheiten die primitiven Fäden bilden, oder um ein passenderes Bild zu brauchen, wie ein Gesicht nicht ist außer den Gesichtszügen, so bilden in dem inneren Antlitz, die wir das Ich des Menschen nennen, seine Gewohnheiten die einzelnen Züge. Unser Ich ist nur unser zur Gewohnheit gewordenen Empfinden und Thun, wofür schon dies ein Beleg ist, daß wenn wir ganz ungewohnte Empfindungen haben, wir uns fragen: Bin ich es auch wirklich? und wieder wenn uns ganz ungewohnte Willens-Anwandlungen kommen: welcher Genius oder Dämon hat mir dies eingegeben? Unser Ich ist nur unsere Gewohnheiten und Angewohnheiten, waren sie aber das, was und wovon wir nicht lassen konnten, so begreift sich, warum das Ich das ist, wovon wir niemals los kommen, und was uns keine Macht zu entreißen vermag, so daß ein großer Philosoph es den unsterblichen Gott in uns hat nennen können und ein nicht minder großer den Wurm, der

nicht stirbt. — Besteht das Ich aus den Gewohnheiten, und waren diese, wie wir gesehn, ein Widerspruch in sich, so muß natürlich als ihr Product das Ich auch diesen Widerspruch als multiplicirt, in riesenhafter Dimension zeigen. Nur ein anderer Ausdruck für diesen Widerspruch ist es, wenn wir das Ich ein großes Räthsel nennen, denn seit dem Räthsel, welches Simson aufgab und dem, welches dem Oedipus vorgelegt ward, hat jedes Räthsel nur darin bestanden, Entgegengesetztes — (dort Fresser und Speisegeber, hier vierfüßig, zweifüßig und dreifüßig) — in Einem zu denken. Die räthselhafte, d. h. widerspruchsvolle, Natur des Ichs ist nicht abzuleugnen: Wer kein Kind mehr ist, dessen Handlungen gehen aus seinem Wesen oder seinem Ich so nothwendig hervor, wie der Rosenstock Rosen trägt und keine Stacheln, der Dornstrauch Dornen und keine Aehren. Das gesteht Jeder, wenn er ehrlich ist, sich selbst, und dennoch, wenn seine Thaten den Dornen und Stacheln gleichen, macht er sich Vorwürfe. Ist das nicht ein Widerspruch? Gewiß! Aber um ihn zu begreifen oder um, was dasselbe hieß, das Räthsel zu lösen, warum wir uns tadeln, wo wir doch nur handelten wie es unsere Natur mit sich bringt, brauchen wir weder die Freiheit zu leugnen noch mythische Theorien zu erfinden, die Nichts erklären, sondern nur, den Mathematikern abzu-

lich, die schwierige Aufgabe in leichtere zu zerlegen. Wo ein Thun zur Gewohnheit geworden ist, da erfolgt die einzelne Bethätigung unwillkürlich, wie das Athemholen, als Folge einer körperlichen Beschaffenheit. Obgleich wir dies wissen, tadeln wir doch, nicht die einzelne Bethätigung (das eine Stirnrunzeln), sondern die Beschaffenheit, weil diese eine zugezogene, selbstverschuldete ist. Nun, wenn es begreiflich ist, daß es solche den natürlichen ähnliche, aber selbst verschuldete Beschaffenheiten giebt, so mag es schwerer zu begreifen sein, ist aber gewiß nicht absolut unbegreiflich, daß die Summe dieser Beschaffenheiten, die unveränderliche Totalbeschaffenheit, die wir das Wesen oder das Ich eines Menschen nennen, auch eine zugezogene, selbst bewirkte und verschuldete ist. Es ist, gerade wie dort im Kleinen, so hier im Großen. Bin ich einmal so wie ich bin, so kann ich freilich nicht anders handeln. Daß ich aber so bin, das ist meine Schuld, und darum kann ich und muß ich tadeln und anklagen nicht die einzelne schlechte Handlung — (wäre diese meinem Wesen so fremd, wie die trockenen Früchte am Weihnachtsbaum, so wären nicht viel Worte zu verlieren) — sondern ich tadele mich, weil ich so bin, daß mein Wesen solche Früchte trägt, daß es mir *natürlich* ist so zu handeln. Wer die Gewohnheit *nicht* begreift, kann das Ich nicht verstehen. Die Er-

Kenntniß ihres Wesens ist einer der wichtigsten Schritte zur Lösung dieser Fundamentalfrage der Psychologie.

2.

Bis jetzt ist von der Gewohnheit nur gesprochen, so weit sie Lebenszustand einer Einzelperson und für diese von Wichtigkeit ist. Sie hat aber neben dieser psychologischen auch noch die ethische Bedeutung, daß sie in allen sittlichen Gemeinschaften den zusammenhaltenden Kitt bildet. Daß rechtliche, bürgerliche, staatliche Ordnung „in der Gewohnheit fest gegründet ruht“, kann Niemand leugnen, wenn er zugibt, daß solche Ordnung nur durch das Zusammengehen von Rechten und Pflichten besteht, und dann findet, wie die Gewohnheit dieses oder jenes zu genießen sich zu Ansprüchen und Rechten verhärtet, und wieder alle Verbindlichkeiten ihren ersten Ursprung darin haben, daß Leistungen herkömmlich, d. h. zur Angewohnheit wurden. Ich gehe über diesen Punkt hinweg. Nicht um dem Vorwurf aus dem Wege zu gehn, daß wenn ich die Rechte mit den Gewohnheiten, die Verbindlichkeiten mit den Angewohnheiten identificire, nach der vorhin beliebten Erbtheilung unter die beiden Geschlechter am Ende herauskommen werde, daß nur die Gewohnheitsmenschen, d. h. die Männer, Rechte haben. Da habe ich keine Furcht. Männer werden mir eine

solche Consequenz nicht zur Last legen, und Frauen — — nun, denen werde ich antworten, daß sie es ja sind, die uns immer vorwerfen, wir seien in alle Ewigkeit die Rechthaber, und daß es sehr unartig wäre, wenn wir ihnen nicht glaubten. Mein Grund, warum ich bei der Bedeutung der Gewohnheit für die bürgerliche Ordnung mich nicht aufhalte, ist ein anderer: Die Grenzen, in welchen unsere Untersuchung sich zu halten versprach, waren durch den Gegensatz bestimmt, den der Sprachgebrauch zwischen Gewohnheiten und Angewohnheiten setzte. Dieser Gegensatz, dort festgehalten, wo der Werth beider verglichen wurde, scheint, seit die moralische Bedeutung der Gewohnheit und ihre Wichtigkeit für das Ich zur Sprache kam, ganz abhanden gekommen zu sein. Unwillkürlich ward dort von der Gewohnheit nur im Ganzen, und als gebe es keine verschiedene Arten derselben, gesprochen. Zwar, ihr Unterschied würde wieder zum Vorschein kommen, wo die eine Art für die Rechte, die andere für die Pflichten den Boden abgiebt, nicht aber ihr Gegensatz, denn wo dieser sich zeigt, da wird der bürgerliche Verband nicht geknüpft sondern vielmehr zerrissen. Wollen wir daher festhalten, was die Sprache uns einprägte, daß Gewohnheiten und Angewohnheiten sich entgegengesetzt sind, und wollen dennoch ihnen sittliche Bedeu-

tung zuschreiben, so werden wir uns nach Fällen umsehen müssen, wo gerade durch ihren Antagonismus Gemeinschaft zu Stande kommt.

Aber darf auch jener Gegensatz noch festgehalten werden? Ist er nicht, trotz aller Autorität des Sprachgebrauchs, aufzugeben, seit sich gezeigt hat, daß beide unter den gemeinschaftlichen Begriff (oder Unbegriff) der befreienden Fesseln, oder der in Banden schlagenden Befreier fallen? Daß dies nicht nothwendig ist, dafür giebt uns die Naturwissenschaft einen deutlichen Wink, den freilich der verachten wird, welcher in der Natur nur Geistloses sieht, und in dem Geiste nur Unnatur, der aber willkommen heißen, welcher weiß, daß in beiden dieselbe Vernunft sich zeigt, dieselbe Weisheit waltet, und welcher eben darum bei aller ihrer Verschiedenheit in der Natur aufklärende Analogien des Geistigen, in den geistigen Erscheinungen Winke zum Verständniß der Natur findet. Die nun unter den Naturwissenschaften, von deren Sätzen der Vater der englischen Naturphilosophie, Lord Bacon, ahndete, was der Schöpfer der deutschen Naturphilosophie, Schelling, geradezu aussprach, daß sie die allgemeinsten und fundamentalsten Naturgesetze am Meisten enthüllen, die Chemie lehrt, daß der äußerste Gegensatz immer dort Statt findet, wo aus analogen Factoren Bestehendes sich gegenüber steht.

Säuren und Basen sind beide Sauerstoffverbindungen. Man hat die Erscheinungen des äußersten oder diametralen Gegensatzes, weil dieselben zuerst an dem Magnet genauer betrachtet wurden, lange Zeit in Deutschland polarische oder Erscheinungen der Polarität genannt, ein Name der allerdings dort, wo es sich um electrische oder chemische Gegensätze handelt, nicht ganz passend ist und vielleicht besser mit dem deutschen Worte Spannung, gespannter Gegensatz, oder einem ähnlichen vertauscht würde. Der maßlose Zorn aber, mit dem in neuerer Zeit exacte Naturforscher über den armen Ausdruck herfallen, in Folge dessen Jeder von vornherein für einen Confusionarius gilt, der von Polarität dort spricht, wo es sich nicht um Endpunkte einer Linie, sondern um Stoffe handelt, hat etwas Selbstames, so lange sie selbst den Blitz eine electrische Erscheinung nennen, woraus ein Purist, wie sie selbst, folgern könnte, daß sie den Blitz für etwas Bernsteineres erklären. Dieselbe Nachsicht, die man dort dem Worte „Electrisch“ erweist, wird auch hier in Anspruch genommen, wenn im weitem Verlauf dieser Untersuchung der Gegensatz zwischen Gewohnheiten und Angewohnheiten ihre Polarität genannt werden sollte. Es handelt sich nämlich darum, zu zeigen, wie das Verhältniß von Mann und Weib, denen wir je eine der beiden als ihre Do-

mäne zugewiesen hatten, gerade durch den polaren Gegensatz beider bestimmt wird, und wie dieser Gegensatz Formen annimmt, die an magnetische, und wieder solche, die an electrische und magnetische Vorgänge erinnern.

Wo sich das Verhältniß erst knüpft zwischen dem Manne, der seine Gewohnheiten und dem Engel, der seine Angewohnheiten hat, da wirken beide aufeinander, wie der Nordpol eines Magnets auf den Südpol der magnetischen Nadel. Man hat es wohl schon erlebt, daß das Krausziehen der hübschen Stirn, das Aufwerfen des Näschens, das spöttische Schiefziehen des Mundes allerliebst gefunden wurde als eine *jolie petit moue*, daß groteskes Mienenspiel, womit die Worte eines Andern, die Bewegung des ganzen Körpers, womit die eigenen begleitet wurden, eine ganz reizende Lebhaftigkeit genannt ward. Und eben so braucht man nicht gerade in fremde Welttheile zu reisen, um zu sehen, daß ein schönes Kind mit dem *Fidibus* heranspringt, weil sie es so amüſant findet, daß „Er“ raucht, „nein so amüſant!“ In dieser Zeit wo es ein glücklicher Fund ist, etwas Neues zu entdecken, woran „Er“ hängt, oder was „Sie“ nie unterläßt, ziehen Gewohnheiten und Angewohnheiten an, weil sie piquant sind.

Daß es damit nicht abgethan sein kann, lehrt

schon die Grammatik, indem wo Eines piquant ist, nothwendig ein Anderes piquirt werden muß. Wollte Einer diese Regel außer Acht lassen, so würde dem Schnitzer, den er begeht, ein strenger Corrector, die Zeit, die Jahre, nicht ausbleiben. Mit diesen tritt ein Moment ein, wo, wer Selbstgespräche zu belauschen versteht, viel Neues lernen kann. „Dieses fatale Rauchen, heißt es jetzt, ich lasse mir es nicht ausreden, es muß ungesund sein.“ Und wieder: „Diese abscheuliche Manier, das Gesicht zu verziehen, sie wird mir noch ganz häßlich darüber.“ Ist nun Eines so unvorsichtig und hält diesen Monolog laut, so kann es bald in dem einen Zimmer des Hauses einen Qualm geben, von dem es gewiß nicht heißen wird: „nein so amüßant“, und in dem andern eine moue, die nur ein Verläumber *petite* nennen kann aber auch nur ein Schmeichler *jolie*. In beiden Räumen wird übrigens der Hauptgrund des Verdrußes die Sorge um das Andre sein; hier die um „Seine“ Gesundheit, dort die um „Ihre“ Schönheit. Beides ist eigentlich Lurus, denn trotz alles Rauchens ist „Er“ kerngesund, und „Sie“ wieder wird von aller Welt ganz hübsch gefunden, aber dieses Motiviren des eigenen Aergers dient, gleichsam als hinüberleitender Accord, dazu, den Uebergang von der früheren Rolle zu der gegenwärtigen Dur-Tonart vor sich selbst weni-

ger grell erscheinen zu lassen. Grell aber oder nicht, der Uebergang ist gemacht und die Polarität von Gewohnheiten und Angewohnheiten bringt hier Erscheinungen hervor, der ähnlich, wo zwei electrifirte Kügelchen, die eifrig nach Vereinigung strebten, sobald dieselbe erreicht ist, plötzlich auseinander springen. — Würde Jedes voraussehen, daß dieses electrische Stadium nicht ausbleiben kann, so würde manche, sonst gleichgültige Gewohnheit gelassen werden, so lange es noch geht, und manche kleine Angewohnheit würde nie entstehen. Mit Absicht spreche ich hier von Gleichgültigem und von Kleinigkeiten, denn diese sind hier gerade von der größten Wichtigkeit. Wie ein schmerzhafter Stoß, ja eine ernsthafte Verletzung, mit mehr Geduld pflegt getragen zu werden als der leise Kitzel, wenn eine Fliege sich zum hundertsten Mal auf unsere Stirn setzt, so kann das unerwartete Hervortreten einer Differenz in sehr wichtigen Fragen einen schmerzhaften Zusammenstoß bedingen, der den einen oder beide Theile sehr verletzt, und ist doch weder so unangenehm noch von so nachhaltiger Wirkung, wie diese kleinen Verstimmungen, die nur dadurch hervorgerufen werden, daß es zur Angewohnheit wurde, alle Selbstgespräche mit Kopfschütteln zu begleiten, oder jede Antwort mit „Nein“ oder „Aber“ zu beginnen. Es ist eben ganz wie mit

dem Electrificiren. Nicht starke Stöße an die Glasscheibe, bei denen sie laut aufschreit, sondern das leise unhörbare Reiben derselben füllt die Leidner-Flasche und eben so leise und unmerklich erhält mancher Mann, der ihr gleicht, seine electriche Ladung. Da steht an der Electrificirmaschine seines häuslichen Lebens eine liebe Seele, und ohne zu wissen, was sie anrichtet, dreht sie und reibt sie drauf zu. Sie ahndet nicht, daß was sie für ganz unbedeutend hält, und was es auch vielleicht ist, durch das Immer- und Immerwiederkommen, den Mann in jene Spannung gebracht hat, in der wir anfangen aufzupassen. In fast ängstlicher Erwartung steht er schon da. „Jetzt kommt es“ — jetzt wird sie gleich schütteln — jetzt sagt sie ganz bestimmt Nein — jetzt — jetzt“ — da bedarf es nur einer unvorsichtigen Berührung und — prill! — der Funke schlägt heraus.

Bliebe es nun bei diesem electricen Stadium, wie wir es nannten, so würde die Polarität der Gewohnheiten und Angewohnheiten in keinem Hausstande das Wetterleuchten aufhören lassen, ja in manchen würde bald Feuer im Dach sein. Der Verlauf aber des chemischen Gegensatzes giebt eine tröstliche Verheißung. Nicht darin, daß, wenn sich entgegengesetzte Substanzen zusammen gegossen werden, das erste Aufbrausen und die Hitze in der Flüssigkeit sich

verliert, die weder sauer noch alkalisch schmeckt und ruhig und kühl das Glas füllt; das insipide Pflagma ohne Spiritus, welches dort eintritt, wo man durch die abstumpfende Kraft der Gewohnheit empfindungslos wird gegen die Angewohnheiten, die zuerst piquant erschienen, später piquirten, — diesen Zustand wird Keiner für einen glücklichen ansehen. Nein, ich denke an jene Ausgleichung des chemischen Processes, wo nicht, wie in dem Pflagma, die kleinsten Theilchen beider Substanzen gleichgültig und leicht verschiebbar neben einander schwimmen, sondern in inniger Durchbringung sie einander Halt und Festigkeit geben, so daß ein Neues entsteht und ein Schöneres als sie, in der Trennung sowohl als in dem Aufbrausen, zeigten, der Krystall. Diesem innigen sich Durchbringen und Aneinanderhalten entspricht der Zustand, wo den Angewohnheiten nicht die befreiende Macht der Gewohnheit entgegengestellt wird, durch die man hart und unempfindlich dagegen wird, sondern vielmehr die Seite der Gewohnheit begegnet, vermöge der sie unsere Herrin wird, so daß also der Mann nicht so der kleinen Angewohnheiten seiner Frau gewohnt wird, wie der Müller des Geklappers, auf das er nicht mehr achtet, sondern vielmehr so, wie wir den ganz zuerst erwähnten Mann an den Kaffee gewohnt fanden, daß er also sie nicht missen mag, weil sie

ihm zum Bedürfniß und Genuß wurden. Wiederum wird ihr, in diesem Stadium chemischer Durchdringung, seinen Gewohnheiten zu Willen zu sein, so sehr zur Angewohnheit werden, daß sie es thut, nicht wie dort wo der Reiz der Neuheit es piquant machte und amüſant, ſondern weil ſie es nicht laſſen kann. — Jede neue ſolche Verſtrickung von je Gewohnheit und Angewohnheit wird da ein neues Knötchen in der unauflöſlichen Verſtrickung, in welcher zu ihrem Glücke beide Geſchlechter ſich gefangen finden, und die man mit dem Worte Liebe bezeichnet. Selbſt dem Mißbrauch, dieſes Wort für jede Gewohnheit zu brauchen, wie in: „j'aime à manger“ oder „er liebt den Wein“ liegt etwas Wahres zu Grunde: zwar nicht jede Gewohnheit iſt Liebe, aber jede wahre Liebe iſt Gewohnheit ja ſie iſt Gewohnheit in einer höheren Potenz. Das eigentliche Weſen des Menſchen, das was wir ſein Selbſt, ſein Ich, oder auch ſein Herz nennen, entſtand wie wir geſehen haben nur aus ſeinen Gewohnheiten und Angewohnheiten, es war nur ein Geſpinnſt aus dem, wovon und was er nicht laſſen konnte. Fragen wir aber, was man Liebe nennt, ſo verſteht man darunter jenen Zug der Herzen zu einander, der ſie nicht nur zu einander treibt, wie die electriſchen Kugeln, ſondern ſie dahin bringt ſich ſo aneinander und ineinander hinein zu gewöhnen, daß keines von

dem anderen, noch auch das lassen kann, sich ihm hinzugeben. Nun dann aber ist auch das Werden und Sein der Liebe, der Entstehung und dem Wesen eines Ich's so ähnlich, daß man es nur in der Ordnung finden muß, wenn von ihr gesagt wird, daß zwei Herzen zu einem werden, d. h. daß ein neues, weiteres, weil sie Beide in sich befassendes, Herz oder Ich entsteht. Ähnlich, aber nicht dasselbe, denn wenn jedes Ich vorher ein Gespinnst genannt wurde, so ist dieses neue und bessere Ich ein Gespinnst von Gespinnsten, d. h. ein Gewebe; Gewohnheiten und Angewohnheiten binden hier solche an einander, deren jedes selbst nichts war als eine Verbindung, ein Convolut gleichsam, von Angewöhnungen und Gewohnheiten, so daß es im streng mathematischen Sinne zu nehmen ist, wenn wir die völlige Verschmelzung zweier Herzen als höhere Potenz der Gewohnheit bezeichnen. Wie darum das Räthsel des Ich's, so wird das Räthsel der Liebe Keiner zu lösen vermögen, dem nicht zuvor sich das geheimnißvolle Wesen der Gewohnheit erschloß.

Die Regel, daß was zuviel erklärt Nichts erklärt, kann bedenklich machen gegen eine Deduction, nach der, was wir den Wurm der nicht stirbt nennen hörten, durch dasselbe entstehen soll, was die Liebe entzündet, in der nach dem tiefsinnigen morgenländischen Dichter das Ich gerade stirbt. Wie schon einmal, könnte ich mich auf das Opium berufen, das ja auch belebt und tödtet. Zweckmäßiger noch scheint es, auch hier wie gleichfalls schon einmal geschah, die Chemie als Rechtsbeistand anzurufen. Ihre Entdeckung, daß ganz gleich zusammengesetzte Substanzen polymorph sein können, d. h. so verschiedene Eigenschaften zeigen, wie der Traubenzucker und die concentrirte Essigsäure, die genau analysirt ganz dasselbe sind, zeigt, daß es gar nichts Unnatürliches ist, was wir vom Zusammenreffen von Gewohnheiten und Angewohnheiten behauptet haben. Ja hier könnte der seltene Fall eintreten, daß der Psycholog seiner Lehrerin, der Chemie, mit einem belehrenden Winke danken könnte. Der Chemiker erklärte sich jenen Polymorphismus etwa so, daß die sich verbindenden Grundstoffe das eine Mal so, das andere Mal anders sich an einander anlehnen oder aufeinander stützen, warum aber gerade die eine Verbindung dem Wein seine Süße giebt, die andere eine ätzende Säure zeigt, das erklärt er für

unbegreiflich. Anders der Psycholog, wo er die verschiedenen Weisen durchdenkt, in welchen die beiden Grundstoffe, die uns beschäftigt haben, Gewohnheit und Angewohnheit, sich begegnen und verbinden können. Er fingirt dazu den Fall, daß Einer, der beschlossen hatte es nie wieder zu thun, doch, weil in Folge häufiger Wiederholung er es nicht lassen konnte, sich darauf eingelassen habe, hier einen Vortrag zu halten. Seine zur Angewohnheit gewordene Behandlungsweise kann da auf ein Publikum stoßen, das ihrer so gewohnt worden ist, wie man es gewohnt wird, daß alles Hallische nach Braunkohle riecht, und welches darum als Urtheil über sie das nicht achtende: Wie gewöhnlich! sprechen wird. Es kann aber auch der Fall eintreten, daß es der Zuhörerschaft zur Angewohnheit ward, dem Sprechenden Nachsicht zu zeigen und diese ihre Behandlungsweise ist ihm so zur süßen Gewohnheit geworden, daß er, heimgekehrt, sie nicht mehr zu rühmen wüßte, als wenn er sagen könnte, sie sei gewesen: wie gewöhnlich. Ein und dasselbe Wort also dient hier dazu, das auszudrücken, was aus dem Zusammentreffen von Angewohnheit und Gewohnheit resultirt; ein und derselbe Ausdruck, denn was er bezeichnet ist wirklich das Product ganz gleicher Factoren, und doch glaube ich wird Jeder begreiflich

finden, daß das dadurch Ausgedrückte das eine Mal
essigfauer schmeckt, das andere Mal süß. Von dem
Psychologen, der Gewohnheiten und Angewohnheiten
betrachtet, glaube ich es nicht nur, sondern weiß ich
es gewiß.



6

Das Träumen.

Vortrag

gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin

von

Dr. Erdmann,
Professor in Halle.

Berlin.

Verlag von Wilhelm Herp.
(Bessersche Buchhandlung.)

1861.

Hohe Versammlung!

Der Umstand, daß überall von fünf Welttheilen gesprochen wird, anstatt von ebenso vielen Erdtheilen, kann als einer der vielen Beweise, wie gern wir Menschen unseren Augenpunkt als den einzig möglichen ansehen, den Gedanken nahe legen, daß sich mit dem, was wir Weltgesetze nennen, ebenso verhalte; daß wir auch hier auf die ganze Welt ausdehnen, was nur von einem Bruchtheil derselben gilt. Müßte dieser Gedanke das Vertrauen zu der Unverbrüchlichkeit erforschter Gesetze erschüttern, so wäre vor ihm zu warnen, denn da solches Vertrauen, selbst da wo es zu weit geht, das Wissen fördert, so ist es sogar dann weit dem Skepticismus vorzuziehen, der die Kraft und Lust zum Forschen lähmt, indem er bei jedem Gefundenen uns zuflüstert: vielleicht ist es nur ein Wahn. Diese Folge braucht aber jener Gedanke nicht zu haben; hier so wenig wie anderwärts: Wer mit offenem Auge und Sinn die Landschaften des deutschen Vaterlandes besucht, wird finden: daß kaum in einem Punkte der Holsteiner ganz so empfindet und denkt, wie der Tyroler oder Bayer, und alle drei wie

ganz anders als der Preuße, und doch wird dies ihn nicht dahin bringen, in beschränkter Aufgeblasenheit über Alles Jeter zu schreien, was anders ist als in seinen vier Pfählen, noch viel weniger aber zu jenem gesinnungslosen Kosmopolitismus, der Wirkungskreis, gewohnte Sitte, angestammte Regierung, gerade so leicht vertauscht wie eine Miethswohnung. Vielmehr werden solche Erfahrungen ihn veranlassen, öfter und lauter als je Gott dafür zu danken, daß er ein Preuße, und zugleich immer mehr zu staunen vor dem Reichthum des deutschen Geistes, der solche Gegensätze in sich zu binden vermag. Ganz so soll auch der Gedanke: „Vielleicht beherrscht, was du ein Weltgesetz nennst, nur den beschränkten Kreis, den du übersiehst“, uns mit immer größerer Ehrfurcht erfüllen vor der Macht, die neben unserem Kreise alle anderen nach ihren Gesetzen regelt, zugleich aber den Eifer verdoppeln, mit dem wir die Unverbrüchlichkeit der Gesetze darthun, die den unsrigen beherrschen. Sei es darum wirklich der mittlere Stand unseres Planeten zwischen den beiden Extremen seiner mondlosen und überbemondeten Geschwister, der uns, Kinder der Erde, nöthigt, uns überall inmitten von Gegensätzen zu finden. Ihr Stand ist der ihrer Kinder, und so sind wir es ihrem und unserem Stande schuldig, dieser Nothwendigkeit nachzugeben. Der Mensch thut also *was er muß* und hat daher vollkommen Recht, wenn er

als Gesetz des Denkens ausspricht, daß von Jedem eines von zwei entgegengesetzten gelte, oder als Gesetz alles Seins, daß alle Entwicklung auf dem Gegensatze beruhe, oder endlich als Gesetz des Handelns, daß nur im Kampf der Gegensätze sich das Recht und das Rechte verwirkliche. Alle diese Formeln unterwerfen das All, die sinnliche sowohl als die sittliche Welt, dem Gegenüberstehen eines Positiven oder mit sich und Anderem Einigen, und eines Negativen, d. h. mit sich und Anderem Differirenden, Zwiespältigen; denn auf diesen Grundgegensatz sind, als complicirtere Formen desselben, zuletzt alle anderen zurückzuführen. Kraft dieses Gesetzes sieht der Mensch den Mittelpunkt seines Horizontes, das eigene Ich, als ein Doppeltes, als ein Positives in sich Einiges, das er sein Inneres oder seine Seele nennt, und als ein diesem Entgegengesetztes, das seine Differenzen mit der Außenwelt ausgleicht, sein Aeußeres oder seinen Leib, und an dasselbe Gesetz erscheint er gebunden, wenn er von diesem Centrum an die äußerste Grenze seines Horizontes sich erhebt, und nun das Verhältniß Gottes zu der Welt in den beiden entgegengesetzten Weisen denken muß, die wir mit den Worten Erschaffung und Erhaltung bezeichnen, deren ersteres besagt, daß in der Welt Nichts von selbst sei, während das zweite auf ein Gewährenlassen hinweist, vermöge deß die Vorgänge in der Welt aus ihr inwohnenden Gesetzen, d. h. von selbst, erfolgen

So lange diese beiden Verhältnisse auseinander gehalten werden, befindet sich der Mensch im gewohnten Geleise seines Denkens, scheint ihm Alles verständlich, sobald aber das Gegenüberstehen, der Gegensatz, aufhört, Gott mit seiner erschaffenden Thätigkeit die erhaltende, jenes Gehen-lassen, unterbricht, so nennt er das unbegreiflich oder auch Wunder und klagt, daß dabei der Verstand stille stehe. Stille stehe! In der That, sein gewöhnlicher Gang wird unterbrochen, wenn er vereinigt denken soll, was er bisher trennte, gerade wie der gewöhnliche Gang des Rechners unterbrochen wird, wenn man ihm zuerst zumuthet, was nur positiv sein kann als negativ zu denken, und was er eben darum ein Irrationales oder Imaginäres nennt. — Der, wo wir hinblicken mögen, uns begegnende Gegensatz ist nun auch der Boden, auf dem allein uns ein Verständniß aufgehen kann über das Wesen des Träumens, da, wenn nicht gewisse Formen des Gegensatzes unsere Welt beherrschten, es keine Träume gäbe. Eben darum möge es nicht als ein Abschweifen von der Sache erscheinen, wenn zuerst diese Vorbedingungen des Traumes betrachtet werden. Von ihm und Solchem, das von seiner Art und ihm verwandt, sollte die Rede sein, die Ascendenten aber hat man noch nie von den Verwandten ausgeschlossen, und mit den Voreltern pflegt fast jede Biographie zu beginnen.

1.

Der Theil der Welt, welchen der mit Recht stolze und exklusive Mensch als den untermenschlichen bezeichnet, dem er aber doch den Adel des Lebendigen nicht abstreitet, zerfällt in das Pflanzen- und Thierreich. Ihr Gegensatz, der den Lord Bacon dahin brachte, das Thier eine umgekehrte Pflanze zu nennen, nöthigt uns, nach dem Gesagten, dem einen positiven, dem anderen negativen Charakter zuzuschreiben. Dabei ist es zweifellos, daß wenn dies geschieht, das Pflanzenleben als das positive, als mit sich übereinstimmendes Weben in sich, gedacht wird: sieht doch das Bewußtsein Aller in der Blumenwelt die Welt der Schönheit, d. h. der inneren Harmonie, und das natürliche Symbol der Unschuld und des Friedens. Ebenso bezeugt den negativen Charakter des Thierlebens, daß Jeder in den Schmerzen und Begierden des Thieres, etwas Analoges zu den inneren Differenzen und Stürmen im menschlichen Herzen ahndet.

Der selbe Gegensatz, der die untermenschliche Welt in die beiden großen Geschlechter der Pflanzen und Thiere theilt, zeigt sich innerhalb der Menschenwelt abermals in zwei Geschlechtern, die aber nicht wie jene einander feindlichen, von einander, sondern für einander leben. *Troßdem, daß an die Stelle des Antagonismus dort*

hier die gegenseitige Anziehung trat, ist der Unterschied, ja der Gegensatz, zwischen dem männlichen und weiblichen Sein und Leben kaum geringer als dort; das weibliche Sein und Wesen ist von dem des Mannes so verschieden, und ihm eben darum so merkwürdig und unergründlich, daß es manchem neugierigen Psychologen vergeben werden muß, wenn er Jahre seines Lebens darum geben möchte, könnte er nur auf Monate, ja auf Wochen, gleich dem Tiresias, in eine Frau verwandelt werden, vorbehalten natürlich, daß er eine ganz deutliche Erinnerung davon an seinen Schreibtisch zurückbrächte, wie es in einem Frauenherzen, namentlich aber in einem Frauenkopf, aussieht. Darüber, welches der beiden Naturreiche sich in je einem der beiden Geschlechter wieder erkennen lasse, scheint nirgends ein Zweifel obgewaltet und darin die beiden Geschlechter sich ganz friedlich getheilt zu haben, denn so lange man denken kann, hat sich das eine Geschlecht den Vergleich mit der Rose und Lilie, das andere mit dem Löwen und Adler gefallen lassen, dagegen eine Bezeichnung mit weiblichen Thiernamen (von der Schnecke und Spinne durch die Schlange und Katze hinauf bis zur Meerkatze) pflegt dort nie als eine Schmeichelei aufgenommen zu werden. Auch hier formuliren wir also nur, was allgemein zugestanden wird, wenn wir sagen, daß der weibliche Mensch der *positive*, der männliche der *negative* sei, ohne uns vor

der Bosheit zu fürchten, die etwa sagen könnte, daß gerade bei dem weiblichen Geschlecht sich öfter eine gewisse Vorliebe für das Nein-sagen zeige. Abgesehen davon, daß diese Malice doch gar zu wohlfeil wäre, würde das Factum — gesetzt, es wäre richtig — viel mehr für als gegen unsere Formel sprechen. Es bewiese nämlich, gerade wie die nicht zu bestreitende Thatsache, daß Männern Nichts lieber ist als das Jawort, daß jedes der Geschlechter besonders nach dem strebt, was des anderen ist.

Der Gegensatz des Positiven und Negativen, der die untermenschliche Welt in die pflanzliche und thierische, die menschliche in die weibliche und männliche schieb, tritt aber noch näher an das menschliche Individuum heran, indem nicht ein einziges existirt, das nicht bald in einem positiven, bald in einem negativen Zustande sich befände. Jener heißt Schlafen, dieser Wachen. Die Zusammenstellung des Schlafes mit dem Pflanzenleben, zu der die Bezeichnung beider als positiver Daseinsformen nöthigt, wird schwerlich Anstoß-erregen, da man es gewohnt ist, den Schlaf ein Vegetiren nennen zu hören. Desto mehr aber seine Zusammenstellung mit dem weiblichen Leben, wozu derselbe Grund zwingt; da muß man sich, so scheint es, schämen vor den galanten Franzosen, bei denen nicht nur, wie bei uns auch, der *Schlaf männlich*, sondern gerade das *Wachen weiblich*

gedacht wird. Der Grund solches Anstoßes und der Grund, warum der französische Sprachgebrauch für galant gilt, liegt einmal in dem, bei Manchen vorkommenden Irrthum, daß der Schlaf blos ein Zustand des Leibes sei, zweitens aber in dem sehr weit verbreiteten Wahn, daß er sich zum Wachen verhalte wie der Müßiggang zur Arbeit. Gegen den ersterwähnten Irrthum ist nur zu bemerken, daß überhaupt Leib und Seele nicht wie zwei Fremde zu einander stehen, die sich zu einem Geschäft, höchstens zu einer Reise auf gemeinschaftliche Kosten, verbunden, sondern daß es das eine Ich ist, welches, weil der Welt der Gegensätze angehörig, sich als Aeußeres oder Leib und als Inneres oder Seele weiß, und daß eben deswegen, wie der ganze Mensch wacht, so auch der ganze Mensch schläft. Schwerer ist es, mit dem zweiten Irrthum fertig zu werden. Man ist es so gewohnt, daß im Interesse des Arbeitseifers darüber geklagt wird, daß der Mensch ein ganzes Dritttheil seines Lebens verschlase, daß der fast ein schlechtes Vorurtheil gegen seinen Fleiß erweckt, der in jene Klage nicht einstimmt, und doch hat sie, vom Standpunkte richtiger Psychologie angesehen, nicht mehr Recht, als wenn Einer es bedauerlich fände, daß man zwei ganze Dritttheile seines Lebens verwache. Wer da sagen wollte, ja aber es werde doch während des Schlafes Nichts gethan, der *aliche* Einem, der vom Seeleben nichts weiß und ~~um~~

t, wenn das Schiff in den Hafen lief, da haben Matrosen nichts mehr zu thun. Höre man nur al in einem Hafen das Hämmern und Pochen, he man ein Schiff, das dort liegt, und sehe, wie ein Segel geslickt, dort eine gesprungene Planke t, hier Ballast und dort Mundvorrath eingepackt, getheert und dort gepuht wird, und man wird mehr von Müßiggang sprechen. Dem Schiff im n gleicht der schlafende Mensch; zwar nicht beschäf- mit den Wogen der Außenwelt, deren Eindrücke icht aufnimmt und in die er keine Veränderungen nträgt, slickt und bessert, packt und puht er an sich r. Leiblich, indem die Functionen, welche der Er- ung dienen, fortgehen und nun die Organe, die rend des Wachens vor anderweitiger Arbeit ihre lzeit nicht halten konnten, wie das Gehirn, die Ner- die Muskeln, welche besonders angestrengt wurden, zu dem Ihrigen kommen; innerlich oder psychisch, n die vielen Eindrücke zurechtgelegt, die Spuren unbedeutenderen getilgt, die mächtigsten dem Ich paßt und einverleibt, man möchte sagen, ins Haupt- eingetragen werden. Darum liegt so unendliche sheit in der Weisung, eine Sache zu beschlafen, in Warnung, die Sonne nicht untergehen zu lassen einen Zorn. Der lebhafteste Streit, der vor dem afengehen beigelegt wurde, ist Nichts gegen de

leisesten Groll, mit dem wir einschlafen, denn damit wird der Anfang zu dem gemacht, das, weiter fortgesetzt, den Groll zu einem eingefleischten Haß macht. Dieses Einfleischen ist Arbeit genug, darum wird nicht nur dort im Hafen die Theerjacke ungeduldig, wenn man sie ins Gespräch zieht und brummt etwas von Landratten, welche meinen, es gebe nichts zu thun, sondern bei Jedem gleicht der Aerger, mit dem man aus einem süßem Schlaf erweckt wird, aufs Haar dem, mit dem wir in einer wichtigen Arbeit gestört werden. Wir wurden es auch wirklich, in der Arbeit des Uns-sammelns.

Weil der schlafende Mensch sich sammelt, aus der zerstreuen den Beschäftigung mit der Außenwelt in sich selbst zurückkehrt, deswegen ist der Ausdruck, daß im Schlaf das Selbstbewußtsein aufhöre, etwas bedenklich. Es verbindet sich damit leicht die Vorstellung, als komme uns unser Selbst abhanden. Sollte, was sehr fraglich, ein solches Abhandenkommen überhaupt möglich sein, im Schlafe findet es gewiß nicht statt. Dies kommt vor, daß im tiefen Schlaf uns die Zusammenhänge mit der Außenwelt, die wir am Abend überschauten, namentlich wenn wir eben in sie hineintraten, abhanden kommen, so daß wir, am fremden Ort erwachend, uns fragen: wo bin ich? Auch das kann im Leben vorkommen, was Calderon und Shakespeare *uns auf der Bühne zeigen*, daß Einem alle Verhältnisse, *in denen er bisher gelebt hat verschwinden*, und er beim

Erwachen nicht weiß, ob er Prinz oder Gefangener, ob Lord oder Kesselflicker ist. Ja sogar dies ist vorgekommen, daß der Schwerverwundete, den innerer Brand empfindungslos machte, beim Erwachen den erstorbenen Leib, den seine Hand berührte, für einen Bettgenossen hielt. Das aber ist noch nie vorgekommen, und müßte doch, wenn man im Schlaf sich selbst verlore, sehr oft vorkommen, daß der Erwachende wüßte, nur Einer befinde sich im Bette und doch verlangte, der Frembling solle hinausgeschafft werden. Der Schlaf ist so wenig ein Abhandenkommen des Selbstes, daß man vielmehr niemals so sehr bloßes oder reines Selbst ist, nur in und mit seinem Selbst und für sein Selbst lebt als dann. Diese Selbstinnigkeit, dieser Selbstgenuß, von seiner leiblichen Seite Behaglichkeit, von seiner seelischen Seligkeit, in seiner Ganzheit Gemüthsruhe oder Gemüthlichkeit, hat eben darum keinen ärgeren Feind, als den inneren Zwiespalt oder die Gemüthserschütterung. Unentschlossenheit oder gar Gewissensbisse scheuchen den Schlaf vom Lager, ein Schreck, mehr noch ein Aerger, im Traum, macht ihm augenblicklich ein Ende. Den inneren Frieden heben als Wesen des Schlafes die spröchwörtlichen Redensarten: wer schläft, sündigt nicht, er schläft den Schlaf des Gerechten u. s. w. hervor; daß er diese Einheit mit sich ist, das bringt uns dahin, ihn als den unschuldigen blumenhaften Zustand, dasselbe endlich, ihn als die weit

liche Seite des Lebens anzusehen. Dabei ist es passender, das Schlafen und Wachen dem Gegensatz der Geschlechter, als dem der Pflanzen und Thiere gleich zu setzen: nicht Gegner wie diese letzteren sind sie, sondern sich zugeneigt leben sie, wie jene für einander: Normaler Weise wacht man sich schläfrig und schläft sich munter d. h. wach. In dem Haushalt, welchen der Mensch führt und sein Leben nennt, ist er, wo er wacht, der fleißige Erwerber, wo er schläft, die wirthliche Hausmutter, jener baut, vertheidigt und erweitert, diese ordnet und schmückt das Haus.

Wie aber, wenn alle vierundzwanzig Stunden der Mensch in jenen Hausfrauenzustand hineingeht, ist da nicht der Wunsch des neugierigen Psychologen erfüllt, so daß es der leichtsinnig angebotenen Lebensjahre nicht bedarf? Leider fehlt gerade das, um dessentwillen er das Angebot machte: eine Erinnerung an jenen Zustand, ein klares Bewußtsein davon am Schreibtisch, das war der geforderte Preis. Jetzt weiß er wohl, wenn er erfrischt aufsteht, es muß gar wohlilig sein an jenem Grund des Seelenfriedens, wie wohlilig aber weiß er so wenig wie jener Fischer ehe er hinsank. Die Welt, die er, nach sieben- oder achtsündigem Aufenthalt darin, beim Erwachen verließ, existirt für ihn so wenig, wie für jenes Bauermädchen das Leben der vornehmen Emigrantin existirte, in das sie immer erst eintrat, wenn sie als Bäuerin einschlieff. Ja, wenn es eine Communication gäbe zwischen

beiden Welten! Nun, Unerfättlicher, auch diese giebt es; es fallen wirklich Streiflichter aus der einen in die andere; Erscheinungen, die, aus demselben Grunde, aus welchem das Hineintreten der schaffenden Thätigkeit Gottes in die erhaltende Unbegreiflichkeiten und Wunder gab, als wunderliche und räthselhafte bezeichnet werden. Wir fassen dieselben alle unter dem Begriffe des Träumens zusammen und hätten also die Stammtafel desselben von seinen ersten Ahnen bis zu unserem eigentlichen Selben herabgeführt.

2.

Träumen heißt: schlafend wachen; träumen heißt: wachend schlafen. Beides heißt so, denn die Vermählung der beiden Seiten, die wir am Menschen unterschieden, giebt Kinder beiderlei Geschlechts: Der Sohn, welchen der wilde Tag der süßen Nacht schenkt, ist der Traum, die Tochter, mit der sie den Tag erfreut, ist die Träumerei: *Le songe, la rêverie*. Wenn in das stille Blumenleben des in sich schwelgenden Selbstes die Beschäftigung mit der Außenwelt fällt, weil unsere Sinnesorgane, anstatt zu ruhen, uns ihre Bilder vorgaukeln, so nennen wir dies mit Recht: träumen, flügen wohl auch hinzu: im eigentlichen Sinne des Wortes. Warum auch nicht, wenn wir nur nicht vergessen, daß es eben so im eigentlichen Sinne gesprochen ist, wenn wir vom Träumern

dort reden, wo während des wachen Tageslebens, wo die Sinne, diese Thore der Erkenntniß offen stehen, der Mensch dennoch von der Außenwelt nichts vernimmt, weil er in sich versank, weil er, anstatt auf dem Ocean der Allen gemeinschaftlichen Welt sein Schiff zu steuern, die Mannschaft hinunterrief in den Raum seiner eigenen, besonderen Welt, um jetzt an seiner Argo zu flicken und zu putzen. Im ersten Falle, wo um Mitternacht die aufgeregte Phantasie uns ihre Bilder vorzaubert, pflegt man sie phantastisch, geisterhaft zu nennen und man hat ein Recht dazu, denn weil sie zu den Gesetzen der Welt nicht passen, in welcher sie erscheinen, so gleichen sie wirklich den Geistern einer anderen. Aber diesen selben geisterhaften Charakter haben die spanischen Schloßer, die sich vor unserem Auge aufbauen, oder die Melodie die unser Ohr uns vorsingt, wenn wir, vom Lesen eines Folianten ermattet, uns zurücklehnen und der Phantasie, die so lange schweigen mußte, die Zügel schießen lassen. Dort folgten uns Bilder, Töne, Tast- und (obgleich seltener) Geschmacks- und Geruchsempfindungen in eine Welt, in die sie eigentlich nicht hingehören, und erinnern an ihre Heimath, hier wieder kommt eine Botschaft aus dem Lande der Innerlichkeit und nimmt uns so in Anspruch, daß wir darüber den Geruch der ausgehenden *Arbeitslampe*, ja (obgleich seltener) die Töne des *versuminten Feierlastens* vor unserem Fenster nicht merken.

Wo in aller Welt liegt der Unterschied, der uns zwingen sollte, das, was alle Welt Träumen nennt, nicht so zu nennen? Wir sehen keinen und heißen darum beides so, sowohl wo die Frau in uns dem Manne etwas ins Ohr flüstert, als das, wo unsere männliche Hälfte der weiblichen einen Wink giebt.

Hier fragt sich zuerst: sind diese Unterredungen in unserem inneren Hausstande nicht solche Uebergriffe wie die, wo die Frau sich in die Geschäfte oder die wissenschaftlichen Arbeiten des Mannes hineinmischt, oder gar der Mann um die Geräthe der Küche sich kümmert, sind sie nicht etwas krankhaftes? Unserer Berufung auf das Alterthum, welches die Träume unter die glücklichen Sterne gestellt hat, und die Kinderwelt, die im Allgemeinen so zu denken pflegt, wie jener Knabe, der befragt, wie er geschlafen, „sehr schlecht“ antwortete und dies so begründete „ich habe gar nichts geträumt“, dieser wird man vielleicht entgegenstellen, daß ja oft krankhafte Mißbildungen Wohlgefallen erwecken, und freilich, wenn man bedenkt, daß die meisten Menschen die Monstrosität der gefüllten Blumen den normalen, einfachen, vorziehen, ja daß es Solche giebt, die ganz entzückt sein können über die krankhaft geschwollene Leber einer Gans, so muß man dies zugestehn. Entscheidender möchte darum dies sein, daß man das Träumen als etwas *Gesundes ansehen muß*, weil sonst die ganze Welt ein große

Hospital würde. Es hat nämlich noch nie einen Menschen gegeben (gleich nach der Geburt gestorbene Kinder vielleicht ausgenommen) der nie geträumt hätte, und die, welche um Lessing über alle Menschen zu erheben, es von ihm fabeln, machen ihn nicht zu einem Gott, sondern zu einem Monstrum. Zunächst die Träume und Träumereien, die kurz vor dem Einschlafen und Aufwachen, darin bestehen, daß man dort die Gedanken nicht mehr zusammenhalten kann, daß Bilder und Wörter vor uns abschnurren, so daß man keines fixiren kann, und wieder, daß hier beliebig hervorgerufene Phantasiebilder eine Lebendigkeit bekommen, wie niemals am Tage, diese Träume des Halbschlafes und Halbwachens, diese wird kaum Einer leugnen. Aber auch hinsichtlich des ganzen Schlafes und des vollen Wachens könnte Jeder dreist darauf wetten, daß nur selten Einem eine ganze Nacht nichts geträumt habe, und noch nie Einer einen ganzen Tag so aufgeweckt war, daß er gar nicht träumte. Nur weil der Beweis hinsichtlich des Traumes schwerer zu führen ist, als bei der Träumerei, ward dort das vorsichtiger „selten“ hier das entschiedene „nie“ gebraucht. Bei den Träumereien beweist man, daß auch das Wachen des Aufgewecktesten nicht ohne sie war, direct und indirect. Geradezu, indem man das Geständniß erpreßt, daß mitten im strengsten Festhalten einer Gedankenreihe, z. B. während der Lösung eines

schwierigen Problems, diese und jene kreuzenden Nebengedanken durch den Kopf führen, für eine Zeit lang wucherten und so den Faden zerrissen und zum Wiederanknüpfen nöthigten; indirect und auf einem Umwege, indem man den, der sich auf die Nebengedanken nicht besinnen kann, darauf hinweist, daß, wenn keine solche Unterbrechungen statt gefunden hätten, der Faden der verknüpften Gedanken so glatt sein müßte, daß er sich mit Leichtigkeit von der Spindel abhaspeln, ich meine, rückwärts die ganze Gedankenreihe sich reproduciren, ließe. Wer dies mit den Gedanken eines Tages, ja nur einer Stunde, kann, dem will ich zugestehen, er sei ganz aufgeweckt gewesen, aber nur dem. Auf solchen indirecten Beweis sind wir nun auch bei dem gewiesen, der daraus, daß er beim Erwachen sich nicht nur nicht darauf besinnen kann was, sondern ob ihm geträumt hat, sogleich folgert, es sei nicht geschahn. Da wir nämlich die Dauer einer vergangenen Zeit nur nach der Zahl der Vorstellungen messen, die eine Spur in uns nachließen, so kann, wo bei dem Erwachen unser Schlaf uns lange oder kurze Zeit gewährt zu haben scheint, kein Zweifel darüber statt haben, daß im ersten Falle viele, im zweiten weniger, aber immer doch Bilder, d. h. Träume, den Heerd unserer Empfindungen umgänzelt haben. Nur in den Fällen, wo es beim Aufwachen so ist, als wäre man im Augenblick erst eingeschlafen, wo

es möglich, daß Einem wirklich nichts geträumt hat. Ob außer der Kinderzeit, wo auch dies für Abwesenheit oder doch viel geringere Anzahl von Träumen spricht, daß der Schläfer stundenlang, ohne sich zu regen, in derselben, oft sehr unbequemen, Stellung verharrt, ob außer ihr dies noch vorkommt, daß Stunden, die man verschief, wie ein einziger Augenblick erscheinen, das ist die Frage. Oft gewiß nicht, vielleicht niemals. Es muß daher wiederholt werden: will man nicht die Welt in ein großes Krankenhaus verwandeln, so gönne man dem Träumen seinen Platz unter den gesunden Erscheinungen.

Wohl aber kann es in seinen beiden Formen krankhaft werden. Dies geschieht, wo es seine Grenzen überschreitet, so daß es mit der Welt in offenen Widerspruch tritt, in der es erscheint. Da wird also, um mit dem Traum zu beginnen, dies eine krankhafte Erscheinung sein, wenn die Traumbilder so übermäßig lebhaft werden, daß darüber die Bestimmung des Schlafes verfehlt oder gefährdet wird. Nur dem Wachen gehört die Direction der Bilder der Außenwelt, ihre willkürliche Verbindung und Zerlegung an, also werden im Schlaf diese Bilder nur dann nichts krankhaftes sein, wenn sie wirklich ohne Zuthun unserer Willkür kommen und sich verbinden. Wenn man, nicht nur im Halbschlaf, den man, obgleich mit Mühe, durch das Öffnen der Augen vertreiben kann, sondern etwa die ganze Nacht

hinsdurch die Träume dirigiren konnte, so hat man schlecht geschlafen, steht müde und abgespannt auf, während überraschende, phantastische Combinationen im Traume etwas Erfrischendes haben. Eben darum hat der Schlaf seine Bestimmung verfehlt und war also schlecht, wenn während desselben wissenschaftliche Aufgaben gelöst, Kunstwerke geschaffen wurden; das zeigt einen inneren Hausstand, in dem der Mann eine solche Passion fürs Einreißen und Umbauen hat, daß es der Hausfrau unmöglich wird, je Ordnung im Hause zu machen und wüßt und unordentlich sah es sicherlich in Tartini's Kopfe an jenem Morgen aus, wo er die bekannte, im Traum vom bösen Feind ihm vorgespielte, Sonate niederschrieb. Ja, man kann dies noch weiter ausdehnen und alle Träume, in welchen die Tagesbeschäftigung, wenn auch in, dem Schläfe ziemender, phantastischer Weise fortgesetzt wird, dem schlechten, dagegen alle die uns in ferne Länder und Zeiten führen, dem gesunden Schläfe zuweisen. — Nur dem Wachen ferner gehören die Vorstellungen, welche den realen Vorgängen gemäß ablaufen, eben darum wird der gesunde Schlaf nur solche Träume zulassen, die von jener Ordnung abweichen. Wenn wir in Träumen das sehen und hören, was wirklich außer uns vorgeht, dann sind wir krank. Ein tiefer, lange Zeit gar nicht und auch jetzt nicht so, wie er sollte, beachteter Denker nennt *solches Träumen*, das er scheint aus Erfahrung gekannt

zu haben, Wahrträumen, ein Name, der um so passender ist, als man ja für den Grad, bei dem nicht nur das schon Eingetretene, sondern auch das sich Vorbereitende geträumt wird, wo es ausgesprochen wurde, von jeher den Ausdruck Wahrsagen gebraucht hat. Ist schon das Wahrträumen krankhaft, weil darin zur Unzeit der Mensch zum Spiegel der Wirklichkeit wird, so das Wahrsagen noch mehr. Nicht nur, weil es ein höherer Grad ist als jenes, sondern weil darin, wegen des Aussprechens, ein dritter Eingriff dessen, was ich den Mann im Leben des Menschen nannte, in die Domain der Frau stattfindet: die zum Sprechen, wie zu allen andern willkürlichen Bewegungen dienenden Muskeln, sollen im Schlafe ruhen, höchstens zu jenen unbewußten, den sogenannten Reflex-Bewegungen dienen, mit denen auch im gesunden Schlaf der Schlafende tief aufseufzt oder eine Fliege verscheucht. Der Schlaf ist schon schlecht, wenn diese sehr heftig werden, wenn der Schlafende sich viel herumwirft, stöhnt, Wörter ausspricht; er ist der Schlaf eines Kranken, wenn der Schläfer sich aufrichtet, zusammenhängend spricht, das Bett verläßt, wandelt. Nachtwandeln ist bis zur Krankheit gesteigertes Träumen, das nur bei sehr afficirtem Nervensystem stattfindet und aufmerksamer Pflege bedarf. Ganz zerrüttet endlich muß ein Nervensystem sein, damit sich Wahrträumen, Direction der Traum-Vorstellungen

und Aussprechen derselben so verbinden, wie es bei Finigen geschehen sein soll die künstlich — durch die sogenannte magnetische Manipulation — nervenkrank gemacht wurden. Das Mißtrauen, das gegen die Realität dieser Erscheinungen ziemlich allgemein herrscht, ist schwerlich geringer geworden, seit ein, durch seine Großsprecherien berühmter, französischer Schriftsteller sie in seinen *Mémoires d'un médecin* recht spannend dargestellt und später als selbst erlebt in Schutz genommen hat. Von besseren Männern aber als er habe ich, theils in dem, was sie geschrieben haben, theils mündlich, sehr Aehnliches vernommen und Einem, der nicht Arzt ist, ziemt es nicht, die Grenzen zu bestimmen, bis wohin ein Mensch krank werden kann.

Wie der an sich gesunde und darum so lustige Traum, ebenso kann die an sich normale und darum süße Träumerei das Maß überschreiten und zur Krankheit werden. Dies geschieht, wo sie den wachen Menschen nicht nur für einen Augenblick von der Außenwelt abzieht, sondern ihm die Theilnahme daran bleibend und ganz unmöglich macht. Die Stufenfolge krankhafter Erscheinungen hier, ist natürlich der bei dem Traume angegebenen gerade entgegengesetzt: Was dort ein Maßstab war für die Steigerung der Krankheit, wird hier zur Gesundheits-Scala. Je größer hier die Fähigkeit, unsere wachen Traumbilder selbst zu lenken, an unseren spa-

nischen Schöffern zu bauen oder den Bau zu unterbrechen, desto gesunder sind wir. Ebenso, je mehr sich in unseren offenen Sinnen die wirkliche Außenwelt abspiegelt, und je mehr wir unsere Sprachwerkzeuge und Bewegungsmuskeln in unserer Gewalt haben. Drängt sich aber während des Wachens ein Traumbild so unwiderstehlich vor, daß es die Wahrnehmung der Außenwelt alterirt oder gar verdrängt — das Erste pflegt man Illusion, das Zweite Hallucination oder Vision zu nennen — oder aber, versinkt der Mensch so in sich selbst, daß er gar nicht dazu gebracht werden kann, ein Spiegel der Außenwelt zu werden, endlich: entreißen ihm seine Träumereien so die Herrschaft über Sprach- und Bewegungsmuskeln, daß er ihnen gemäß sprechen, gesticuliren, endlich handeln muß, oder wieder, weil sie die Organe fesseln, nicht sprechen, nicht handeln, vielleicht nicht einmal sich regen kann, dann ist die Krankheit eingetreten, die wir Wahnsinn nennen, die wir also als das Gegenstück zu den höchsten Steigerungen des krankhaften Traums, dem Wahrsagen und dem Nachtwandeln bezeichnen können. Mit dem ersteren hat schon Plato den Wahnsinn verglichen (in seiner Zusammenstellung von Mantik und Manie, was Schleiermacher geistreich mit Wahrsagen und Wahnsagen wiedergab) mit dem Nachtwandelnden pflegt der englische Sprachgebrauch den Wahnsinnigen zusammenzustellen, der für beide das

selbe Wort hat. — So süß darum das sich Ergehen in Träumereien ist, und so sehr es, mäßig genossen, den Kopf erfrischt, so nippe man doch vorsichtig von diesem Trank. Schon Manchem ist das fortwährende Träumen von einem Gewinnst, in der Lotterie oder durch eine glückliche Speculation, manchem Anderen das Ausmalen eines zu erbauenden Hauses bis ins kleinste Detail, wenn jener — wie es wahrscheinlich ist — nie eintritt, dieses nie zu Stande kommt, die Veranlassung geworden, daß statt zu gewinnen, er verlor, den Verstand nämlich, und daß das Ende seiner sinureichen Arrangements auf dem Papier, ein Derangement wo anders war. Der praktische Menschenverstand warnt mit Recht davor, sich Etwas in den Kopf zu setzen, und doch, wie leer würde es in ihm aussehen, wenn man gar nichts hineinsetzte! Wie vom Erhabnen zum Lächerlichen, so ist auch vom Schönen zum Entsetzlichen nur ein Schritt. Uns schauert vor Entzücken, wenn wir der Träume unserer Jugend gedenken, und wieder: „welch ein entsetzlicher Traum“ so haben, gleich mir, Viele gedacht, wenn sie die Unglückliche in einsamer Zelle sahen, die Jahre lang, den ganzen Tag, unterbrochen nur durch wenige Stunden Schlaf, Angstschreie ausstieß, gleich dem, den die Flamme ergriff. Aehnliches mochte die Ärmste wirklich träumen. Mochte, nicht mag. Denn was menschlicher Kunst nicht gelingen konnte, eine höhere Macht that es: sie war

Erwachen bringen. Und auch in diesem Falle warb, wie Aehnliches oft geschieht, der herannahende Tod, denn dieser war es der zum Beden gesandt wurde, von der ruhig gewordenen Kranken mit dem laut gesungenen: „Nun danket alle Gott“ begrüßt.

3.

Nachdem die Vorbedingungen des Träumens und sein Wesen im gesunden sowohl als kranken Zustande erörtert, bleibt die Frage übrig: woher es kommt? Wer mit dieser Frage nur erfahren will, wie das Träumen entsteht, dem muß die Antwort des Physiologen, daß im Traum durch eine Alteration des im Gehirn vorgehenden Ernährungsprocesses, bei der Träumerei durch einen ursprünglich beliebigen Gedanken, die Centraltheile des Nervensystems zu ihrer eigenthümlichen Thätigkeit, zum Hervorbringen von Bildern, gereizt werden, um so mehr genügen, als sich daraus auch erklären ließe, warum uns die Traumbilder im Schlaf als ohne unser Zutun gegebene, und darum wirkliche Dinge, unsere Luftschlösser dagegen als Gebilde unserer Phantasie erscheinen, ein Unterschied, den ja auch der Sprachgebrauch andeutet, der dort den passiven Ausdruck anwendet mir hat dies — hier den activen: Ich habe dies geträumt. Der Psycholog aber, wenn er nach dem Woher der Träume fragt, will viel mehr wissen. Seine Antwort

giebt nur an, durch welche Thür der Bote einer fremden Welt hereintrat, darüber, wer ihn sandte und was er meldet, sagt sie nichts, sie erklärt nur, daß wir, nicht was wir träumen, nur das Dasein, nicht den Inhalt der Träume, und wo wir diesen hernahmen, das wollten wir mindestens ebenso gern als Jenes wissen, als wir fragten: wo kommen unsere Träume her?

Soll nicht alles bisher Gesagte zurückgenommen werden, so muß die Antwort lauten: lediglich aus dem eignen Selbst. Was nicht in mir, wenn auch schlummernd, liegt, das kann nicht in mir erwachen, wie denn noch nie einem Menschen von Empfindungen eines sechsten oder siebenten Sinnes träumte, geschweige denn, daß je ein junges Mädchen sich als ehrwürdigen härtigen Greis geträumt hat. Nur was ich im Wachen konnte, kann ich im Traum. Dies giebt einem jeden Traum eine Bedeutung, eine viel größere als die ist, von der die Traumblüher fabeln. Gar Vieles nämlich, was im wachen Leben sich nicht herauswagt, sei es eine Frucht, eine Hoffnung, ein Wunsch, eine neidische Regung, das offenbart sich manchmal sehr rücksichtslos im Traum, so daß man sich selbst sehr oft aus den Träumen, die man hat, den Andern aus denen, die er erzählt, von einer ganz neuen Seite kennen lernt. Nicht nur der Umgang des Menschen, auch was und wie er träumt, läßt uns Schlüsse ziehen auf das, was er ist. *Simpson*

der Träumereien giebt dies Jeder zu, von dem Moralisten, der die verborbene Phantasie tadeln, bis zu dem Selben der einst so gefeierten *Mystères de Paris*, der, um seine Leute kennen zu lernen, sie dahin bringt, daß sie vor ihm spanische Schlösser bauen. Desto schwereren Stand hat man mit der Behauptung, daß auch das, was dem Menschen träumt, sein Wesen aufdecke. Wenigstens wenn diese Behauptung allgemein gehalten wird, denn in seltsamer Inconsequenz findet man es in der Ordnung, daß Tartini die Sonate, die er im Traum spielen hörte, als seine Composition herausgiebt, dagegen ein Verbrechen, das man im Traum begeht, das soll uns nichts angehn. Versuchen wir es, die Weisheit des alten Philosophen, der zu den Unterschieden der Guten und Bösen auch dieses rechnet, daß jene sich höchstens im Traume erlauben, was diese auch im Wachen thun, und des Sprachgebrauches, der von dem ganz Unschuldigen sagt: dem falle selbst im Traum nichts Schlimmes ein, versuchen wir sie zu rechtfertigen, indem wir zuerst den übermäßig lebhaften Traum ins Auge fassen. Wenn jener Abt, der einem seiner Mönche einen strengen Verweis gegeben, denselben nachtwandelnd in seine Zelle treten und mehrmals mit dem Dolch in sein (des Abtes) Bette stoßen sieht, und daraus auf des Mönches rachsüchtiges Gemüth schließt, so ist uns seine Berechtigung, so zu schließen, sonnenklar. Nun denn, was bek

dem höchsten Grade des Traums so sonnenklar ist, warum soll das bei einem niedrigeren absolut falsch sein? Es fällt uns nicht ein, den orientalischen Tyrannen in Schutz zu nehmen, der seinen treuesten Diener hinrichten läßt, weil er sich im Traum als Sultan sah, — (die Dummheit, dies zu erzählen, war das Strafbarste an der Sache) — aber nicht nur jener Tyrann denkt vom Traum, was Schiller vom Wein sagt: „er erfindet nicht, er schwätzt nur aus“ — sondern hierin stellen sich auf seine Seite unser Gewissen und unsre Erfahrung. Jenes indem, wenn Einem von einer niedrigen That träumte, die er beging, er nicht darüber lachen kann, sondern sich schämt. Diese, indem mehr als Einem in diesem Saal ein Traum offenbart hat, wie er hinsichtlich Dieses oder Jenes gesinnt sei. Wie eine große deutsche Künstlerin als Gretchen die Worte des bösen Geistes sich selbst zuflüstert und davor erschrickt, gerade so macht es Jeder, dem da träumt. Was er zu sich spricht, ist oft Solches, das er im Wachen sich nicht zu gestehen wagte, oder was so leise erklang, daß das Geräusch des Tages es übertönte und was nun, hörbar geworden in stiller Nacht, ein ganz neues Geheimniß zu offenbaren scheint. Das thut es auch wirklich, nur wird darin nicht wie der Abergläubige meint, ein Geheimniß der Außenwelt sondern eins des eigenen Herzens enthüllt. Wenn wir im Traum Jemand rauben und morden sehen, so lehrt uns dies nicht wie

er fähig ist, wohl aber weiß wir ihn, wenn auch im verborgensten Winkel unseres Herzens, fähig halten. Daß sich im Traum das eigne Selbst offenbart mit Allem, was in ihm schlummert, das erklärt einmal warum, namentlich in jüngeren Jahren, wo man noch viel Unbekanntes in sich zu entdecken hat, die eigenen Träume so interessant sind, andrerseits warum sie Andere nicht interessiren, so daß in der Gesellschaft der als übernaiv erscheint, welcher anfängt von seinen Träumen zu erzählen. Die Gesellschaft schätzt den Menschen nicht nach dem, was in ihm schlummert, sondern nach dem, was aus ihm herauskommt, für sie ist Jeder, was er für die Welt ist, sein in sich webendes Selbst ist ihr ziemlich gleichgültig.

Die Zusammenstellung des krankhaften Traums mit dem gesunden, vermöge der nicht nur die mörderische Absicht des Nachtwandlers, sondern jeder Traum dem Schläfer ins Gewissen geschoben wurde, scheint abgesehen von allem Anderen schon darum ungehörig, weil sie zu widersinnigen Consequenzen führt. Wie sich zum Nachtwandeln der Traum, so verhielt sich die Träumerei zum Wahnsinn. Will man nun, wie eben geschah, das Gesunde dem Kranken gleich setzen, so wird man, da der Gesunde zur Rechenschaft gezogen wurde für seine Träumereien, am Ende gar den Kranken verantwortlich machen für seinen Wahnsinn. Nun, und warum nicht? — Von der früheren Barbarei, welche den Wahnsinnigen

als einen Beseffenen zu dem Verbrecher sperrte, sind wir glücklicher Weise zurückgekommen, ebenso von der Theorie, die consequent durchgeführt an die Stelle der Irrenanstalten zwar nicht Straf- aber Besserungshäuser gesetzt hätte. Ob aber nicht die Ansicht, daß der Wahnsinn eine Krankheit sei wie alle anderen, auch ein einseitiges Extrem, das ist eine andere Frage. Der Umstand, daß wenn ein aus dem Asyl Entlassener von seiner Krankheit so unbefangen und so oft spräche, wie von einem Weinbruch in seiner Kindheit, alle Welt meinen würde, es sei noch nicht ganz richtig mit ihm, daß wir es dagegen in der Ordnung finden, wenn er mit einer gewissen Befangenheit, die an die Beschämung erinnert mit der Einer an eine im Traum begangene Nichtswürdigkeit denkt, jener Zeit erwähnt, — dieser Umstand zeigt, daß wir Alle im Wahnsinn doch noch etwas Andres sehn als eine bloß angeflogene Krankheit, zu der man wie zu den Pocken durch Ansteckung oder Inoculation kommen kann. Und dies ist nicht etwa bloß ein Laiengefühl. Eine große Autorität in diesen Dingen sprach einmal aus: Goethe habe nicht wahnsinnig werden können, und auf den Einwand: wenn ihm nun aber eine Aber im Kopf sprang? erfolgte die Antwort: da wäre er wahrscheinlich apoplektisch gestorben. Das Befremden über eine solche Behauptung wird geringer werden, wenn man sie mit der ergänzt, die uns nicht befremdet wei-

man sie alle Tage hört: es sei Einer zu dumm, als daß er könnte wahnsinnig werden. Ist nämlich, wie gezeigt wurde, der Wahnsinn die über ihre Grenze gegangene Träumerei, so wird wer zu jedem Bau eines spanischen Schlosses unfähig ist (der Dumme) auch kein so verrücktes bauen können, wie jener sicilianiſche Fürst. Und wieder, wer so träumt wie Goethe, daß er jede Träumerei künstlerisch gestaltet von sich ablöst, sie gegenständlich und zum Gedicht zu machen vermag, der kann allerdings sicher sein, daß er immer über seine Träumereien als unbeschränkter Besitzer herrschen, nie von ihnen beherrscht und besessen sein, werde. Der große Irrenarzt also, die Behauptung, die man alle Tage hört, und unsere Theorie, sie stimmen ganz überein. Uebrigens hatte diese, da sie ja den Träumer zum Mitschuldigen machte nicht daran, daß ihm, sondern daran, daß ihm gerade dies träumte, gar nicht zu der Consequenz berechtigt, daß Niemand ohne eigne Schuld wahnsinnig werde. Höchstens zu der, daß es kein Zufall, wenn diesen Kranken diese, den andren andere Wahnvorstellungen fesseln, und diese läßt sich ohne Gefahr vertreten: daß jene Irre, welche nur von ihren vornehmen Bekanntschaften zu reden weiß und damit prahlt, daß um ihretwillen jetzt schon der Thronfolger ein Absteigezimmer in der Anstalt genommen habe, daß diese, als sie gesund, in ihren Träumereien und Lust-

hanten stets bescheiden und demüthig war, das glaube ein Anderer. Daß jener Faselnde, dessen ununterbrochener Redeschwall vom Hundertsten ins Tausendste geht, auch in gesunden Tagen es liebte flüchtig naschend von einem Gedanken zum andern zu flattern, möchte ebenso gewiß sein, als daß jene stille und freundliche Kranke jetzt den Lohn dafür empfängt, daß ihre Träumereien stets freundlich waren und fromm und mild. — Viele unter denen, die dieser Saal umfaßt, sind wohl als Zuschauer oder Theilnehmer in die phantastische Welt eines Maskensaales hineingetreten, wo die gewählte Vermummung verpflichtet, aber auch erleichtert, sich für einen Abend in eine fremde Situation und Persönlichkeit hineinzuträumen. Wenige werden Gelegenheit und Lust gehabt haben, jene Säle zu besuchen, deren Bewohnern die entstellende Vermummung des innern Menschen abgelöst werden soll, weil sie sich dazu verurtheilt haben, bleibend aus einer fremden Persönlichkeit heraus zu sprechen und zu agiren. Noch weniger endlich, vielleicht Keiner außer dem Sprechenden, durfte es ansehn, wie die Vermummung des äußeren Menschen zum Mittel ward, den inneren zum Demaskiren zu bringen, dahin nämlich, daß Kranke sich für Stunden aus den Fesseln unwiderstehlicher Träumerei, aus denen sie heraus zu kommen nicht vermögen, wenigstens heraus träumten. Ein Maskenball in Irrenhause, einer der merkwürdigsten und lehrreichsten

nicht nur, sondern auch der schönsten und erhebensten Abende, den ich durchlebt habe, hat mich nur bestärken können darin daß, wie man nicht außer Acht lassen darf, was uns träumt, weil es uns aus uns selber heraus träumt, so Jeder sich bewachen soll in dem, was er träumt, weil er nicht wissen kann, was er in sich hinein träumt.

Gäbe die Einsicht, daß nicht nur unsere Lustschlösser uns selbst zu ihrem Baumeister, sondern auch die überraschendsten Scenen eines Traumes uns selbst zu ihrem Dichter haben, gäbe sie nur ein schärferes Auge für moralische Schwächen und ein besseres Verständniß der intellectuellen Krankheiten, so wäre der nicht zu entschuldigende, der in beider Hinsicht Gesunde zu einem Gange verleitet hätte, der an das Siechbette führt. Glücklicher Weise aber eröffnet das gesundene Resultat, wenn es mit dem verbunden wird, was diese Untersuchung einleitete, die Aussicht in ein Gebiet, wo selbst der von Gesundheit Strohende noch Heilung sucht und findet. — Es ward dort nämlich von dem Gegensatz gesprochen, den der Begriff der Erschaffung der Welt zu dem ihrer Erhaltung bilde, da jener alles Von-selbst-sein aufhebe, dieser behaupte. Dies hindert den unbefangenen frommen Sinn nicht, Beides neben einander zu statuiren, und wird ihm — wie das oben geschah — bemerklich gemacht, eine Verbindung Beider führe auf Unbegreiflichkeiten und Wunder, so unterwirft er sich dem. Bei einem gewissen Bildungsstande aber, wo

zwar über die unbefangene Einfalt hinausgeht, sich aber täuscht, wenn er sich für den höchsten hält, bei diesem fängt man an, jedes Sich-unterwerfen für ehrenrührig zu halten, und da bringt dieser edle Mannesstolz dazu, um sich nicht dem Unbegreiflichen zu unterwerfen, jene Entgegengesetzten nie zusammen zu lassen, und so wird denn entschieden: Verständig und consequent sei nur Eines von Beiden, entweder alle Freiheit und Selbstständigkeit aufzugeben, die Welt und sich selbst bloß als ein Nachwerk und willenloses Werkzeug Gottes anzusehn, oder sich Selbstständigkeit zuzuschreiben, dann aber auch den Wahn aufzugeben, daß eine höhere Macht sich in unsere Angelegenheiten mische; dagegen Beides: Geschöpf und doch sich selbstbestimmend und frei, das sei ein viereckiger Cirkel, den könnten sie nicht dulden.

— Wenn nur die Guten nicht sonst sich diese viereckigen Cirkel ganz ruhig gefallen ließen! Schon was ihnen träumt und was sie erträumen, bringen sie selbst hervor und dennoch kommt es ihnen ungerufen; wie viel mehr ist dies so, wenn dem Dichter ein Gedicht entsteht, das, wenn es nicht geworden, wenn es gemacht oder ein Nachwerk, kein Gedicht wäre. Wie, wenn wir Menschen auch nicht Nachwerke, sondern Dichtungen — Träume — der Gottheit wären? aufgegangen in dem sensorio Gottes, wie der nicht nur große, sondern auch fromme Newton den Raum genannt hat? Es hat Beisob gefunden, als ein großer Denker die Weltgeschichte

Drama nannte, zu dem der ewige Dichter den Plan entwirft und die Rollen vertheilt, die Durchführung der Rollen im Einzelnen aber den improvisirenden Schauspielern überläßt. Warum soll nicht auch das Leben des Einzelnen eine solche *commedia dell' arte* sein? Daß das Leben ein Traum, spricht dem Calderon alle Welt nach, warum aber nun ein Traum, der dem Lebenden selbst träumt? warum nicht auch einer, den eine höhere Macht dichtet und träumt, von der er hervorgerufen, dann aber dem eignen Wachsthum überlassen ward, so daß es von seiner Entwicklung abhängt, ob er wird in liebender Erinnerung behalten, ob unmuthig abgeschüttelt werden?

Nicht Behauptungen und Lösungen wollen diese Sätze sein, sondern Fragen, Räthsel, die einer Lösung bedürfen, Bruchstücke eines Traumes, den mitzuträumen sie veranlassen wollen. Mögen die, welche ihn mitgeträumt haben und die jetzt dem Erwachen entgegengehn, durch die Erinnerung an ihn, nicht mit dem wilsten und benommenen Gefühle erfüllt werden, mit dem wir einen lange auf uns lastenden Alp loswerden, sondern, weil doch darin hingewiesen ward auf die Lösbarkeit manches wichtigen Räthfels, Einer oder der Andere die Wirkung mit nach Hause nehmen, wie da, wo ein spannender, lange nachklingender, Traum die erste Morgenstunde erheitert und einen erfolgreichen Tag verheißt.





7

Heber

Schwärmerei und Begeisterung.

Vortrag

gehalten

am 21. März 1863 im wissenschaftlichen Verein
zu Berlin

von

Dr. Erdmann,
Professor in Halle.

Berlin.

Verlag von Wilhelm Herp.
(Beffer'sche Buchhandlung.)

1863.

Hohe Versammlung!

Daß in der Ankündigung dieses Vortrags die Schwärmerei vor die Begeisterung gestellt ward, kann als ein Verstoß gegen eine der ersten Regeln der Redekunst erscheinen, gegen das Gesetz der Steigerung nämlich, nach welchem immer das Stärkere auf das Schwächere folgen soll, nie umgekehrt. Wollte der Vortragende erwidern er halte die Schwärmerei für Krankheit, die Begeisterung für etwas Gesundes, so würde Mancher das ein Eingeständniß jenes Verstoßes nennen, denn die Ansicht J. Browns, nach welcher Krankheit Steigerung der Lebensthätigkeit, ist, obgleich in der Medicin längst aufgegeben, wo sittliche Zustände beurtheilt werden noch sehr verbreitet. Nicht nur bei dem gemeinen Mann, der, wenn er sich betrügen ließ, seine Einfalt gern zu große Ehrlichkeit nennt, sondern auch bei den höchstgebildeten, die, wenn in einem Lande, wo bisher Jeder seinem Berufe lebte, Alles drunter und drüber geht, weil der Koch den Kellner spielt und der Kellner den Koch, dies eine Steigerung des politischen Lebens essen. So bleibt wohl kaum etwas Anderes übrig

als jener Erwiderung die Erklärung hinzuzufügen, daß der Standpunkt dieses Vortrags nicht jener ethische Brownianismus ist, sondern daß er vielmehr mit den Ansichten übereinstimmt, nach welchen Krankheiten im Zurücksinken auf frühere Zustände oder auch darin bestehen, daß, an sich normale und gesunde Gebilde sich zur Unzeit oder an ungehörigen Orten zeigen. Kann gleich eine solche Erklärung nicht in Mißcredit bringen bei den Ärzten, die weder auf die ältere Teratomorphie Etwas geben, noch auf die neuere Theorie von den pathologischen Substitutionen, so ist doch durch sie der Grund angegeben, warum hier zuerst die Aufmerksamkeit gelenkt werden wird auf ein Gebiet unterhalb der Sphäre, wo uns die Schwärmerei und die Begeisterung begegnet, ich meine auf das untermenschliche Leben.

1.

Wenn Solche, die über das Wesen des thierischen Lebens die allerverschiedensten Ansichten haben, doch darin übereinstimmen, daß sie von Thier-Individuen sprechen, also ein Wort brauchen, von dem nicht nur mittelalterliche Philosophen gelehrt haben es dürfe nur angewandt werden, wo Vielheit und mögliche Theilung gegeben sei, sondern auch unser Sprachgefühl, welches nicht zuläßt, daß wir das ganz Einfache (Atom) da

Individuum nennen, so beweist das, daß nach der Ansicht Aller zu einem Lebendigen dies gehört, daß Mannigfaltiges zu einer Einheit verbunden ist. Beide aber, die Mannigfaltigkeit und die Einheit, zeigt uns das Thierleben in sehr verschiedenen Verhältnissen, und von diesem Verhältniß hängt es (wenigstens mit) ab, ob wir ein Thier hoch oder niedrig stellen auf der Stufenleiter thierischer Vollkommenheit. Ganz wie die Thiere, die fast nur einfache Zellen sind, also Einheiten ohne alle Mannigfaltigkeit, ganz so stellen wir auch wieder die Thiere sehr niedrig, in welchen die Einheit so schwach ist, daß durch einen Schnitt ein Lebendiges in zwei verwandelt werden kann. Diese Selbstständigkeit der Theile und ihre Unabhängigkeit vom Ganzen, verliert sich, je höher man an jener Stufenleiter hinaufsteigt, um so mehr. Indes ist sie noch beim Krebs so groß, daß sein Leben ungestört seinen Gang geht, auch wenn ihm jährlich ein neuer Magen wächst; Etwas, worum ihn vielleicht mancher Mensch beneidet, bei dem solche Verjüngungskraft sich höchstens bis auf Gefinnung und Grundsätze erstreckt. Bei den vollkommenst organisirten Thieren zeigt sich Mannigfaltigkeit und Einheit ganz gleich zu ihrem Rechte gekommen: jene indem die Glieder verschieden sind und keines das andere vertreten kann, diese indem von ihr getrennt die Glieder verkümmern und zu Grunde gehn. Setzt man nun mit dem größten

Philosophen des Alterthums den Unterschied zwischen einem Organismus und einem bloßen Haufen darein, daß jener Ungleichartiges, dieser nur Gleichartige verbindet, so kann man zweifelhaft werden ob nicht ein Polyp, anstatt ein Individuum vielmehr ein Haufen (von Thierzellen) genannt werden müsse. Ein gleiches Bedenken erregt es, wenn bei Erscheinungen, die uns von den Bienen und Ameisen her am Besten bekannt sind, wo die einzelnen Individuen nicht für sich leben sondern, als würden sie von dem Ganzen gelebt, von ihm getrennt zu Grunde gehen, das Wort Collectiv-Individuum gebraucht wird. Es scheint dabei übersehen zu werden, daß die Bestandtheile eines solchen Ganzen ganz gleichartig sind, so daß der gewöhnliche Sprachgebrauch nicht nur mit dem Aristoteles sondern auch mit der Wahrheit mehr übereinstimmen möchte, wenn er weder von einem Ameisen-Staate noch von einer Bienen-Familie spricht, sondern dort Haufen, hier Schwarm sagt, und also Wörter anwendet die wir stets brauchen, wo die Unterordnung, und darum die Ordnung, fehlt. (Niemand spricht von einem Corps von Flüchtlingen oder einem Regiment von Marodeuren, sondern Jeder sagt: Haufen oder Schwarm). Lassen wir nun hier den Ameisenhaufen, über welchen uns nicht genug exacte, wenigstens nicht tendenzlose rein wissenschaftliche, Untersuchungen vorliegen, und halten

an den Bienenschwarm, so beweist uns durch ihn Natur, daß es Thiere giebt, die nie für sich selbst, nur für ein größeres Ganzes, den Schwarm, an dem sie als selbstloses und widerstandsloses sththum haften, aus dem sie ihr Leben schöpfen. zeigt uns aber, die Unerschöpfliche, auch solche le, wo Thiere, deren individuelles Leben stark genug um sich als selbstständig zu behaupten, für eine t lang zu solchen selbst- und widerstandslosen jwarmtheilen werden, wie die Bienen immer sind. ses zeitweilige Bilden eines Schwarmes, daß man, z wie das Bilden eines neuen bei den Bienen, hwärmen nennt, zeigt sich bei den Zügen mancher he, bei den periodischen Wanderungen vieler Vögel, einer seiner ergößlichsten Formen bei der Balze der rhähne. Das Charakteristische bei allen diesen Er- tnungen ist, daß die Thiere während des Schwär- as ihre Individualität, ihr Selbst, verlieren, daß sie hören sich selbst in Besitz zu haben und als von em Andern besessen erscheinen, daß ein Zauber oder nn sie zusammenhält, in Folge welcher der vom Zuge gekommene Fisch oder Vogel wie toll und blind oder h ganz benommen erscheint, und die balzenden Virl- me ganz kopflos einer nach dem anderen sich weg- eßen lassen, und beim nächsten Morgengrauen doch der an den gefährlichen Ort kommen, bis man d

Spielhahn, den burlesken Vortänzer bei ihren Orgien, tödtet und so den Bann (Niemand weiß für wie lange) löst.

Weder das bleibende noch das zeitweilige Selbstloswerden streitet mit dem Begriffe des Thiers; keines von beiden darf daher ein unnatürlicher, oder auch nur unbegreiflicher, Zustand genannt werden. Müßte nämlich der Begriff des Thiers durchaus mit einem einzigen Worte angegeben werden, so müßte ich dafür kaum ein anderes vorzuschlagen als das Wort Wiederholung. Daß wir so oft die Thier-Individuen Exemplare oder Stücke nennen, (man denke dabei zugleich an Exemplare eines Buches, an so und so viele Stück Louisd'or u. s. w.), daß wir ihnen nicht Eigen- sondern nur den Arts-Namen beilegen, beweist, daß wir in ihnen nur Wiederholungen eines Typus sehen, eine Ansicht die darin ihre Bestätigung findet, daß auch das Thun der Thiere nur ein Wiederholen dessen ist, was Thiere ihrer Art immer thaten, ja daß das vollkommenste Thier, welches auch thut was nicht nur seine Artsgenossen thun, dies doch nicht selbst sondern nur nachmacht. Was Wunder also, daß Wesen die nichts selbst sind nichts selbst thun, selbstlos werden? Ganz im Gegensatz dazu ist von dem Begriff des Geistes der des Impuls-gebens so unzertrennlich, daß als sein eigentliches Wesen die Ursprünglichkeit und Originalität anzugeben ist. Im Gefolge

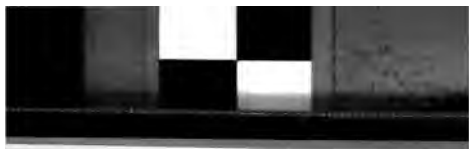
dieser seiner Unwiederholbarkeit und Einzigkeit fordert das geistige Wesen für sich einen eigenen Namen, steht in der Bezeichnung mit dem Artnamen, in der Anrede: Mensch! eine Beleidigung. Mit Recht; jedoch möchte ich zu einer Injurienklage nicht rathen: ein Widerruf des Beleidigers könnte die Sache noch schlimmer machen. Mit dem Original sein, dessen das geistige Wesen sich bewußt ist, geht die Originalität seines Thuns Hand in Hand. Ohne die That des sich als Ich Erfassens existirte der Geist gar nicht, und diese That ist die originellste, weil sie nie Einer dem Anderen vor- oder nachmacht. Die Originalität mindestens zeigt jedes geistige Wesen: als dieses unwiederholbare Ich zu sein. Mindestens, denn es giebt hierin Grade. Ganz wie, um Wärmegrade oder Höhen abzuschätzen, man einen Grad oder eine Höhe als Null der Erwärmung und Erhebung setzt, und, obgleich wir sehr gut wissen, daß schmelzendes Eis viel wärmer ist als schmelzendes Quecksilber und die Meeresfläche viel höher als der Meeresgrund, wir doch erst dem, was darüber hinausgeht, zugestehen es habe Wärme oder Höhe, ganz so ziehen wir auch bei der Abschätzung der Geister eine Linie, nehmen einen gewissen Grad von Originalität als das Minimum an, welches eben darum nicht gezählt wird. Erst von dem, der über diesem Niveau steht, sagen wir er habe Geist, wer es nur erreicht

sonst aber sich als Copie und Copist erweitert, von dem sagen wir: er habe keinen, sei geistlos, womit er gar nicht für ein untergeistiges Wesen erklärt wird. Alle die Stufen innerhalb des Geist-habens, welche durch die Wörter: Mann von Geist, geistreicher, geistvoller oder genialer Mann u. s. w. unterschieden werden, setzen immer eine eigenthümliche, unwiederholbare, Productions-, wenigstens Combinations-Fähigkeit voraus, die über das Niveau hinausgeht, auf welchem der Geistlose stehen bleibt, den wir, eben mit Rücksicht auf dies Niveau, den Platten, den Gewöhnlichen, den gemeinen Mann, den Mittelmäßigen, nichts Besonderes u. s. w. nennen, nicht um ihn zu schelten, sondern um den Gegensatz hervortreten zu lassen zwischen ihm und dem Ungemeinen, Außerordentlichen, Hervorragenden. Steigert sich nun in Einem der letzteren Art das Geist-haben zu jener Heftigkeit, die man Affect, Leidenschaft, Passion, nennt, ohne welche nie etwas Großes geleistet wird, so hat man den Zustand der Begeisterung. Begeisterung, das zur Passion gewordene Geist-haben, ist darum Drang und Vermögen zu originellem Schaffen. Der begeisterte Künstler schafft Neues, nie Dagewesenes, der geistlose wiederholt und copirt, sich oder Andere; die religiöse Begeisterung schafft ein neues Herz, die wissenschaftliche eröffnet neue Ansichten der Welt. Daß der Geistlose der Begeisterung unfähig, ist darum gar

keine Behauptung, es ist eine selbstverständliche Tautologie. Ist er es aber, so natürlich auch (da $0 + 0 = 0$) die Summe der ihm Gleichen, die wir die Masse, die Menge, den großen Haufen nennen, bei welchen Wörtern, wie das hinsichtlich des einen derselben schon vorhin bemerkt ward, immer die Gleichheit der Summirten vorausgesetzt wird. Begeisterung der Masse ist ein Widerspruch in sich selbst: um ihrer fähig zu sein, muß man nicht zur Masse gehören, über derselben stehen, mehr sein als sie. Daraus folgt aber nicht, daß nun auch Alle, welche Geist haben darum sich auch begeistern müßten, ja nur es könnten. Wie es Manchen giebt, der Zeit Lebens gesund war, weil ihm nie Etwas gefehlt hat, und der doch nie jenes prickelnde Gefühl kennen lernte, welches uns zeigt, daß die Gesundheit etwas Positives ist, wovon die Andern strotzen ja springen möchten, so kann es geistreiche, ja geistvolle Menschen geben, aus welchen nie der elektrische und elektrisirende Funke der Begeisterung herausschlagt. Nur das Umgekehrte ist unmöglich; wie nur das sich vergrößern kann was eine Größe hat, so nur der der Geist hat, sich begeistern.

Dem Gebirgsreisenden mag es begegnen, daß wenn er eine Höhe erreicht hat, er um sich nur einen unermesslichen Nebel-Ocean sieht, aus dem vereinzelte Felsen-Inseln hervorragen, harret er aber geduldig aus, so

Zu sehen aber findet man, daß sie aus in, zu
den, allgemeinen geistigen Mächten wurzeln.
der in der Kirche lebt, der welcher unser A
sie sind die Mutterbrust, an der wir ruhe
der wir Nahrung ziehen. Dieses Durchdrun
solchen größeren (allgemeinen) Geistern kan
denen, die wir unter dem Namen Masse
faßten, nicht als Ton=angeben, sondern nu
und Nachgehen gestalten: sie singen nicht
sondern die Chöre in dem Oratorium des
und politischen Lebens. Bei ihnen zeigt sich
liche und patriotische Sinn als Zucht und
als Halten an Sitte und Herkommen, di
unterschätzt, welcher nicht weiß daß sie wie
viel schwerer, sind als die momentane Opfe
zu der Zeiten der Noth Alle, auch die Wo
men. Ist aber der, welchen der Allgemein



geisterung, darum möchte sie kaum je herrlicher
it haben, als bei jenem Apostel, der sich selbst
ist daß er sagen kann, er lebe eigentlich nicht,
: ein Größerer in ihm, und wieder sich in seiner
hümllichkeit und Einzigkeit so fühlt, daß er sich
: kann: Ich habe mehr gearbeitet als sie Alle.
) kann sich Beides nur verbinden, wenn jenes
ein Vielgegliedertes, darum der Mannigfaltigkeit
bhold ist, sondern ihrer bedarf und sie hervor-
Darum eben bei jenem Apostel, der die Bestim-
der Menschheit, für die er begeistert ist, darein
in beseelter Tempel oder Leib zu sein, worin kein
jen noch Theilchen fehlen kann, ohne das Ganze
anstellen oder zu verstümmeln, und eben darum
einen eigenthümlichen Werth hat und etwas Be-
s ist. Sich mit Allen einverstanden, und zugleich
seiner Eigenthümlichkeit verstanden wissen, das
Bedingung zu dieser Begeisterung für das
, die den Menschen, nicht nur, wie die bisher
tete, über seinen gewöhnlichen Zustand, sondern
ich selbst erhebt und fähig macht, Uebermensch-
zu leisten im Dienste jenes größeren Ganzen.
: ist auch das Mittel, wodurch Einverständnis
und Einer dem Anderen verständlich wird, die
das Wort, das Werkzeug, wodurch diese höchste
erung, die Allgemeinbegeisterung, mitgetheilt

oder vielmehr wodurch Einer aufgefordert wird, sie in sich zu erzeugen. Da die, welche sich überhaupt nicht begeistern können, solcher Aufforderung nicht Folge leisten können, so ist es in der Ordnung, wenn die Masse solchen Ruf überhört. Es ist aber möglich, ja, da die Rede, die die Begeisterung erweckt, ihrem Wortlaute nach Allen verständlich ist, ist es wahrscheinlich, daß in Folge derselben Manche, der zur Masse gehört, es auch anwandelt sich, gleich den Begeisterungsfähigen, zu erheben. Diese Anwandlung unterscheidet von dem gewöhnlichen oder gemeinen Mann den, für den wir keinen treffendern Namen wissen, als den, durch unsere größten Dichter coursfähig gemachten, Studentenausdruck Philister. Wir verstehen darunter den, der nichts Besonderes ist, den es aber anwandelt etwas Besonderes zu sein. In dem englischen snob liegt eine Ahndung, aber nur eine schwache, des deutschen Philisters. Wie in Allem so sind wir auch hierin die größte Nation. Was wird nun wohl die Folge einer solchen Anwandlung sein? Eine sinnige Fabel des Alterthums giebt darauf Antwort: Ein genialer Künstler heftet sich selbst und seinem geistlosen Sohne Flügel an die Schultern; ihm werden sie zum Heil, der Sohn aber fällt, nicht nur auf das Niveau zurück von dem er sich erhob, sondern tief unter dasselbe, auf den Meeresgrund. Armer Starus! und — armer Philister!

Nicht im Stande, gleich Paulus so sich von einer höheren Macht durchleben zu lassen, daß dies die Kraft und das Bewußtsein der Eigenthümlichkeit steigert, und doch verlangend, statt zu leben gelebt zu werden, erkaufte er es damit, daß er aufhört etwas für sich selbst zu sein, und nun natürlich selbstlos, wie der benommene Vogel oder Fisch, einem größeren Ganzen verfällt. Statt der Juno übermenschlicher Begeisterung umarmt er die untermenschliche Wolke des Schwarmgeistes, wie dies Luther nennt, der Schwärmererei wie es heute heißt. Wie Aefferei nie vom Affen, ebenso wird Schwärmererei nie von den Wesen gesagt, denen das Schwärmen natürlich ist; Schwärmererei ist das Herabsinken geistiger Wesen in den Naturzustand des Schwärmens, darum ein Mittleres zwischen geistigem und natürlichem Verhalten, für welches eben darum die Gesetze nicht aus der Geisteslehre, sondern der Naturbeobachtung zu schöpfen sind. Entsprechend dem, daß man schlecht geheilte Knochenbrüche falsche Gelenke nennt, weil sie mit den Gelenken die Aehnlichkeit haben, daß bei beiden kein ununterbrochener Knochen da ist, könnte Einer die Schwärmererei als falsche Begeisterung oder auch Begeisterung des Philisters erklären, da zwischen beiden wirklich die Aehnlichkeit Statt findet, daß sie passionirte Zustände sind. Da würde aber über diese Aehnlichkeit der viel wichtigere Unterschied vergessen, daß

bei dem Begeisterten das Geisthaben, bei denen, die da schwärmen, die Geistlosigkeit Passion ward. Des Schwärmens, d. h. der passionirten Geistlosigkeit ist der, der jemals begeistert war, gerade so unfähig, wie der Geistlose oder die Masse es der Begeisterung war. Dagegen ist ihre Sache das Schwärmen. Und dadurch wird sie durchaus nicht zu einem trübseligen freudlosen Dasein verurtheilt: Freude und Genuß hat Jeder nur in seinem Elemente, und die lustigen Abendconcerte im Froschteich scheinen zu beweisen, daß des Plaisirs es dort mindestens so viel giebt, als in den stillen Eüften, in denen der Adler sich wiegt.

2.

So lange meine Behauptung, daß Schwärmerei ein Zurückfallen auf den Schwarmzustand, sich nur auf sprachliche Ableitung stützt, kann sie nur fordern, nicht undeutsch gescholten zu werden. Will sie außerdem auch noch für richtig gelten, so wird für sie der Beweis zu führen sein, den man auch sonst für naturwissenschaftliche Theorien führt: man wird auf allbekannte Thatfachen hinweisen und zeigen müssen, daß sie bei dieser Annahme leicht, sonst vielleicht gar nicht erklärt werden können. Indem jetzt zu solchen Thatfachen übergegangen werden soll, ist die Absicht eine doppelte: zuerst

natürlich: aus ihnen auf die Richtigkeit meiner Behauptung zurückzuschließen, dann aber auch: von ihr aus, ungerechtem Tadel jener Thatfachen entgegenzutreten, indem sie als nothwendige Erscheinungen eines Naturgesetzes dargestellt werden. Zum Wesen des Schwarmes gehörte Gleichartigkeit seiner Theile, sie wird also auch zum Schwärmen gehören; da nun lebendige Organismen nicht, wohl aber die Gewebe aus denen sie bestehen, also ihre Bruchtheile, solche Gleichtheiligkeit zeigen, so wird es nicht weiter Erstaunen oder Zorn erregen dürfen, wenn der Schwarmgeist nicht aus Ganzheiten sondern aus Bruchtheilen seine Nahrung zieht. Nicht für die Kirche, den Staat, die Wissenschaft, wird geschwärmt, sondern für Secten, Fractionen, Schulen; ja vielleicht Seiten einer Schule. Umgekehrt aber, man sehe es als ein Naturgesetz an, wenn die, welche sich einer Secte oder Fraction ganz hingeben, allmählig ihre Individualität ganz einbüßen, immer mehr den Anderen gleich d. h. immer ordinärer und gewöhnlicher werden, so daß sie zuletzt nur wollen können wozu die Parole ausgetheilt ward, nur denken und sprechen, was hundert Mal gedacht und gesagt ist. Gewiß ist diese Monotonie, die Manche dahin gebracht hat zu sagen: von dieser Secte kenne ich schon sechs Exemplare, von jener Fraction fünf Stück und die beiden Seiten jener Schule haben mir acht prächtige Specke

geliefert, — gewiß ist sie für den Außenstehenden sehr langweilig und legt ihm den Gedanken nahe, daß dies Secten- und Fraktionsleben die Menschen beschränkt und immer kopfloser mache. Dies aber berechtigt nicht, sie zu schelten. Langweilig sein ist kein Polizeivergehen, geschweige denn ein Verbrechen, das darf Jeder; und daß, wer darauf verzichtet, seinen Kopf für sich zu haben, wie dies die Fraction verlangt, damit aufhört überhaupt einen zu haben, denn was man nicht für sich hat, hat man nicht, und also kopflos wird, das kann man zum Voraus wissen, auch wenn nicht der benommene Fisch und der kudernde Wirthshahn bewiesen, daß den Schwärmenden ein Bann und Zauber gefangen hält. Wir räumen Jedem das Recht ein, sich solchem Zauber hin- und seinen Kopf herzugeben, wir verlangen aber auch für uns das Recht, den unsrigen zu behalten, sowie das: wenn uns vorgeredet wird: „Willst du nicht in unsere Fraction, so mußt du dich zu jener halten“, ruhig zu antworten: Ich gönne Euch eure vielen Fractionen, ich selbst will versuchen gar nicht in die Brüche zu gerathen.

Einen Zauber oder Bann nannten wir das, was die Schwärmenden fesselt. Es fragt sich, woran er gebunden ist und hängt? Alle Schwärme in der Natur geben uns die gleichlautende Antwort: an einem, den Bezauberten ganz gleichartigen, Wesen. Ein Vögel

hahn wie die übrigen präsidirt der Balze, ein Kranich oder Fuchs wie alle anderen führt den Zug an und ist seine Seele. Auch die Bienen machen hier keine Ausnahme, denn genaue Untersuchungen haben bewiesen, daß die Mütter ganz gewöhnliche Bienen sind, die nur, weil nicht schlechtere Kost und engerer Raum ihr Wachsthum verhinderte, sich, als die besser genährten, schneller und vollständiger entwickelt haben. Hätte ich dies schon gewußt, als vor vielen Jahren in Ostende der sehr gewöhnliche Mensch, der zum Ergötzen der Wirthstafel sehr sentimental, namentlich wenn er im Spiel verloren hatte, zu erzählen pflegte, wie harmlos und poetisch er sei, sich endlich als Antonin Thouret, Deputirter von Lille, erwies, für den damals die Masse in Frankreich schwärmte, so wäre ich vielleicht weniger erstaunt gewesen, hätte aber mehr als damals Gewicht darauf gelegt, daß er so gut genährt war. Vielleicht, sage ich; denn damals ahndete ich nur, was ich jetzt weiß, daß das Schwärmen der Masse nicht nur so heißt, sondern dasselbe ist, wie das Schwärmen in der Natur, daß eben darum beides von demselben Gesetz beherrscht wird und also die Masse schwärmen muß für das, worin sie ihres Gleichen sieht, wenn auch im vergrößerten Maßstabe. Welche Fülle von Belehrungen gewähren mir, seit mir dies fest steht, Naturbeobachtungen, die sonst für mich unfruchtbar waren. Natür-

lich haben sie Bedeutung nur für die Verhältnisse, in die der Mensch durch jenes Herabsinken geräth. Da erzählt ein sehr exacter Beobachter, daß alljährlich in jedem Bienenschwarm, wenn die Zahl seiner Bewohner und die Hitze sehr stieg, die Mutter, um welche bisher Alles kreiste, beunruhigt dadurch, daß sich die neu ausgebrüteten Mütter hörbar machen, darauf ausgeht, dieselben zu vernichten, dann aber, weil die übrigen Bienen dies nicht zulassen, genöthigt ist, dem abziehenden Theil des Schwarms, der sich als neuer constituiert, zu folgen, während die Nachbleibenden, als wäre gar nichts geschehen, sich um die junge Mutter schaaren. Welche Beruhigung ist das für mich, der ich mich früher ereiferte, wenn ein Fraktionshaupt, mehr geschoben und gezogen als schiebend und ziehend, zum Haupt eines Fraktionchens ward, weil seine frühere Schaar von ihm abfiel, daß ich jetzt darin ein allgemeines Naturgesetz erkenne. Und wieder, wenn derselbe Gewährsmann erzählt, daß die Bienen fortwährend ihre Arbeit unterbrechen, um dem jeweiligen Weisel ihre Zärtlichkeit zu erweisen, theils indem sie ihn mit der Zunge streicheln, theils indem sie ihm Futter reichen, wie sollte ich darin nicht Waffen finden gegen die, welche darüber jammern, daß die Masse bei ihren Demonstrationen so viel Zeit vergeude, oder die, welche darüber spotten, daß dieselbe so wenig Erfindungsgabe zeige, stets dasselbe wieder-

hole? Die Sticheleien des Letzteren gehen offenbar auf die Abfütterungen der Gefeierten, und jene cajolirenden Zungenspiele, die in der Sprache gewöhnlicher Sterblichen Trinkspruch oder Toast heißen, im erhabenen aber — ich meine im Zeitungs- — Style: begeisterte, von stürmischem Beifall unterbrochene Anrede. Mein Satz und jeder Bienenkorb muß die Stichelnden überzeugen, daß woran sie solchen Anstoß nehmen, nicht nur unschuldige Sachen sind, sondern nothwendige, weil der ganz natürliche Ausdruck eines ganz natürlichen Demonstrationsdranges. Wie es scheint nur dies Beides, denn ein Drittes, was früher obligat zu sein pflegte, daß man dem Gefeierten — Virtuosen oder Erfinder einer neuen Religion — anstatt der Pferde viel langsamere Zugthiere vorspannte, findet in den Naturerscheinungen keine Analogen, und ist wohl auch deswegen aus der Mode gekommen.

Trotz seines Reichthums an praktischen Anwendungen wird aber mein Satz auf allgemeine Zustimmung um so weniger rechnen dürfen, als es scheint, daß schon die erste daraus gezogene Folgerung mit der Erfahrung streitet. Die Folgerung war: die Masse schwärmt nur für das, worin sie ihres Gleichen sieht; die Erfahrung aber lehre, sagt man mir, daß sie geschwärmt habe und schwärme für Dichter, Helden, Gelehrte ersten Ranges, und ebenso, daß nicht alle Fraktions- und Sectenhäupter *Antonin Thouret's* seien, sondern daß unter ihnen R²

höchst gescheidte und geistreiche Männer finden, selbst wenn es wahr sein sollte, daß die sich um sie schaaren dieß Beiwort nicht verdienen. Alles richtig; aber auch diesen Einwand widerlegt — die Naturgeschichte der Schwärme. Man hat, um herauszubringen, was denn eigentlich die Bienen an die Mutter fesselt, diese auf verschiedene Weise verstümmelt und dabei gefunden, daß wenn man ihr beide Antennen (Fühl- oder nach Anderen Geruchshörner) abschneidet, Niemand mehr ihrer achtet. Da nun die Antennen nicht zu den Organen gehören, worin die bessere Kost und größere Brützelle die Entwicklung modificirte, sondern hierin Weisel und Arbeitsbiene sich gleich find, so ist es bei ihnen — *tout comme chez nous*. Wie dort die Bienen nach den Antennen, so sucht bei uns die Masse, ehe sie ins Feuer geräth, bei dem zu Feiernden nach Solchem, worin er wie sie, d. h. geistlos und gewöhnlich ist. Kann sie nun dies „den Bopf, der Allen hinten hängt“ durchaus nicht finden, so hängt sie ihm einen an; stößt sie aber auf Einen, an dem sie keinen wahrnimmt, dessen Olympier-Augen aber anzudeuten scheinen, daß er gar nicht gesonnen sei, sich so ein Ding anhängen zu lassen, so läßt sie ihn stehen, denn der ist ihr zu „vornehm“, und sucht nach einem Anderen, von dem die Leute auch viel sprechen, und der doch mehr ist „wie unser Einer“. Nun aber giebt es Eines, worin auch der Allerer-

nehmste gleich einem der Ihrigen wird: er stirbt. Nichts ist gewöhnlicher, Nichts gemeiner, Nichts ordinairer als der Tod; in Nichts zeigt ein Mensch mehr Mangel an Geist als darin, daß er seinen aufgibt. Schon darum sind die Todten für die nach Enthusiasmus dürstende Masse eine gefundene Beute: ihr bloßes Sterben exaltirt für sie, und so kann es vorkommen, daß Einer, der am Vorabende seines Todes detestirt ward, am Tage nach demselben mit Ovationen gefeiert wird. Dazu kommt aber zweitens, daß der Todte sich nicht mehr wehren kann gegen das Anhängen aller möglichen Zöpfe, die ihn der Masse erst werth, und die ihn fähig machen, die vergötterte Puppe einer Saison zu sein. Nichts ist lehrreicher als diese, für die schwärmende Masse erfundenen Geschichtchen, aus denen man zwar nie lernt, was der Gefeierte war, wohl aber, was den Feiernden über Alles geht. Sehr charakteristisch ist in dieser Hinsicht, das dem Galilei angedichtete, Geschichtchen, daß, als er die Bewegung der Erde abschwören mußte, er für sich gemurmelt habe: Und sie bewegt sich doch. Ich nenne das Geschichtchen erfunden; denn da jene Worte unhörbar sollen gesprochen sein, so wüßte man von ihnen doch nur durch Galilei's eigene Erzählung. Für so gescheidt aber wird man den Galilei doch wohl halten, daß er gewußt hat, wie es nicht sehr viel Schadenmuth zeigt, auch gewöhnlich von jedem braven Red-

verhöhnt zu werden pflegt, wenn man Faust in der Tasche macht. Der Philister freilich sieht die Sache anders an: ihm erscheint Giner, der in seiner Tasche Faust macht, als ein Goliath an Muth, denn er selbst bringt es nur zu Schnippchen in der seinigen. Das wissen die auch sehr gut, die ihn mit jenem Geschichtchen regaltren; ihm deutlich zu machen, worin die wahre Größe Galilei's besteht, möchte sehr schwer sein, was gegen das „Inwendig raisonniren“ ihm verständlich ist, und verehrungswürdig erscheint; deswegen wird ihm von seinem Lieblings-Blatt oder Redner von Zeit zu Zeit pathetisch zugerufen: *E pur si muove*, wobei Beide noch den Neben-Vorthell haben, daß er sich sagt: die verstehen nicht nur Alles, sondern sogar Itäliänisch. Ganz wie hier den Galilei, so richtet die Masse jeden wirklich Großen sich erst zu, um ihn genießbar zu finden, und für ihn schwärmen zu können. Sie bestätigt darin nur, was gesagt ward: Man begeistert sich für Größeres, Höheres, man schwärmt nur für seines Gleichen.

Ist Schwärmerei nicht sowohl ein geistiger, als vielmehr ein Naturzustand, in welchen geistige Wesen gerathen, so folgt von selbst, daß Bedingungen rein physischer Art ihr Hervortreten ermöglichen oder verhindern werden. Nicht nur der Jäger, der früh Morgens die *Birkhähne* bei der Balze überraschen will, sagt, wenn

es Abends stürmt und Flocken fallen: es wird nichts, sondern dasselbe Wort spricht Pétion am Vorabende einer verabredeten Straßendemonstration aus, als er sein Fenster öffnet und es regnet. Ohne Gefühl des physischen Wohlschins schwärmt sich gar zu schlecht. Auch dies ist bei der Begeisterung anders. Während der größten Verfolgungen und Leiden hat sich in der Kirche die größte Begeisterung gezeigt; inmitten der größten Landescalamität gründet unser, selbst verarmter, König die Berliner Hochschule; während der drückendsten Baumwollennoth denken die Fabrikarbeiter in Lancashire an die Gründung von Schulen für ihre Kinder. Dagegen, wo schnell erworbener Reichthum jeden Genuß leicht erreichbar macht, da will man alle acht Tage ein neues *excoitement*, und wo in Folge eines bis dahin unerhörten materiellen Wohlschins *la France s'ennuie*, da schwärmt die Masse heute für den, der jenes Wort erfand, morgen wendet sie es an gegen seine eigenen glänzenden Reden und rottet sich um den, der ihn einen Schwärmer nennt und einen Lügner. Ist physisches Wohlsein Lebensbedingung für die Schwärmererei, so ist es eine Ungerechtigkeit, wenn man die Schwärmenden schilt, daß sie sich das Gefühl des Wohlschins zu steigern pflegen, oder wenn man mit bitterem Spott das Leben in der Wüste, das Fasten und die Nachtwachen, wie einst begeisterte Männer es übten, den Entz

stasten von heute mit ihren Zwecken als Muster vorhält. Es ist eine Ungerechtigkeit, denn Eines schickt sich nicht für Alle. Pulsatillen gedeihen auch in purem Sande, Nymphen gehen darin zu Grunde; die Schwärmerei ist wie die letzteren, sie will begossen sein, sogar sehr. Daß man aber dazu Flüssigkeiten nimmt, die allerlei organische Bestandtheile enthalten und, im Fall es dieser zu viel gab, dies durch Soda haltiges Wasser gut macht, das ist nach Prinzipien der Agriculturchemie das einzig rationelle Verfahren.

3.

Da die bisherige Auseinandersetzung nur gezeigt hat, daß, wenn einmal geschwärmt wird, die, welche es thun, nicht noch besonders getadelt werden dürfen, wenn sie langweilig werden, beschränkt erscheinen, nicht im Trocknen sitzen wollen u. s. w., weil dies Alles dann ganz natürlich ist, so hat sie offenbar einem Plaidoyer geglichen, das nicht auf Freisprechung des Angeklagten hinarbeitet, sondern nur darauf, dem Mitleiden der Geschworenen die Annahme mildernder Umstände zu entreißen. Vielleicht ist der Inculpatin Unrecht geschehen. In Einem nicht nur vielleicht, sondern gewiß: darin, daß man den Hauptzeugen nur erzählen ließ, was gegen sie spricht, in dem aber, was für sie zeugen könnte, *da*

gar nicht befragte. Dieser Hauptzeuge ist für uns die Sprache gewesen, die uns bezeugen mußte, daß Schwärmerei mit Schwarm, Begeisterung mit Geist verwandt sei. Nun giebt uns aber doch die Sprache ihre Winke nicht nur durch die Stammverwandtschaft der Wörter, sondern auch durch das, was in ihr herrschender Gebrauch; ja auf diesen muß man eigentlich mehr geben, weil er nicht nur, wie jene, uns lehrt wie damals, wo die Wörter entstanden, unser Volk dachte, sondern wie es noch heute denkt. Erkundigt man sich aber bei dem heutigen Sprachgebrauch nach der Schwärmerei, so denkt er bei diesem Worte nicht, wenigstens gewiß nicht zuerst, an das sich zu einem Schwarm Zusammenrotten, sondern er meint jenen exaltirten Zustand, der in der Einsamkeit so gut wie im Verein mit Anderen, vielleicht noch besser gedeiht, in dem das Herz für das Edle glüht, nach dem Höchsten verlangt. Diese Schwärmerei als sein ausschließliches Eigenthum dem Philister zusprechen, ihr alles das nachsagen, was bis jetzt von der Schwärmerei gesagt wurde, würde jedes sittliche Gefühl verletzen. Und wieder sagen: mit ihr verhalte sich ganz anders als mit der bisher betrachteten, das scheint unsere ganze Begriffsbestimmung umzuwerfen. Doch nicht. Nicht nur anders ist diese einsame Schwärmerei, als die bisher betrachtete, sondern ihr gerade das Gegentheil, und dennoch bezeichnen wir beide mit einem

Worte; mit demselben Recht, mit welchem wir Dämmerung nicht nur den Anbruch des Tages nennen, sondern auch das Gegentheil davon, sein Vergehen. Die frühere Behauptung: Schwärmerei sei ein Zustand Solcher, welche der Begeisterung nicht fähig, bleibt unerschüttert, auch wenn Solche unterschieden werden, die überhaupt nicht und Solche, die nur noch nicht sich begeistern können. Ja selbst das ganz zuerst ausgesprochene Urtheil, Schwärmerei sei Krankheit, kann aufrecht gehalten und doch zwischen solchen Krankheiten unterschieden werden, welche die Gesundheit nur fährden, und denen die, weil sie vor künftigen Krankheiten sicher stellen, dieselbe zugleich fördern, wie Pocken, Scharlachfieber, kurz alles das, was man Entwicklungs- oder Kinderkrankheiten zu nennen pflegt.

Den Zustand, wo etwas noch nicht ist, was es sein kann und soll, nennt man überall Keimzustand oder Unreife. In der Zeit, wo der Geist erst reift, d. h. der Jugend, kann auch die Begeisterung nur im Keimzustande sich zeigen, und dies ist jene andere Schwärmerei, von der eben gesprochen wurde, die nicht im Nie-, nur im Noch nicht-Begeistertsein bestehen sollte. Von ihr, der Jugendschwärmerei, gilt nun nicht, was von der Schwärmerei der Masse gesagt ward, daß sie nur uneigentlich, wie die falschen Gelenke, Begeisterung heiße. Sie ist es wirklich, nur im Knospen-



ftande. Sie ift Begeifterung, denn fie adelt den, der fie hegt, indem fie den Keim der Urfrünglichkeit in ihm nährt und ihn dahin bringt, nie fich gemein zu machen, ftets fich über das Gewöhnliche zu erheben. Sie ift Begeifterung, denn fie kann ihren Gegenftand nicht vornehm genug haben, und wo fie demfelben etwas andichtet, da wird es gewiß nicht fein, daß er Muth zeigt, wo es Niemand merkt, fondern eher, daß er den Martyrtod nie gefcheut habe. Sie ift Begeifterung aber im Keim- oder Knospenzuftande: was ihr fehlt, ift nicht der Inhalt, fondern die entwickelte Form, die Entfaltung, und darum die Klarheit. Wie die Jugend Geift nur zeigt, indem fie Herz (diefe Knospe des Geiftes) zeigt, fo ift auch ihre Begeifterung ein Herzenszuftand und heißt da (jugendliche) Schwärmerei. Während die Schwärmerei der (herzlofen) Maffe darin befteht, daß ihr etwas in den Kopf gefetzt ward, zeigt die Schwärmerei der Jugend, wie das, was den Geift des begeifterten Mannes erfüllt, fich dort gestaltet, wo es die Herzen eroberte. Statt der klar gedachten Vernunftforderungen in dem Begeifterten, fprechen in dem jugendlichen Schwärmer die unbestimmten Wünfche des Herzens, ftatt der klaren Welterkenntniß dort, malt hier die Phantafie fich ihre eigene Welt. Weil fie aber rein find diefe Wünfche und Phantafiegebilde, deswegen ftimmen fie mit dem zufammen, was dort de

Klaren Geist erfüllt; was Beide wollen, der Begeisterte und der jugendliche Schwärmer, es ist dasselbe: das Ideale. So gewiß es darum ist, daß wer jemals begeistert war, nie schwärmen kann, ebenso gewiß, daß nie Einer Begeisterung zeigen wird, der nie geschwärmt hat. Die Möglichkeit der Begeisterung beruht darauf, ja sie besteht darin, daß in der Jugend geschwärmt ward, aber ausgeschwärmt. Dies Wort hat nicht den ruchlosen Sinn, wie in dem Munde Mancher das Wort „ausgetobt“, daß nämlich die Jugend das Mark ihrer Knochen vergeuden solle, damit man im Alter windelweiche Männer habe, die keines Widerstandes fähig. Nein, ausschwärmen soll die Jugend so, wie der Most ausgähren soll, um ein Getränk zu geben, das, wenn es auch nicht die fliegende Gluth des „Federweißen“ erregt, kräftiger ist, nachhaltiger erwärmt, und sicher ist vor einer zweiten, unzeitigen Gährung. Die Jugendschwärmerei ist der gährende Most der Begeisterung, die Schwärmerei der Masse ist ihr Eßig; darum entsteht sie auch ganz wie dieser. Wo nämlich die Umsetzung der Bestandtheile, die wir Gährung des Mostes nennen, unterbrochen wird, ehe sie durch die ganze Masse hindurchgegangen ist, da entsteht in dem Weine, der darüber hinaus sein sollte, ein neues Arbeiten, ein Gähren, das aber eine Zersetzung anderer Art ist, eben das Werden zu Eßig. Gerade so entsteht, wo die der

Jugend ziemende Schwärmerci gewaltsam unterdrückt ward, in der Masse, deren Bestimmung ist, ruhig zu sein, eine Gährung schlimmerer Art, und ihr Verhältniß wird am richtigsten so formulirt: die Schwärmerci der Masse ist verhaltene oder zurückgetretene Jugendschwärmerci. Dies führt auf eine weitere Frage: was veranlaßt solches Zurücktreten?

Einem Vortrage, der den Beobachtungen über das Schwärmen in der Natur so viele Belehrungen entlehnte, ja seinen Ursprung verdankt, ist es nicht zu verübeln, wenn er auch hier sich bei ihnen Rath's erholt. Da sagt ihm nun die Erfahrung, daß von den ursprünglich ganz gleichen Bienenmaden in den Einen, den in die engen Zellen gelegten, die Lebenskeime kommender Generationen verkümmern, in den Anderen, die nicht so eingeengt aufwachsen, sich entwickeln und reif werden. Weiter aber lehrt das Experiment, daß auch in der letzteren sie ertödtet werden, sobald sie einer zu niedrigen Temperatur (-5°) ausgesetzt werden. Dem Winke, den jene Erfahrung uns giebt, könnte Einer die Fälle entgegenstellen, wo auch die beengendsten Verhältnisse die Kraft des Geistes nicht brachen, ja, indem sie frühe zum Widerstande aufforderten, vielmehr steigerten, so daß also hier der Eingeengte selbst that, was im Bienenkorbe Anderen überlassen bleibt: die Zelle erweitern. Keiner wird diese Fälle leugnen

die uns mit Stolz ob der Kraft des Menschen erfüllen. Keiner aber wird behaupten, daß es immer, Wenige nur, daß es oft so geht. Schlagender noch, aber auch niederschlagender ist, was jenes Experiment uns andeutet. Es mahnt uns an die, welche die Keime wahrer Begeisterung in sich trugen, die aber in eine Atmosphäre gesetzt wurden, wo der kalte, ertödtende Hohn geistreicher, aber blasirter, Wortführer jeder schwärmerischen Anwandlung als Romantik den Krieg erklärt, jeden Funken wahrer Begeisterung als Idealismus brandmarkt, und in denen jene Keime erstarrten. Und nun trete man mit, durch Erfahrung und Experiment geschärftem, Blick an die Gegenwart heran: die wachsende Bevölkerung beengt immer Mehreren den Raum, durch den wachsenden Wohlstand sind Bedürfnisse und Genüsse aller möglichen Art entstanden und die Zahl derer Entsetzen erregend gestiegen, die von Jugend auf erst hören, dann denken: das mußt du entbehren, wenn du dir nicht Mittel schaffst, es zu erreichen. Will Einer sich wundern, wenn Diese nie eine Anwandlung jugendlicher Schwärmerei empfanden? Und wieder, wenn man bedenkt, daß den immer weniger Verdenden, denen mehr Spielraum und bessere geistige Kost geboten ward, und die also wohl hätten schwärmen können, schon an der Wiege Heine's und Anderer Sarkasmen dagegen vorgesungen wurden, muß man es nicht ganz natürlich



finden, wenn sie das in sich zu unterdrücken suchen, was man sie gelehrt hat, „blöde Jugendeselei“ zu nennen, und wenn ihnen dies (wenigstens hinsichtlich der Jugendllichkeit und Blödigkeit) wirklich gelingt? Beides also hat sich vereinigt, um in der Gegenwart die Zahl derer so groß werden zu lassen, in denen die weinigte Gährung jugendlicher Schwärmerei gehindert und unterbrochen, die Essiggährung der Massenschwärmerei hervorgerufen ward. Darum werden wir nicht nur, wie vorhin, die Aeußerungen dieser Schwärmerei, sondern wir werden ihr Dasein, ihr Vorkommen selbst ruhiger ansehen müssen, als dies gewöhnlich geschieht, denn wir haben uns erklärt, warum sie nicht ausbleiben konnte. Ja, wenn wir heute sehen, daß es dieses Essigs doch gar zu viel giebt, so wird selbst darin noch ein Trost und ein Grund zur Freude gefunden werden können. Nicht im Sinne derer freuen wir uns des Essigs, welche ihn praktisch verwerthen, indem sie, was sich sonst nicht halten würde, den eigenen ephemeren Ruhm darin einmachen, sondern weil, so Schade es ist, daß ein Jahrgang umschlug, er uns beweist, wie viel Trauben unser Land trug.

Und neben diesem leidigen Trost kein Heilmittel? Selbst wenn mein Beruf wäre, was er glücklicher Weise nicht ist, als Heilkünstler in die Zeitverhältnisse einzugreifen, dürften mehr von mir wenigstens die nicht

verlangen, welche die neuere Medicin auf Kosten der älteren erheben, weil sie zwar nicht mehr Kranke kurirt, aber viel besser weiß, woran sie starben. Wie viel weniger dürfen sie es jetzt, wo mein Beruf nur ist, der Zeit, so weit ich es vermag, den Spiegel der Wahrheit vorzuhalten. Sehen wir aber zu, wie in diesem Zeitspiegel das, was uns beschäftigt hat, die Schwärmerei und Begeisterung sich uns darstellt, so zeigt er uns zuerst das glänzende Bild, das wir in diesen Tagen sahen, wo Tausende von Solchen, die vor einem halben Jahrhundert schwärmend für das Vaterland, kaum noch Jünglinge, sich auf ihres Königs Ruf um ihn scharten, als Greise mit Preußens größten Ehrenzeichen geschmückt, auf ihres Königs Ruf um ihn sich sammeln, begeistert für das, wofür sie damals schwärmten. Er zeigt uns weiter ein trüberes Bild: er zeigt, wie mißtrauisches Unterdrücken jugendlicher Schwärmerei nur in sehr Wenigen die Keime wahrer Begeisterung steigerte, in Vielen sie verkümmerte, in noch Mehreren sie erstickte oder versäuerte, und wie dem Jubelrufe jener unglückseligen Zeit: alle Gährung hat aufgehört in der schwärmenden Jugend, heute das spottende Echo antwortet: die Masse gährt und schwärmt. Er zeigt uns endlich — doch nein! möge ein Anderer den Vorhang lüften, hinter dem sich zeigt, wie sich eine Welt gestaltet, wo dies seine Früchte trägt, daß Selbstreichte da



Begeisterung', welche erst reift, verhöhnen, und Geistsvolle mit denen buhlen, die keiner fähig sind. Anstatt mit einem solchen Mißklange zu schließen, geht mein Vortrag vielmehr zu denen über, die, weil der Prometheus'sche Funke noch in ihnen glüht, uns eine Zukunft verheißen, die nicht nur schwarz ist. Und nicht nur zu ihnen, um uns, — auch an sie, um sie selbst zu ermuntern, möchte er sich richten. Auch hier im Saale schlägt vielleicht manches junge Herz und drohen die geheimnißvollen Ahnungen jugendlicher Schwärmerei die volle Brust zu sprengen, weil sie sich verbergen müssen vor denen, die ihrer spotten, oder welterfahren weissagen: dergleichen führe zu Nichts in einer Welt, wie sie nun einmal ist. Möge auch hier. — zum letzten Male — ein Blick auf das Schwärmen der Naturwesen Belehrung und Beruhigung gewähren. Vollbeladen mit den Schätzen der duftigsten Blumen sucht ein Biendchen den Rückweg. Richtungslos ist sein Flug, denn sein Haus ist mutterlos, oder es selbst zu weit davon abgekommen. Da kreuzt, kühn und sicher, weil er seinen Strich nicht verlor, der Arbeiter eines mächtigen Schwärmes der Armen den Weg. Erschrocken weiß sie nichts Besseres zu thun, als ihren Honig anzubieten; der wird angenommen, und — nach kurzer Zeit finden wir die Beraubte emsig arbeitend neben dem Räuber, der sie in sein Haus mitnahm. Schwärme darum die jauch-

volle Seele unbesorgt weiter! Schwärme sie, wie der uns älteren Generationen einst schwärmen machte, der heute vor hundert Jahren geboren ward. Schwärme sie getrost und siegesgewiß. Wir finden sie einmal wieder und lassen uns erzählen, wie sie mit dem, was ihr Honigmündchen gab, sich eine Heimath erkaufte hat, in der aus der richtungslosen Schwärmerei Begeisterung ward für das, was zuletzt allein begeistert, für Pflicht und Beruf.





8

Zwei Märtyrer der Wissenschaft.

V o r t r a g

gehalten

zum Besten des Halleschen Frauenvereins

am 9. März 1864

von

Dr. E r d m a n n ,
Professor in Halle.

Berlin.

Verlag von Wilhelm Herz.
(Beffer'sche Buchhandlung.)

1864.

Hochzuverehrende Versammlung!

In den, zum Schaden beider Theile, oft wiederholten Streitigkeiten über den Vorzug des Glaubens oder Wissens und den, sich daran anschließenden, Zänkereien über Religion und Wissenschaft, ist es vorgekommen, daß die Gläubigen, indem sie mit gerechtem Stolz auf die Menge von Blutzegen hinwiesen, deren sich die Religion rühmt, daran die neckende Frage knüpften, wo denn die seien, die für ihre wissenschaftliche Ueberzeugung den Beweis geliefert haben, den der ehrliche Kant als den schlagendsten bezeichnet: daß sie Alles, Wohlfeln und Leben, daran setzten? Bei solcher Gelegenheit hat es an spöttischen Seitenblicken auf jenen Heroß der Wissenschaft nicht gefehlt, der trotz seiner besseren Ueberzeugung es doch abgeschworen hat, daß die Erde sich bewege. Wer dem Galilei gleich nachher gesagt hätte, daß ein solches Abschwören eigentlich eine jämmerliche Sache sei, hätte von ihm leicht die Antwort erhalten können: Freund! Das hast du mir nachgesprochen. Denn in der That hat er, als einige Jahre vorher sich das Gerücht verbreitet hatte

er habe abgeschworen, den Cardinal Bellarmin um ein schriftliches Zeugniß gebeten, daß diese „ehrenrührige“ Behauptung eine Verläumdung sei. Bei solchem aufrichtigen Eingeständniß erscheint es mir als Härte, wenn, anstatt des Vielen was ihm Ehre macht, seit zweihundert und ein und dreißig Jahren immer wieder das Eine erwähnt wird was keine; ja die Härte wird zum grausamen Hohn, wenn man dies Eine so behandelt, als wäre es das Größte was Galilei je gethan. Wie klein müßte der doch sein, dessen größte Großthat etwas wäre, was er selbst für schmachvoll erklärt! Aber gesetzt es wäre anders, gesetzt Galilei hätte geglaubt und ich glaubte, was wirklich Viele zu meinen scheinen, daß Sich-Durchlügen eine Heldenthat sei, oder auch ein Martyrthum, so würde dies nicht ich zu beweisen, nicht ich den Galilei zu rechtfertigen haben, sondern der Physiker. Statt seiner diese Pflicht erfüllen hieße einen Eingriff thun in seine Rechte, zu denen doch gewiß gehört, daß man nicht gehindert werde seine Pflicht zu erfüllen. Wäre nun gar der Physiker, dem ich sein Thema vorwegnahme der unsrige, so wäre das ein Raub an uns selbst, den Sie alle, mit Recht, mir nicht vergeben würden. Dagegen trete ich Niemand zu nahe und thue so recht was meines Amtes ist, wenn ich den, nicht nur der Physik sondern der Wissenschaft überhaupt hingeworfenen, Handschuh so aufhebe, daß ich aus dem Mact-

rologio gerade meiner Wissenschaft, der Philosophie, zwei Namen hervortreten lasse. Zur Wahl des einen verpflichtet sogar ein persönliches Band; Jahre lang hat, der ihn trug an derselben Universität, der ich anzugehören die Ehre habe, an der Universität Wittenberg, in dem Fache gelehrt, das ich an derselben vertreten helfe. Nur eine Bemerkung muß ich, um Mißverständnisse oder falsche Erwartungen abzuschneiden, vorausschicken: Wenn ich hier von zwei Märtyrern der Wissenschaft spreche, so wird dies Wort im Sinne des Jahrhunderts genommen, dem sie angehörten. Das sechzehnte Jahrhundert kannte noch nicht einmal Hagel- und Feuer-Assicuranz, geschweige denn die viel neuere Erfindung der Versicherungsanstalten gegen Martyrthum. Gegen darf ich wohl eigentlich nicht sagen, da diese Anstalten ja ausdrücklich zum Martyrium auffordern, etwas was freilich die Feuer-Assicuranz auch oft thun, aber doch nur wider Willen. Diese Institute also kannte jene dunkle Zeit noch nicht. Die Leute von damals waren wirklich unglaublich zurück. Wenn sie gehört hätten, was wir so oft mit Augen sahen, daß Einer, der sich „für seine Ueberzeugung geopfert“ hat und nun die erwartete Leibrente aus einer Märtyrer-Casse richtig bezieht, davon Aufstreifen macht, daß er in Zwedeffen gefeiert wird, in glänzenden Loosten sein Martyrthum schildert und jubelnde Bravos dafür erndet

— sie wären im Stande gewesen von einem solchen Märtyrer in heiler Haut (dieser Spécialité des neunzehnten Jahrhunderts) zu sagen, er habe wohl eine heile Haut aber er sei gar kein Märtyrer. Freuen wir uns unseres aufgeklärten Zeitalters, denken wir aber, um jene Zeit zu verstehn, für eine Stunde wie sie.

1.

Gerade am Scheidepunkte der beiden Hälften des sechzehnten Jahrhunderts wird in einer angesehenen Familie Giordano Bruno geboren. In der Neapolitanischen Stadt Nola; daher: il Nolano. Ganz jung tritt er in den Dominicanerorden. Mit welchem Sinn er den erwählten Beruf ergriff, darüber fehlen uns alle Nachrichten; vielleicht mit glühender Schwärmerei. Vielleicht war seine verloren gegangene Jugendschrift von der Arche Noäh, die er dem Papst Pius dem Fünften zueignete, nicht nur in ihrem Titel sondern auch im Inhalte ein Gegenstück zu der Schrift des Hugo von St. Victor, diesem Entzückten der Mystiker für Jahrhunderte. Wie dem sei, daß die Befriedigung in dem erwählten Beruf nicht dauernd war, darf nicht Wunder nehmen. Schon das Bild des Giordano, dieses seine Oval auf dem langen Halbe, welcher aus dem Mönchsgewand scheint heranzuwachsen zu wollen, das

Bärtchen auf der Oberlippe, die großen, dunklen von etwas gedrungenen Lidern umschlossenen Augen — sie vor allem kündigen uns, daß sie nicht nur zu Thränen der Resignation bestimmt sind, zu deutlich an, als daß wir erstaunt sein sollten, wenn wir von Kämpfen hören zwischen der mächtig gebietenden Stimme der Natur und den Forderungen des Ordens, der von seinen Gliedern eine über die Natur hinausgehende Heiligkeit erwartet, und kaum ein Gebot Christi so sehr betont als das, sein Fleisch zu kreuzigen. Solche Kämpfe sind nicht ausgeblieben, und um sich vor ihnen zu retten, hat Giordano, bei dem Kasteiungen und geistliche Uebungen schwerlich einen besseren Erfolg gehabt hätten, sich ganz auf geistige Beschäftigung geworfen. Poesie, bald aber ganz ausschließlich die Wissenschaft, sollten ihm den inneren Zwiespalt vergessen helfen, in den er gerathen war. Der wissenschaftliche Forschungstrieb hatte sich, namentlich in Italien, in diesem Jahrhundert ganz der Natur zugewandt, und auch Bruno folgt diesem Zuge. In seinem Kloster sind es vor allem die tiefsinnigen Werke zweier Deutschen, die für ihn Epoche machend werden; vor Allem die des Bischofs von Brixen, des Cardinals Nicolaus, (von seinem Geburtsort Cuëß der Cusaner genannt) dann die des siebzig Jahre jüngeren Kopernikus. Beide, besonders die ersteren, erfüllen ihn mit dem bis dahin unerhörten

Gedanken, daß das materielle All unendlich sei, daß die Erde nicht sein Mittelpunkt sein könne, weil dort wo ein Lauf von Milliarden Meilen uns dem Ende nicht näher bringt, nirgends Mittelpunkt ist oder auch überall. — Mit, der Andacht verwandter, Bewunderung vertieft er sich immer mehr in das Anschau des Alls, wogegen die Erde zu einem Punkt, und was ihm bisher die ganze Welt gewesen war, zu einem der vielen Planetensysteme zusammenschrumpft, und verschlingt mit immer neuem Wissensdurst die Schriften derer unter den Neueren, die, wie sein Landsmann Telesius, diesen Gedanken sich gleichfalls zu eigen gemacht hatten. Die neue grenzenlose Welt, die sich dem Geiste seines Auges aufgethan hat, erhebt ihn über das Beengende seiner Lage, er giebt sich zufrieden. — Da aber erwächst gerade aus dem was ihn getröstet hatte ein neuer Conflict: Wieder wird er, und abermals im Namen der Kirche und ihres Gründers, aufgefordert von dem zu lassen, wo sein Herz ist. Die Kirche hat nichts gegen die Wissenschaft, was sie aber duldet ist die von ihr recipirte Wissenschaft, die sogenannte Scholastik d. h. der mit einer Menge anderer Elemente versetzte Aristotelismus. Die Kirche hat auch nichts gegen die Bewunderung des Weltalls und seiner Größe. Aber sie fürchtet durch das Aufgeben der sich um die Erde drehenden Planeten- und Himmelskreise, den Da-

zu verlieren, wo Gottes Thron stehen kann. Und so hat die Kirche so sehr ihre Sache mit der des Aristoteles und des Ptolemäischen Weltsystems verschmolzen, daß wer beide bekämpft, ihr profan erscheint, hat er sich aber in ihren d. h. in Christi Dienst begeben als ein Ungehorsamer gegen beide. So Bruno, der Ordensbruder. Also abermals tritt die Kirche mit ihrer Autorität und dem Namen Christi dem entgegen, was ihm sein Alles geworden war, aber mit einem anderen Erfolge dieses zweite Mal, als dort wo es zuerst geschah. Die Forderung, das wilde Blut zu bändigen, wird zu sehr durch die Stimme des Gewissens unterstützt, als daß sie lange unbefolgt bleibe, und so mag wohl auch Bruno, als die Kirche zu ihm sprach: Gib mir das Weib, so theuer deinem Herzen, Gib deine Laura mir, er mag (um mit demselben weiter zu sprechen, den ich eben plünderte) gestöhnt haben: Ich riß sie blutend aus dem wunden Herzen, Und weinte laut und — gab sie ihr. Als aber das zweite Opfer verlangt ward, zu entsagen dem, was den Durst nach Erkenntniß stillt und nach Wahrheit, da macht der ergebene Gehorsam der Empörung Platz und dem Haß gegen den Unterdrücker. Verachtung und Ekel bemächtigt sich seiner gegen den Aristoteles, den er in seinem *cavallo Pegaso* als eine der Wandlungen eines Geistes vorführt, *Ingrimm* gegen die römisch katholische Lehre, die er

einer Schrift gegen die Transsubstantiation in dem angreift, was damals zu ihrem Schibboleth geworden war, endlich aber wirklicher Haß gegen Christum, der ihn nicht nur zu Spöttereien über die Lehre vom Gottmenschen in seiner bestia trionfante bringt, sondern auch dazu, sich unwillig vom Crucifixe abzuwenden, das ihm beim Tode vorgehalten wird. Es wäre Ungerechtigkeit, dem Bruno Religiosität abzuspochen: seine eroici furori zeigen eine glühende Frömmigkeit, fast Gotttrunkenheit; aber seine Religiosität hat keine christliche Färbung, sie ist, was er weiß und weiß er sich rühmt, ganz heidnisch, sie äußert sich oft in wörtlicher Uebereinstimmung mit jenem Lobgesang des Stoikers Kleanth, der die Welt als den lebendigen Leib des Zeus feiert, und mit dem Lehrgedicht des Epicureers Lucretz, dessen Gottheit die Natur ist. — Einmal auf diesen Standpunkt gelangt, befestigt ihn darauf das Studium auch solcher Schriften, die von einem ganz andern aus geschrieben waren. So die des Cataloniers Ramon Lull. Was dessen Schule als sein Hauptverdienst ansah und wofür er den Märtyrertod gelitten hatte, die Uebereinstimmung seiner Lehre mit dem katholischen Dogma, nennt Bruno eine Abgeschmacktheit; er verehrt in Lull nur den Erfinder der großen Kunst, des Versuchs nämlich, die Deutlehre einer Anweisung zum Rechnen ähnlich zu machen, und verehrt ihn darum.

weil er meint diese neue Logik werde den ihm verhassten Aristoteles auch dort entthronen, wo selbst dessen Gegner seine Autorität bestehen ließen, in der Denklehre. Ebenso fährt er fort den Eusaner als den tiefstinnigsten aller Menschen zu preisen, darüber aber, daß bei ihm die Lehre vom Gottmenschen den Mittelpunkt aller anderen bildet, geht er hinweg und meint, der Priesterroß habe den Nicolaus am Gehen gehindert. Er selbst hält sich an jenen räumlichen Mittelpunkt des Alls, der nirgends ist und überall. Diese beiden Gedanken, die Unwahrheit der Aristotelischen Lehren, die Denklehre nicht ausgenommen, und die Unendlichkeit und Gottähnlichkeit des Alls, das unendlich viele Welten enthält wie unsere, diese werden und bleiben hinfort die Leitsterne in Bruno's Denken und Leben. Für sich behalten kann er sie nicht, denn nicht nur weß das Herz, auch weß der Geist voll ist, geht der Mund über. Das Kloster aber bietet ihm weder Hörer in der Gegenwart, noch eine Druckerpresse, durch welche er zur Nachwelt sprechen kann. So bleibt ihm nur übrig beide außerhalb der beengenden Mauern zu suchen; er bricht das Gelübde, das ihm zur Kette geworden und entzieht sich in seinem dreißigsten Jahre durch Flucht seinem Kloster und seinem Vaterlande, um einen Lehrstuhl zu finden auf dem er lehren, und eine Presse durch die er der Nachwelt verkünden kann Alles, aber

auch Alles, was er für wahr erkennt. Der Arme hat weder das Eine noch das Andere gefunden!

Der Ort wohin damals fast Alle sich flüchteten, die in Italien mit der römischen Kirche gebrochen hatten, Genf, war auch für Giordano der erste Haltepunkt. Lange indeß konnte seines Bleibens an einem Orte nicht sein, wo mit fast monarchischer Gewalt Beza die Geister beherrschte, er der nicht nur, wie Calvin, in die Hinrichtung Servets wegen dessen ketzerischer Ansicht von Christo eingewilligt, sondern dieselbe in einer besonderen Schrift gerechtfertigt hatte, und der später, als Einer die Denklehre, anstatt nach Aristoteles nach Ramus lehren wollte, denselben zwang die Stadt zu verlassen. Um die Freiheit zu finden, die er suchte, mußte Bruno weiter wandern. Zwei Jahre lang hat er sich im östlichen und südlichen Frankreich aufgehalten. Wir wissen davon nur, daß er längere Zeit in Lyon war, und daß sein Versuch, in Toulouse Vorlesungen zu halten, auf unüberwindliche Hindernisse stieß. Glücklicher war er in Paris, wo er im J. 1582 erschien. Daß die Sorbonne, dieses Bollwerk des Aristotelismus, von dem (später so genannten) Collège de Franco in Schach gehalten wurde, machte es möglich, daß, als Giordano im Gegensatz zur Aristotelischen die Eulische Denkkunst zu lehren anfing, er keine Hindernisse fand, ja daß man ihm sogar eine ~~bedeutende~~

Professur anbot; freilich unter der, ihm unerträglichen und darum nicht annehmbaren, Bedingung daß er sich zum Besuch der Messe verpflichte. Trotz dieses freundlichen Entgegenkommens, trotz der Huld, der er sich bei dem Könige erfreute, sah er doch bald, daß Paris nicht der Ort sei, wo mehr als das Aeußerliche seiner Lehre, die Methode der Wissenschaft, der Weg zur Wahrheit, öffentlich gelehrt werden dürfe. Ja, der Welt auch den Inhalt der Wissenschaft, die Wahrheit selbst, bekannt zu machen, scheint nicht einmal durch den Druck möglich gewesen zu sein, denn das übermüthige Lustspiel *il Candelajo*, in welchem er die gelehrten Pedanten verspottet, wird Niemand als Gegenbeweis anführen. Vielleicht war, daß dies in England mit größerer Sicherheit geschehen könne, ein Grund, warum der Buchdrucker Bantrollier, der nachher Bruno's italienische Sachen druckte, gleichzeitig mit ihm Frankreich für immer verließ. Als unser Flüchtling, schon ein Jahr nach seiner Ankunft in Paris, nach England ging, schienen die lachendsten Aussichten sich zu verwirklichen. Gleich anfänglich bot sich bei einer akademischen Festschicklichkeit in Oxford die Gelegenheit, drei Tage lang als siegreicher Disputator sich zu zeigen. In Folge dessen beginnt er dort akademische Vorlesungen; nicht nur darüber, wie man Begriffe zerlegt und verbindet, sondern über das kopernikanische Weltssystem und über die

Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Kaum aber daß er sie begonnen hat, muß er sie schließen und erfahren daß, wenn Orford auch nicht mehr die Naturbegeisterten einsperrt, wie dreihundert Jahre früher den Roger Baco, es doch noch weit davon entfernt ist, dieselben als willkommene Gäste zu hegen. So verläßt er denn nach kurzem Aufenthalt die Stadt, die er mit anderen Hoffnungen betreten hatte, und kehrt nach London zurück, wo ihm hohe Pariser Empfehlungen das Haus des französischen Gesandten Mauvissier geöffnet hatten, in das er jetzt als stehender Genosse einzieht; die Bekanntschaft mit Philip Sidney eröffnet ihm einen Kreis geistesverwandter Männer; durch nähere Beziehungen zum Hof wird er ein glühender Bewunderer der Königin Elisabeth, die derselbe Papst excommunicirt hatte, dem sein erstes Werk gewidmet war. Hier im engen Freundeskreise wurden mündlich die Ideen entwickelt, die er denn auch endlich durch die Vermittelung des vorhin genannten Bautrollier, der später viel Gelegenheit davon hatte, gedruckt der Mit- und Nachwelt vorgelegt hat. Man kann es nicht einen Zufall nennen, daß der, der mit der Kirche gebrochen hatte und von den Universitäten für sich nichts hoffte, die Kirchen- und Universitätsprache verschmäht, und in der Sprache redet, die seine Muttersprache war, und damals am englischen Hofe und in den seinen Kreisen

Londons, Lieblingsprache. In London also und italienisch erschien Bruno's Gastmahl, ein philosophisches Gespräch, das, wenn es auch keinen Vergleich aushält mit Plato's unübertroffenem Meisterstück, so doch durch eine Menge tiefsinniger Gedanken überrascht; hier seine Hauptschriften von den Principien des Alls, vom Unendlichen und den vielen Welten; hier endlich jenes Gespräch unter den olympischen Göttern, in welches er seine Moralphilosophie eingekleidet hat, und in dem er durch den Mund des Romus, der das Gewissen repräsentirt, all' den Grimm und alle die Galle ausspeit, die gegen Kirche und Christenthum sich bei ihm angesammelt hatte. Alles was ihm in seinem Vaterlande, was ihm in Toulouse und Oxford feindselig begegnete, erhält hier seine Strafe, zugleich aber rächt er sich an der Macht, in deren Namen man ihm entgegengetreten war. Darum diese Spöttereien über die tiefsten Mysterien des Christenthums. Nicht nur des römisch-katholischen, denn die Rechtfertigung nur aus dem Glauben wird gerade eben so verhöhnt. — Auch diese glücklichste Zeit in Giordano's Leben ging vorüber, Mauvissier und Sidney verließen ziemlich gleichzeitig England und dem Vereinsamten wollte das, einst so laut gepriesene, Land nicht mehr gefallen. Zugleich regt sich abermals der Wunsch nach einer mündlichen *Beurtheilung*. nach einem Ratheder. So versucht

es denn mit dem Professorenlande, mit Deutschland. Zwar der erste Versuch schlägt fehl. Von Marburg wird er glattweg fortgewiesen. (Nachher hat man sich deß geschämt und aus den Acten der Facultät austrabirt, daß dies mit Willen der Facultät geschehen sei. Wie Schade, daß in den Blättern der Geschichte sich Rasuren nicht eben so leicht machen, wie in einem album academicum oder im eignen Gedächtniß!) Glücklicher war er in Wittenberg. Der milde ver- söhnliche Geist Melancthon's wirkte dort noch nach, und so hat man den Andersgläubigen, wie er sich selbst in seiner Abschiedsrede nennt, mit duldsamem Sinne zwei Jahre lang lehren lassen. Freilich war es nur, was er auch in Paris gelehrt hatte: Logik, Denkkunst nach Eull'schen Grundsätzen. Für die eigentlichen Arcana seiner Lehre fehlte es ihm an Boden. Vielleicht wird Prag diesen bieten? Er geht dahin, aber was er hier drucken läßt, beweist, daß er dort noch weniger wagen durfte als in Wittenberg. Da öffnet sich plöz- lich eine Aussicht, so glänzend wie noch nie: Herzog Julius von Braunschweig beruft ihn als Führer sei- nes Sohnes und zugleich als Universitätslehrer nach Helmstädt. Kaum aber ist er da, so stirbt der Herzog. Daß Bruno die Trauerrede halten mußte, beweist in welchem Ansehn er hier stand. Trotz desselben und trotz dem, daß sein früherer Zögling Herr des Landes

fügen die Anfeindungen bald an. Aus einer öffentlichen Excommunication durch den Pfarrer Böstlin, so wie aus einer Aeußerung in der Trauerrede hat man schließen wollen, daß Bruno jetzt — früher gewiß nicht — förmlich zum Glauben der Protestanten sich bekannt habe. Obgleich er gegen den verdammen- den Zeloten scheint Recht behalten zu haben, so war ihm doch der Aufenthalt in Helmstädt verleidet, und auch dies klar geworden, daß hier er nichts Wichtiges werde drucken können. Beides zusammen war wohl der Grund, warum wir ihn im J. 1590 in Frankfurt finden, wo der gelehrte Buchdrucker Wechsel (ein deut- scher Henry Etienne) seine drei lateinischen Lehrgedichte, vom dreierlei Kleinsten, von der Einheit, von der Un- endlichkeit druckt, ja die Dedication an den Herzog von Braunschweig schreiben muß, weil während des Drucks der Verfasser Frankfurt ganz plötzlich verlassen und sich auf die Reise nach — Italien gemacht habe.

Was ist es wohl gewesen, das den Giordano in die Nähe derer führte, die in ihm nur den Fahnen- und Landesflüchtigen sehen konnten? War es nur Heimweh, nur Sehnsucht nach dem blauen Himmel und der rei- nen Luft? War es das Verlangen, wiederum in dem Mittelpunkte gelehrter Bildung zu leben! War es der Wunsch das, was auf französischen, englischen, deutschen Universitäten nicht geclüdt war nun zuletzt noch auf

einer italiänischen zu versuchen? Oder aber, wollte er einen praktischen Beleg zu einem der letzten Worte geben, daß er in Deutschland geschrieben hat: der Weise fürchtet den Tod nicht, ja es kann Tugen geben, in welchen er ihn sucht, wenigstens ihm ruhig entgegengeht? Niemand vermag diese Fragen zu beantworten. Genug, zum Erstaunen Aller, zum Schrecken der Wenigen die sich für ihn interessirten, vernahm man im J. 1591, daß Bruno in Padua, das damals unter Venetianischer Herrschaft stand, öffentliche Vorlesungen halte. Bald mußte er merken, daß sich ein Unwetter über seinem Haupte zusammenziehe; ihm zu entgehn begibt er sich nach Venedig. Zu spät! Schon war der unermüdliche P. Inquisitor San Severina auf ihn aufmerksam geworden, und forderte daß der entlaufene Mönch verhaftet werde. Dies konnte nicht verweigert werden und geschah im September 1592. Gegen die Auslieferung aber nach Rom sträubten sich die Venetianer. Man hat, daß sie so lange widerstanden als ein Verdienst des P. Sarpi, dieser Incarnation der Politik des Staats-Interesses im Gegensatz zu jedem Angriff, gehe er auch von der Kirche aus, bezeichnet, und daß die Auslieferung endlich doch erfolgte so erklärt, daß im J. 1598 Sarpi nicht in Rom heim war. Gewiß ist, daß in diesem Jahre Bruno nach Rom gebracht ward, daß er fast zwei Jahre

bestürmt wurde, seine Keßereien, unter die man auch seine Bewunderung der Königin Elisabeth rechnete, durch Widerruf zu sühnen, und daß, als Alles vergeblich war, endlich das Todesurtheil über ihn gefällt ward. Er empfing es mit den erhabenen Worten: Dies Euer Urtheil macht Euch zittern, nicht mich! Dann ward er dem Nachrichter übergeben mit der Weisung, daß die barmherzige Mutter Kirche kein Blut könne fließen sehn. Der Mann verstand den Wink: Blut ist wirklich nicht geflossen am 17. Februar 1600 auf dem Campo de' Fiori, denn den Nolaner verzehrten die Flammen des Scheiterhaufens!

2.

Sollte Einer in den zuletzt gesprochenen Worten eine Aufforderung finden, zu wiederholen was er oft gehört, oder auch selbst gesagt hat, daß wie hier Bruno an dem Venetianischen Staatsmann seinen Vertheidiger, an dem Römischen P. Inquisitor seinen Verfolger gefunden, so zu allen Zeiten die Wissenschaft Grund gehabt habe, sich über die geistliche Macht zu beklagen, die Weltmacht aber zu rühmen, so halte er sein Urtheil zurück, bis wir gehört haben, was in demselben Jahre, wo Bruno nach Rom gebracht ward, ein Landsmann und Geistesverwandter von ihm er

fahren hat. Achtzehn Jahre jünger als Bruno war Giovan Domenico Campanella in Stilo in Calabrien geboren und trat, indem er seine Taufnamen mit dem des bedeutendsten Theologen der Dominicaner, Thomaso, vertauschte, in seinem funfzehnten Jahre in den Dominicanerorden. Der glühende Eifer, mit dem sich der junge Mönch auf Poesien und naturwissenschaftliche Studien wirft, bringt ihn nicht, wie den Nolaner, in Zwiespalt mit seinem Beruf. Man braucht nur sein Bild anzusehn, den Mann dem die Rutte so bequem sitzt als hätte er sie nie abgelegt, die kurze Stirn mit dem krausen schwarzen Haar, die fest geschlossenen Lippen, und man sagt sich: dessen Art ist es nicht, einmal gefasste Beschlüsse zu bereuen. Zwar seine Ordensgenossen wurden bedenklich, als der Jüngling mit solcher Leidenschaft über die Schrift des Telesius herfiel, und verhinderten jede persönliche Berührung, so daß er den Meister auf der Bahre zum ersten Male sah, und sein Loblied eine Lobtenklage wurde, aber was sie von einer genaueren Bekanntschaft gefürchtet haben mochten, lag dem Campanella fern. Mit Recht sagt er später, daß seine Darstellung der Naturlehre nur darin von der des Telesius abweiche, daß er gezeigt habe, wie alles dieses schon von den Kirchenvätern gesagt sei. Vom Anfange bis zum Ende seiner Laufbahn ist er ein streng kirchlicher Mann.

Daß, von jener ersten Disputation an, wo einer der Widerlegten entrüstet ausrief: nur durch Hülfe des Bösen könne der Jüngling das wissen, wozu er keine Zeit gehabt, um es zu lernen, so viele Ordensgeistliche ihn anfeindeten, daß er Jahre lang, mochte er in Rom oder Florenz, in Padua oder Venedig sein, von heimlichen Spähern umgeben ist, die ihm jedes Manuscript sobald es vollendet ist, entwenden, um es, wie sich später zeigt, den römischen Inquisitoren zu senden, beweist nicht das Gegentheil. Theils gehen diese Chicanen von Gliedern eines andern Ordens aus, theils sind sie Folge persönlichen Reibes, theils endlich hat die Rache sie dictirt, die der Hochfahrende, auf seine Gegner stolz Herabblidende, wohl hervorrufen konnte. Entscheidender als alles dies ist doch, daß er aus allen Prüfungen welche die Inquisitoren in Folge dieser Angebereien mit ihm vornahmen, gerechtfertigt und rein hervorgeht. Nach einem längeren Aufenthalte außerhalb der Heimath kehrt er in dieselbe zurück, beschäftigt mit einem Trauerspiel zur Verherrlichung der Maria Stuart — (Bruno hatte ihre Feindin, die Elisabeth, gepriesen) — und fortarbeitend an seinem merkwürdigen Buche über die spanische Monarchie, das man, weil der Schluß und einige Einschübsel desselben zwölf Jahre später geschrieben wurden, fälschlich zu eine spätere Zeit gesetzt hat. Gewiß hat er die Ideen

Träume dieses Werks von einer über den Erdbreis verbreiteten Herrschaft des Papstes, unter der es keine Ketzerei, nenne sie sich nun nach Muhammed oder Calvin oder Luther, mehr geben werde, auch mündlich oft entwickelt, und vielleicht haben merkwürdige Constellationen ihn dieses Himmelreich auf Erden als nahe bevorstehend hoffen und verkündigen lassen. Gleichviel; mitten in diesen beglückenden Visionen trifft ihn der verhängnißvolle Schlag, der sein Leben zerstört.

Was eigentlich die Spanische Regierung, unter der sein Vaterland damals stand, dahin gebracht hat, ihn als Majestätsverbrecher einzuziehen, ist nie aufgeklärt. Die Beschuldigung, er habe mit den Türken gegen die spanische Herrschaft conspirirt, ist eine Abgeschmacktheit dem Manne gegenüber, der nichts so haßt als die Türken, und in dem eben erwähnten Buche auseinandersezt, wie nur Spanien berufen und im Stande sei, jene Weltmonarchie zu gründen, von dem das frühere Kaiserthum nur einen Theil ausmache, und die Hoffnung ausspricht, im mündlichen Gespräch dem (damals noch lebenden) Philipp dem Zweiten auseinanderzusetzen, wie er das durch Glaubenspaltung geschwächte Deutschland am sichersten seinem Scepter unterwerfen könne. Also einen andern Grund muß die Spanische Regierung gehabt haben, ihn zu verhaften und auf die Erpressung eines Geständnisses hinzuarbeiten, da

einen Justizmord beschönige. Vielleicht diesen, daß Campanella der geistig Begabteste war unter denen, welche in dem schon entbrannten Kampfe des Staats und der Kirche, sich auf die Seite der letzteren stellte, und darum der Gefährlichste. Gerade in dem Jahre wo in Rom Bruno's Verhöre begannen, fangen in Neapel die Campanella's an. Sieben und zwanzig Jahre hat er in fünfzig verschiedenen Kerkern, zuletzt im Castel del Ovo in Neapel gefessen. Sieben Mal ist er gefoltert worden, und wie? Einmal, — vielleicht an demselben Tage, wo die geistliche Macht auf dem Campo de' Fiori ihre Schen vor Blut bethätigte, — hat auf der Landspitze zwischen Chiaja und Santa Lucia die Staatsgewalt, die solche Sentimentalität nicht kennt, mit brutaler Aufrichtigkeit vierzig Stunden lang ihm Stücke Fleisch vom Leibe reißen lassen, so groß, daß er seinen Blutverlust auf zehn Pfund schätzt, — alles dies, damit er gestehe. Gestehen wäre bei ihm, wie bei Giordano das Widerrufsen, eine Lüge gewesen, aber so wenig der Nolaner so wenig will der Stilese dem Feinde den Triumph bereiten, daß er lügt: Er duldet und schweigt. Jetzt versucht man eine andere Tortur: Bücher, die Speise seines Geistes, sie werden ihm genommen, Schreibematerial, dies Mittel für uns Stubensitzer Gedanken zu fixiren, ja zu haben, ihm vorenthalten. Er erträgt's, denn er hat längt

eine Bibliothek in die ehernen Tafeln seines Gedächtnisses eingegraben in der er jetzt lieft, und faßt die tiefstinnigsten Gedanken in wohlklingende Sinngedichte zusammen, die er zuerst in die Wände trägt. Endlich sehen seine Weiniger ein, daß hier Nichts zu erreichen; zwar die Pforten seines Kerkers öffnen sich für ihn nicht, trotz der Fürsprache vieler Fürsten, namentlich mehrerer auf einander folgender Päpste, aber die Quälereien hören auf, man läßt Bücher, man läßt Briefe, man läßt endlich Reisende ein, und bemerkt wirklich nicht oder thut wenigstens so, wenn er heimlich seine Gedanken niederschreibt. Durch diese Kanäle fließt dem von der Welt Geschiedenen Kunde zu von jeder Entdeckung welche die Kenntniß von der sittlichen und sinnlichen Welt erweitert, so daß, ohne einen Apparat zu Experimenten und ohne Reisen, er an physikalischem und ethnologischem Wissen täglich wächst, und bald in beidem als einer der Kundigsten dasteht. Wer sich wundert daß Kant, ohne seine Vaterstadt zu verlassen, so viel von der Welt wußte und verstand, muß den Campanella um so viel mehr bewundern, als das Castel del ovo enger und abgeschlossener ist als Königsberg. Durch die ihn besuchenden Fremden aber sucht er nicht nur Kunde zu empfangen von der Welt, sondern auch ihnen von sich selber zu geben und von dem, was er im Gefängniß ergründet. Aber nur einer wo-

fer Boten erweist sich als treu; er ist, was Campanella am Meisten haßt: ein Deutscher und ein Lutheraner. Tobias Adami, der als Hofmeister den sächsischen Edelmann von Bünau auf Reisen begleitete, lernte den Calabresen im Kerker kennen und schätzen, und gab unter dem Titel „Glöcklein,“ der zugleich auf den Namen des Verfassers anspielt, die poetischen Ergüsse desselben heraus, später einen Abriß seiner ganzen Philosophie, endlich ließ er noch drei andere Schriften desselben auf eigene Kosten drucken. Alle Anderen gaben schöne Versprechungen, nahmen das Manuscript und ließen nichts von sich hören, oder sie gaben es wohl gar als ein eignes Werk heraus und erndteten Ruhm. Sein Hauptwerk hat er auf diese Weise vier Mal von Neuem niederschreiben müssen; er tröstet sich damit, daß es beim vierten Male am besten gelungen sei. Logische, mathematische, physikalische, theologische besonders aber politische Arbeiten hat er in einer Zahl im Gefängniß verfaßt, vor der man staunt, und die Zeit naht heran, wo er wird sagen können: eben so viele Jahre im Kerker verlebt wie außer demselben!

Endlich, nachdem Philipp der Dritte, unter dem er eingekerkert ward, gestorben ist und sein Nachfolger sich sechs ganze Jahre mit Bitten hat bestürmen lassen, schlägt die Stunde der Befreiung. Am 15. Mai 1526 wird Campanella in Freiheit gesetzt, und daß er

das Stück Paradies, das auf die Erde gefallen, nicht zu halten vermochte, daß er lieber dahin eilte wo seine eigentlichen Befreier lebten, nach Rom, wer will ihm dies verdenken? Wohl ist es ein Paradies das man überschaut wenn man links den Vesuv erblickt und den St. Angelo, rechts Ischia und den St. Epomeo, und vor sich die wunderbaren Formen Capri's sich lagern sieht, aber selbst dies Gemälde mag das Fenstergitter einer Zelle des Castel del ovo als Vordergrund, entstellen. Kaum in Rom angekommen, fängt er wieder an zu schreiben. Erst eine Vertheidigungsschrift für sich, dann eine Mahnung an die gelehrte Welt, nicht länger von dem Heiden Aristoteles die Schulen beherrschen zu lassen. Mit diesen und anderen Arbeiten beschäftigt, denkt er in Rom ruhig leben zu können, bald aber kommt ihm die Weisung zu, daß sein alter Feind ihm abermals aufslanere. Es ist keine Zeit zu verlieren; verkleidet führt ihn der französische Gesandte an das Thor, dann verläßt er Rom und Italien für immer und geht nach Paris. Der von Spanien Gemißhandelte war in Frankreich Gegenstand allgemeiner Dienstbeflissenheit; nicht nur Gelehrte sondern auch Staatsmänner suchten den Mann, dessen Welt- und Staatenkunde seinen Umgang so belehrend machte. Hier in Paris ward ihm auch die Ruhe, über seine ganze Schriftstellerthätigkeit Rechenschaft zu geben, und

die Früchte derselben zu sammeln. Eine Gesamtausgabe in zehn Foliobänden ward begonnen; das vollständige Register besitzen wir, das angiebt was jeder Band enthalten sollte. Bald nachdem im vierten Bande dieser Gesamtausgabe jenes viermal geschriebene Hauptwerk erschienen war, im Jahre 1639, starb Thomaso Campanella der Dichter und Philosoph am 21. Mai, also an demselben Tage an dem mehr als zweitausend Jahre früher der größte Dichter unter den Philosophen, Plato, geboren ward.

3.

Das Schicksal dieser beiden Märtyrer — oder wenn ich ganz genau reden soll dieses Märtyrers und dieses Bekenners — meiner Wissenschaft zeigt, daß die Feinde derselben doch nicht ganz Recht haben, wenn sie behaupten die Geschichte der Philosophie zeige ein lächerliches Possenspiel, sondern daß es darin auch tragische Auftritte gibt. Tragisch nenne ich das Geschick beider, nicht empörend und entsetzlich, und wähle mit Bedacht jenes Wort. Wenn wir in den Zeitungen lesen, daß wieder in einem neugebauten Hause ein Giebel oder eine Steintreppe eingestürzt sei und einige Familienväter erschlagen habe, so ist es entsetzlich daß die Leute so schlecht bauen und empörend daß die Waspolizei

solches Unglück nicht verhindert, Tragisches aber liegt darin nicht. Damit eine Begebenheit tragisch sei, muß sie — doch wozu eine trodene Definition, wo schöner als je Einer jener Harfner, der es freilich kennen mußte, uns das Wesen des Tragischen enthüllt, wenn er im Namen des Armen, der sein Brod mit Thränen aß, zu den himmlischen Mächten spricht: „Ihr führt ins Leben ihn hinein und laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt Ihr ihn der Pein, denn alle Schuld rächt sich auf Erden.“ War es nun so auch bei Giordano und Thomaso? Und wenn es so war, welches sind hier die himmlischen Mächte? und wieder: worin wurden die Beiden schuldig? und endlich: in wiefern ist, was sie litten, sich rächende Schuld? Konnten je Menschen sagen, daß, was im Leben sie nie verließ und überall geleitet hat, der Hunger nach Erkenntniß, der Durst nach Wahrheit gewesen sei, so sind es diese Beiden. Damit aber haben sie uns auch die himmlische Macht genannt die sie ins und im Leben führte, es ist die Philosophie, und das Ziel wohin sie im Philosophiren und durchs Philosophiren gelangten, es ward erreicht unter ihrer, der Göttin, Führung. Was aber ist unter dem so oft mißbrauchten Worte Philosophie zu verstehn? Da noch nie ein Philosoph, mochte er auch noch so hohen Werth darauf legen, daß was er lehrt von ihm zuerst gefunden sei, diesen Fund für

seine Meinung oder seine Ansicht erklärte, sondern Jeder fordert daß Alle dies gelten lassen, so werden wir im Einklange mit dem, was alle Philosophen mindestens gefühlt, die schärfer sehenden ausdrücklich ausgesprochen haben, Philosophie den Inbegriff dessen nennen müssen, was nicht Einer sondern Alle, nicht ein Mensch sondern der Mensch oder die Menschheit, nicht ein Mann sondern Jedermann, kürzer was Man für wahr erkennen muß, als recht erachten soll, also Man's d. h. der Menschheit Weisheit. Wenn wir dann weiter behaupten daß, wie jeder Mann, so auch Man oder die Menschheit, anders ist in der Knaben- und anders in der Jugendzeit, und darum auch ihre Weisheit verschieden sein muß je nach verschiedenen Zeiten, so ist dies nicht etwa nur ein moderner Einfall, den man den Philosophen früherer Zeiten nicht leihen dürfe, denn gerade Giordano Bruno ist es, der gesagt hat die Ehrfurcht vor dem Alter müsse dahin führen, daß man die gegenwärtige Zeit am meisten ehre, denn heute sei die Menschheit viel älter und erfahrener, als die um zwei Jahrtausende jüngere Menschheit der Aristotelischen Zeit. Lord Bacon der, wie andere Sätze Anderen, so diesen dem Giordano entlehnt und den Ruhm erworben hat, ihn erfunden zu haben, folgert aus ihm, daß seine Philosophie nicht sein, des Philosophen, *Erzeugniß*, sondern daß sie Geburt seiner Zeit ist

Wir unterschreiben dies, beschränken es aber nicht auf seine, sondern dehnen es auf jede Philosophie aus. Kein wahrer Philosoph hat nur seine, jeder hat mit seiner, der ganzen Zeit Weisheit verkündigt, und den Beruf des Philosophen auf sich nehmen heißt sich verpflichten, die Zeit zu deuten; philosophiren heißt, aussprechen was an der Zeit ist, heißt die unbewußten Grundsätze der Zeit zum Bewußtsein bringen und formuliren. Aber nur was wirklich an der Zeit ist, ihre Grundsätze, soll der Philosoph feststellen: von einer an der nichts ist, und die keine Grundsätze hat, von der ist nichts zu sagen, der schweigt der Mund der Zeitendeuter oder Philosophen. Den Ruf, die Zeit zu deuten, haben nun auch Bruno und Campanella vernommen, und der Moment in dem sie ihn vernahmen war es, in welchem die himmlische Macht, die hinfert ihre Herrin sein sollte, die Philosophie, sie in das Leben hineinführte, das dem, der es einmal gekostet hat, das einzige wahre Leben ist.

Fragen wir aber weiter: wie sich beide verhalten haben zu dem Ruf, ihre Zeit zu deuten, dann zeigt es sich uns, wie die Armen schuldig wurden. Beginnen wir mit dem Calabresen, so war die Zeit vorüber, wo ein Gregor der Siebente, wo ein Innocenz der Dritte fast allein in den Beruf ihrer Zeit eingeweiht waren. Seitdem haben andere Mächte ihr Haupt erhoben; das

bis dahin unterdrückte Princip der Rationalität fängt an sich im Staatsleben geltend zu machen; in der Religion entsteht das Verlangen, nicht das in der Kirche geltende Dogma als fertig anzunehmen, sondern es selbst aus der biblischen Offenbarung heraus zu entwickeln, also in sich selbst den Umwandlungsproceß zu wiederholen, durch welchen aus der biblischen Offenbarung die Kirchenlehre, aus der frohen Botschaft ein Lehrbegriff geworden ist. Die Gewalt dieser Mächte unterschätzt Campanella nicht, aber von ihrer Berechtigung hat er keine Ahnung, daher sehen wir ihn mit dem Zorn und dem Feureifer, der überall die Reaction gegen den Neuerer beseelt, den Rationalitätspolitiker Macchiavelli ganz so wie Luther und Calvin als Wiederbeleber heidnischer Ideen; ja als diabolische Erscheinungen verflagen, und sehen ihn weiter, wie es die Reaction zu allen Zeiten versucht, Gewaltmaßregeln gegen die neuen Mächte anrathen. Mischehen, freiwillige unter den Fürsten, gezwungene unter den Unterthanen, sollen alle nationalen Unterschiede verwischen; Förderung der Naturwissenschaften soll die Lust, Verdrängung des griechischen Unterrichts auf den Schulen soll die Fähigkeit zu exegetischen Untersuchungen nehmen. Es hilft nichts. Er kommt zu spät. Ein so gewaltiger Geist Campanella ist, er bleibt doch ein gewaltiger Anachronismus. Nicht minder, nur in ent-

gegengesetzter Weise ist es Giordano. Seine Zeit war noch nicht reif, Erscheinungen hervorzubringen, wie Pascal, Newton, Haller, gleich fromm und groß in der Wissenschaft, die sich durch Gebet zur Forschung stärkten, und die jede neue Entdeckung demüthiger und frommer machte. Er, ein Kind des sechzehnten Jahrhunderts, konnte noch nicht, wie jene Kinder des siebzehnten und achtzehnten, fühlen, noch viel weniger konnte er, wie die des neunzehnten, es klar erkennen, daß und wie sich Naturwissenschaft und Glaubenslehre auseinanderzusetzen haben. Vernünftig ist eine solche Auseinandersetzung nur dort, wo der Physiker aus physikalischen Gründen, eben wie er daraus, daß die Sixtinsche Madonna auf photographischem Wege vervielfältigt wird, nicht schließt, daß das Original auf demselben Wege entstanden sein müsse, so sich nicht herausnimmt die stets und überall herrschenden Gesetze auf das Einmalige, sich nie wiederholende anzuwenden, wie es der Anfang aller Dinge oder auch nur einer ganz neuen Erscheinungsweise ist, — und wo der Theologe aus Gründen des Glaubens und seiner Wissenschaft es einräumt, daß es ein Gebiet (eben des Physikers) gebe, in dem wirklich nach unverbrüchlichen, unabänderlichen Gesetzen Alles geschieht, so daß es hier nicht nur thöricht, sondern irreligiös, unfromm gedacht wäre, wollte man ein Anderssein können statuiren. In solcher ver-

nünftigen und gesunden Auseinandersetzung ist, wie gesagt, Bruno's Zeit nicht reif. Wenn er sich aber nicht bei einer so unklaren und verschwommenen Einheit von Wissenschaft und Kirchenlehre befriedigen kann, wie etwa das funfzehnte Jahrhundert oder auch Campanella, so kommt es bei ihm zu einem vor- und unzeitigen Auseinandergehn beider, d. h. zu einer Auseinanderreißung. Wie die Frucht, die wenn sie reif geworden vom Baume fällt süß, wenn vor der Zeit abgeschlagen bitter und herbe ist, so giebt auch hier die Anticipation des noch Unmöglichen statt friedlichen Abkommens bitteren Haß, und wie dort das Heimweh und die Sehnsucht nach der Allgewalt der Kirche den Campanella, so macht hier der ungeduldige Bruch mit ihr den Giordano zum Anachronismus; sie beide bleiben schuldig, was ihre Herrin, die Philosophie, von Jedem fordert, der sich ihrem Dienste weiht.

Und darum hat sie, die Himmlische, gethan was nach des Harsners Lied der Himmlischen Art ist, sie hat die beiden Schuldigen der Pein überlassen. Zunächst der Pein, deren Eintritt von ihr allein, nicht von dienstfertigen Schergen abhängt: Sie läßt entbehren, was dem Philosophen lohnt, der wirklich das lehrt was die Zeit fordert, freudigen Anklang bei den Hörern, dankbaren Wiederhall von Seiten der Leser. In's Castel del Ovo drängt sich keine wissenschaftlich

Jünglings-Schaar, und was von da aus in die Welt gesandt wird, läßt wie Noah's Taube nichts wieder von sich hören. Der Andre aber der von Land zu Land irrt, ist am Ufer des Rhone und der Garonne, der Isis wie der Elbe, in Helmstädt und in Padua gleich unverstanden, und also verlassenener und einsamer als Jener im Kerker zu Neapel. Dann aber überläßt ihre himmlische Herrin beide auch der andern Pein, von welcher ich gesprochen habe, bei der ihr andere Mächte als Henter und als Folterknechte dienen, und so wenig es uns einfällt diese zu loben, begreiflich werden wir es doch finden, und also ein gewisses Recht darin anerkennen, daß an dem Zurückbleibenden die Macht Rache nimmt, die der Träger der neuen Ideen ist, der Staat, an dem unzeitig Voreilenden aber die Gewalt, die seit Alters das Scepter führte, die Kirche. Das Gefühl aber, daß bei beiden Philosophen eine Schuld an der Philosophie, sich selbst gerächt hat, dies ist es was bei ihren Leiden nicht die Empörung aufkommen läßt, die uns erfüllt wo wir den ganz Unschuldigen gepeinigt, den ganz Schuldlosen gemordet sehn. Beruhigt schon dies, so kommt dazu noch ein Anderes. Wie darin daß eine Schuld sich rächt, oder in dem was wir ihre Strafe nennen, auch ihre Sühne liegt, und an das „Ist gerichtet!“ sich Gott sei dank! das „Ist gerettet!“ schließt, so zeigt ein weiterer Blick auf das Schicksal

unserer beiden Märtyrer, wie auch hier jenes Merkwürdige stattfindet, daß worin der Mensch gefehlt hat darin er gestraft wird, aber eben darin auch gesegnet, eine Verknüpfung des (so scheint es) Unvereinbaren, welche bei dem Anblick eines Trauerspiels die bitter-süße, niederschmetternd-erhebende Wirkung äußert, die wir tragische Befriedigung nennen. Dem rückgewandten Campanella, der des Papstes Allmacht verkündigt, und eine Umkehr der Wissenschaft zu der Zeit fordert, wo noch kein Aristoteles sie heidnisch gemacht hatte, lohnt die Erfahrung, daß dem allmächtigen Papste gelingt, was keiner konnte: ihn frei zu machen; und am Abend seiner Tage hat er das von vielen getheilte Bewußtsein, er habe die ganze Wissenschaft restaurirt. Restaurirt, zurückgebildet. Den wieder, der von einem Buchdrucker zum andern läuft, um einen zu finden, der es der Welt verkündige, daß die Zukunft ihm Recht geben werde, hat solche Hoffnung nicht getäuscht: dieselben Gedanken die er in London offenbarte, hat Spinoza, die er in Frankfurt verkündigt, hat Leibnitz, zu einem Lehrgebäude verarbeitet. Auch wo sie irrten also unsere beiden, haben sie nicht bloß geirrt, auch wo sie litten nicht umsonst gelitten, und die Furcht und das Mitleid, mit dem wir ihr Martyrthum sehen, wird gereinigt und verklärt, weil ihnen der Stachel der Empörung genommen ist, mit der wir ein Schicksal be-

trachten das ungerecht ist und nur unbarmherzig. Wäre es anders, so hätte ich hier nicht an sie erinnern dürfen, denn in die Reihe von Vorträgen die einem Liebeswerk gewidmet sind, darf sich keiner stellen, der den Zuhörer mit Haß und Bitterkeit im Herzen entläßt. Jetzt aber durfte ich es. Und daß beide ihr tragisches Loos mit solchem Heldenmuth trugen, das läßt mich denen, die wir gleich Anfangs spöttisch fragen hörten, wo denn die Blutzengen seien für wissenschaftliche Ueberzeugungen? kühn diese beiden zeigen und sagen: wenigstens meine Wissenschaft hat Männer hervorgebracht die für das was sie als wahr erkannt hatten, Gut und Blut, nicht nur zu opfern versprochen (denn das macht sich leicht, Dank dem Beistande, den Sanct Gambrinus und die heilige Nicotiana leisten) sondern wirklich opferten, wirklich Entbehrung, Qualen und Tod dafür litten.

5324-27

Berlin, Druck von Gustav Schade.
Marienstraße Nr. 10.







3 2044 037 910 379

DATE DUE[illegible]

